

MEIN FREUND

79

Jugendkalender



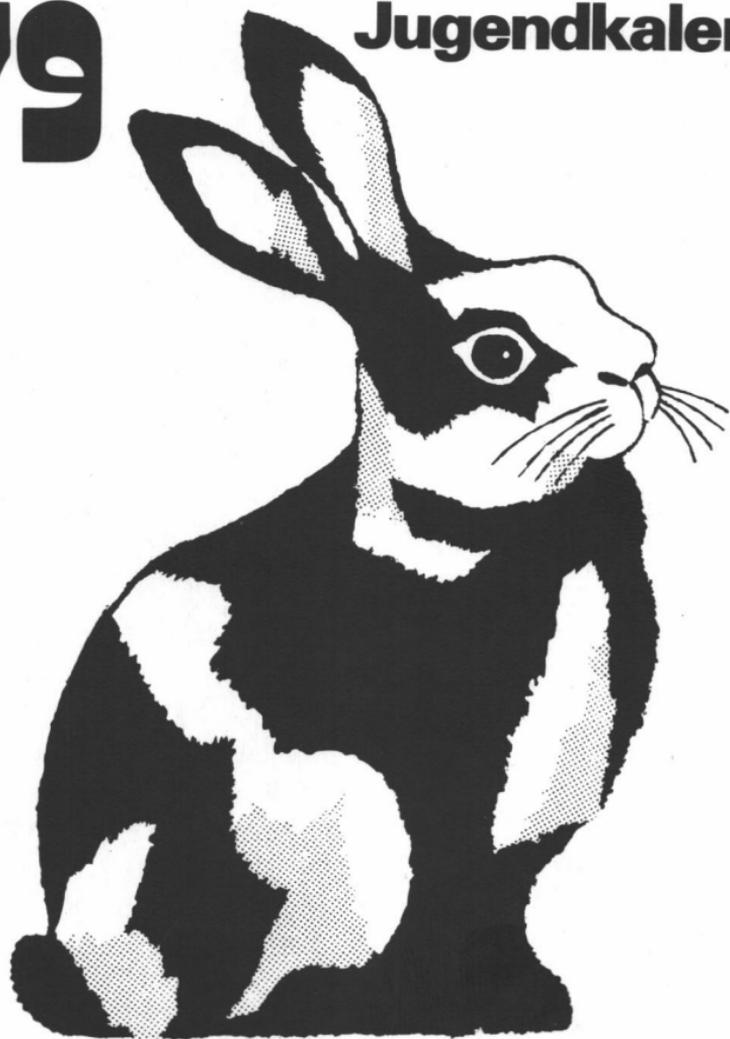
Beat

unternehmer

MEIN FREUND

79

Jugendkalender



58. Jahrgang

Herausgeber: CLEVS

Redaktion:

Dr. Fritz Bachmann, Luzern

Entwurf des Umschlages:

Hermann Schelbert, VSG, Olten

Gestaltung des Inhaltes:

Peter Emch, Trimbach

Alle Rechte vorbehalten

© Walter-Verlag AG, Olten 1978

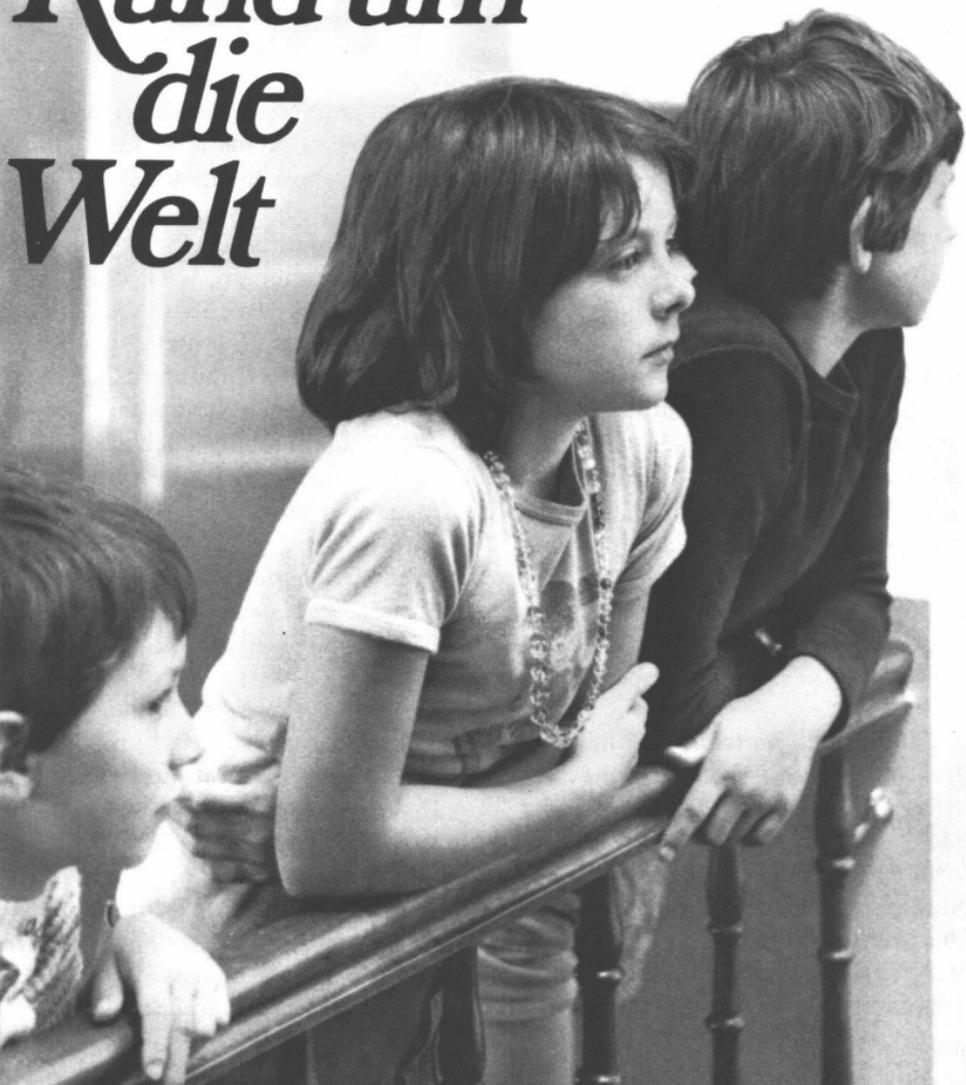
Gesamtherstellung:

Grafische Betriebe
des Walter-Verlages

ISBN 3-530-56103-7



*Rund um
die
Welt*



Mein Vorname

Vornamen sind mehr als nur Beinamen oder Rufnamen. Wir möchten wissen, was sie bedeuten, wie sie in andern Sprachen heissen, was für eine Geschichte sie haben. «Mein Freund» führt daher die 1976 begonnene Reihe der Deutung der wichtigsten Knaben- und Mädchennamen weiter.

Andreas

Dieser Knabename griechischen Ursprungs bedeutet eigentlich «der Mannhafte, der Tapfere». Als Name eines Apostels fand er in der christlichen Welt schon früh grosse Verbreitung.

Es gibt Nebenformen wie Andres, Endres, niederdeutsch Anders, Enders oder Rees, oberdeutsch Ander oder Anderl.

Auf italienisch lautet der Name Andrea, auf französisch André, auf englisch Andrew, auf russisch Andrei oder Andrej. Als Verkleinerungsform ist Andy gebräuchlich.

Namenstag ist der 30. November.

Die weibliche Form dazu lautet Andrea, ein heute sehr beliebter Mädchenname.

Barbara

Dieser beliebte Mädchenname stammt ebenfalls aus dem Griechischen und heisst eigentlich «die Fremde».

Namenspatronin ist die heilige Barbara aus Nikomedien, nach der Legenden eine Martyrerin (3./4. Jahrhundert). Sie ist die Schutzheilige der Bergleute und der Kanoniere.

Auch dieser Name ist heute stark verbreitet. Deshalb gibt es auch zahlreiche Nebenformen: Barbe, Barbel, Barbele, Bärbeli, Bäbe, Bäbi, Babs oder Bäbeli.

Auf französisch lautet der Name Barbe oder Babette (was auch eine Abkürzung von Elisabeth sein kann).

Emil

Der Knabename Emil, aus dem Französischen übernommen, wurde im 18. Jahrhundert durch den Erziehungsroman «Emile ou de l'éducation» von Rousseau (1762) bekannt. Der französische Name geht auf lateinisch Ämilium zurück und bedeutet eigentlich «der aus dem Geschlecht der Amilier». Das lateinische Adjek-

tiv aemilius aber bedeutet eifrig, nacheifernd, wetteifernd; Emil heisst also etwa «der Eifrige, der Nacheifernde».

Die italienische Form lautet Emilio. Emilie (auch Emilia) ist die weibliche Form, französisch Emilie, englisch Emily.

Katharina

Der ebenfalls beliebte Mädchename Katharina stammt aus dem Griechischen und bedeutet «die Reine». Namenspatronin ist die heilige Katharina von Alexandria (gest. 307).

In evangelischen Kreisen ist der Name wegen Katharina von Bora, der Gemahlin Luthers, beliebt geworden. Von den Herrscherinnen sind besonders Katharina I. und Katharina II., die Grosse, von Russland bekannt, ferner Katharina von Medici, die Gemahlin Heinrichs II. von Frankreich.

Die in der Literatur etwas Bewanderten erinnern sich an Kleists romantisches Drama «Käthchen von Heilbronn». Eine berühmte Katharina treffen wir auch in Shakespeares Drama «Der Widerspenstigen Zähmung»; und von einer tapferen Frau berichtet Gotthelf in der Erzählung «Käthi, die Grossmutter».

Von der Beliebtheit dieses Mädchenamens zeugen zahlreiche Nebenformen wie Katrin, Kätti, Kathe, Käthe, Kätchen, Trine, Trineli, Trichen oder Tri. Häufig treffen wir

heute auch die schwedische Form Karin oder Karen an.

Französisch lautet der Name Cathérine, italienisch Catarina oder Caterina, spanisch Catalina oder Nina, englisch Katherine, Catherine, Kathleen, Kate, Katty oder Kitty, russisch Katinka, Katenka, Katja oder Tinka.



Markus

Der Knabename Markus kommt aus dem Lateinischen und bedeutet «der Kriegerische»; Marcus ist abgeleitet von Mars, dem Namen des römischen Kriegsgottes.

Der Name erinnert an den Evangelisten Markus. Namenstag ist der 25. April. Nach der Legende wurden die Gebeine des Evangelisten von Alexandria, wo er Bischof war, nach Venedig gebracht.

Italienisch lautet der Name Marco, spanisch ebenfalls Marco, französisch Marc, englisch Mark und polnisch Marek.

Monika

Die Ableitung dieses Mädchennamens ist unklar. Entweder kommt

der Name vom griechischen Wort «monos» (= allein); dann bedeutet der Name «die Einsame». Oder er kommt vom lateinischen Verb mone-re (= mahnen); dann bedeutet der Name «die Mahnende».

Kurzformen sind Moni oder Mone. Namenspatronin ist die heilige Monika, die Mutter des heiligen Augustinus. Namenstag ist der 4. Mai.

Die italienische Form lautet Monica, die französische Monique.

Urs

Ebenfalls lateinischen Ursprungs, bedeutet der Name eigentlich «der Bär» (zu lat. ursus).

Der Vorname war früher in der Schweiz sehr beliebt, wegen der Verehrung des heiligen Ursus, der nach der Legende als Mitglied der Thebäischen Legion in Solothurn den Martyrertod erlitt (3./4. Jahrhundert). Namenstag ist der 30. September.

Die weibliche Kurzform dazu ist Ursula («kleine Bärin»), Ursi, Ursel, Uschi oder Ulla (was auch eine Kurzform von Ulrike sein kann).

Namenspatronin ist die heilige Ursula, nach der Legende eine britische Königstochter, die auf der Rückkehr von einer Romfahrt zusammen mit 11 000 Jungfrauen in Köln den Martyrertod erlitt.

(Fortsetzung im nächsten «Mein Freund»!)



Das machen wir besser!

Wieder ein kleines Kapitel gutes Benehmen

Ist es dir auch schon so ergangen? Du hast deinem Paten ein hübsches Geschenk zum Geburtstag gebastelt. Lange hast du dir überlegt, was ihm wohl am meisten Freude bereiten würde. Du hast einen ganzen freien Nachmittag daran gearbeitet, dein Geschenk hübsch verpackt und es dann zur Post gebracht.

Tage vergingen, du hörtest nichts vom Beschenkten. Wochen vergingen, kein Brief, kein Telefonanruf, kein Dankeschön. Ob dein Paket unterwegs verlorengegangen ist? Ob es dem Empfänger nicht gefallen hat? Du rätselst, du bist über das Schweigen enttäuscht, böse, und zwar zu Recht.

Dann, zwei Monate nach dem Geburtstag, kommt dein Pate auf Besuch. «Ach ja», sagt er, «ich danke dir noch für dein nettes Geschenk.» So taktlos können Erwachsene sein! Begreiflich, dass einem dann die Freude am Schenken vergeht.

Aber auch der umgekehrte Fall kann eintreten: Deine Patin oder dein Pate hat dich mit einem liebevoll ausgesuchten Geschenk überrascht. Du



hast dich sehr darüber gefreut, und am Tag darauf wolltest du dich telefonisch bedanken, aber niemand war zu Hause. «Schreib doch rasch», sag-

te deine Mutter. Aber du wolltest zuerst deine Rechenaufgaben lösen. Als du damit fertig warst, holte dich ein Freund ab. Er kam im richtigen Augenblick, denn: Briefe schreiben liegt mir nicht, findest du.

Tage vergingen, und dein Dankesbrief kam erst zustande, als deine Mutter ganz energisch darauf pochte. Dabei wäre es eine Sache von etwa fünf Minuten, so ein Brieflein zu verfassen.

Also – wir machen es besser: Unsere Dankesbriefe – sie dürfen kurz sein, aber unsere Freude über das Geschenk soll darin zum Ausdruck kommen – werden von nun an immer pünktlich abgeschickt!

Und noch etwas, das Erwachsene oft falsch machen: Wenn uns jemand persönlich ein Geschenk überreicht, dürfen, ja müssen wir «neugierig» sein. Es ist beleidigend, das Geschenk achtlos beiseite zu legen und es erst später, wenn sich der Gast wieder verabschiedet hat, auszupacken. Richtig ist, das Päckchen sofort zu öffnen – vor den Augen des Schenkenden – und sich zu bedanken.

Sicher ist dir auch schon aufgefallen, dass sich viele Erwachsene in Gesprächen, in Zeitungsartikeln, in Radio- und Fernsehsendungen über die Unmenschlichkeit unserer Zeit beklagen. Da leben die Menschen aneinander vorbei und übersehen oder

vergessen die einfachsten Dinge, die das Zusammenleben angenehmer und schöner machen. Mit ein bisschen Höflichkeit würde manches erträglicher. Dazu gehört auch das Grüßen.

Merke die folgende «Spielregel»: *Der Jüngere grüsst immer zuerst den Älteren.* Wenn du auf dem Schulweg der Mutter deiner Freundin begegnest oder einem Bekannten deiner Eltern, grüsst du zuerst, und zwar laut und deutlich, indem du der zu grüssenden Person auch den Namen sagst. Also: «Grüezi, Herr Bucher!» – «Guete Morge, Fräulein Hofer!»

Manchmal wundert man sich auch, wie unhöflich die Leute in den Wartzimmern zueinander sind. Auch da machen wir es besser, nämlich so: Wir klopfen an die verschlossene Türe, treten ein und grüssen. Auf's Anklopfen verzichten wir nur dann, wenn ein Schildchen mit der Aufforderung «Bitte eintreten» an der Türe befestigt ist.

Wer den Raum wieder verlässt, verabschiedet sich als erster.

Auch in den Eisenbahnen, im Kino, im Theater, in den Restaurants lässt die Höflichkeit meistens zu wünschen übrig. Wieviel sympathischer wirkt es, wenn wir die Anwesenden kurz und höflich grüssen, auch wenn wir sie nicht kennen, als uns einfach wortlos neben sie zu setzen!

Auch hier gibt es immer wieder Missverständnisse: Wann muss man zum



Grüssen aufstehen, wann darf man sitzenbleiben? Wir merken uns: Männer jeglichen Alters – also auch die ganz jungen, die noch zur Schule gehen! – stehen grundsätzlich immer auf, wenn sie jemanden mit der Hand begrüßen. Damen dürfen sitzenbleiben, mit einer Ausnahme: Die ganz jungen, die Teenagers, stehen zur Begrüssung einer wesentlich älteren Frau oder eines alten Mannes auf.

Manchmal weiss man auch vor lauter Händen nicht, welche man zuerst schütteln muss. Die Regel ist ganz

einfach: Zuerst geben die Damen einander die Hände, dann begrüßen sie die Herren, und schliesslich reichen diese einander die Hände. Die Engländer und die Amerikaner haben es in dieser Beziehung viel einfacher, sie begrüßen sich nur mit Worten und nicht mit Händeschütteln. Machst du mit? Mit einem «Danke schön» und einem «Guten Tag», mit ein wenig mehr Höflichkeit im täglichen Leben, die doch ganz selbstverständlich sein sollte, kannst du wesentlich zu einer sympathischeren Umwelt beitragen.

Wie wird das Wetter?

Eine praktische Wetterkunde, die uns die Witterung für ein ganzes Jahr voraussagt, gibt es nicht. Wir können zwar den Zeitpunkt des Osterfestes auf viele Jahre vorausberechnen, aber wir wissen nicht im voraus, wie das Wetter an einem bestimmten Tag, z. B. am 15. Juni, sein wird.

Den Meteorologen unserer Zeit helfen zwar die Satellitenbilder, das Wetter kurzfristig vorauszusagen, so dass wir am Freitag vielleicht wissen, wie das Wetter am Wochenende sein wird. Allerdings gibt es beim Wetter keine garantierte Sicherheit, Wetterprognosen sind immer ohne Gewähr.

Wer aber die Natur zu beobachten versteht, wie etwa der Bauer, der kann aus seinen Beobachtungen selber einige Wetterregeln ableiten, die ihm vielleicht bei einer Wanderung oder einer Bergtour helfen.

Vom «Hundertjährigen Kalender» wollen wir gar nicht reden, das Wetter ist von zu viel Faktoren abhängig, als dass man auf Jahre hinaus sichere

Voraussagen machen könnte. Auch viele «Wetterregeln» des Volkes sind nutzlos, wie z. B. «Weihnachten Schnee, Ostern im Klee» oder «Wenn es an Pfingsten regnet, so regnet es noch sieben Sonntage».

Wetterregeln

- Schönes Abendrot bringt am nächsten Tag auch schönes Wetter; schmutzigrotes Abendrot oder starkes Morgenrot deuten auf Regen.
- Heller Mondschein und klarer Sternenhimmel deuten auf schönes Wetter hin.
- Höfe und Ringe um Sonne und Mond sind Schlechtwetterzeichen.
- Aufsteigender Morgennebel im Gebirge bringt trübes Wetter; fällt der Nebel, wird das Wetter gut.
- Sehr klare Luft und tiefblauer Himmel mit übermässiger Sicht deuten eher auf Schlechtwetter hin. Ist der Himmel aber blau und hat es Wolken, die wie weisse Wolle aussehen, so können wir gutes Wetter erwarten.
- Dreht bei Föhnlage der Wind nach Westen, gibt es sicher Regen.



- Kumuluswolken («Haufenwolken»), die fern in der Höhe aufsteigen, bringen Gewitter; Kumuluswolken in geringer Höhe mit goldigen Rändern dagegen sind Schönwetterboten.

Insekten und Tiere sind oft auch – allerdings umstrittene – Wetterpropheten:

- Wenn Hausspinnen emsig herumkriechen und an ihrem Netz bauen, ist schönes Wetter; vor nahendem Regen verkriechen sie sich.
- Schönwetterboten sind die Mücken, wenn sie nach Sonnenuntergang noch spielen; die Fledermäuse, und Glühwürmchen, wenn sie abends

umherschwirren; die Tauben, wenn sie gurren; die Eulen, wenn sie schreien, und die Seevögel, wenn sie das Ufer verlassen.

- Vorzeichen baldigen Regens sind Regenwürmer, die aus der Erde kriechen; Ameisen, die emsig herumkrabbeln; Schwalben, die niedrig fliegen; Hühner, die ein Sandbad nehmen, und Fische, die aus dem Wasser springen.

Ein Schlechtwetterzeichen ist auch der Rauch, der «heruntergedrückt» wird; wenn der Rauch aus dem Kamin aber senkrecht aufsteigt und sich rasch auflöst, ist das ein Gutwetterzeichen.

TEST

18		12		30	35	21		17	3	
		1				9			32	
16	28	20	5	27		7	40			
				24						
11	33	25	36	2	39		34	26	15	
					6					
38		4		19	31		13	37	8	
		14			22					

Wer kann es am schnellsten?

Stoppuhr zur Hand! Wenn du die Aufgabe in drei Minuten lösen kannst, hast du eine besonders rasche Auffassungsgabe und bist ein guter Beobachter. Nimm einen Bleistift zur Hand und tippe damit, bei der Zahl 1 beginnend, in der richtigen Reihenfolge auf die Zahlen 1 bis 40 auf der Zeichnung! Zähle laut und lass keine Zahl aus!

Die Mitte fehlt

Le . er — Br . he — Ga . se — St . rn — Ri . de — Ta . el — Fa . te — Gr . nd — He . er —
Li . ze — St . in — St . hl — Ku . el

Setzt man in die genannten unvollständigen Wörter den richtigen Buchstaben ein, so entstehen sinnvolle Begriffe.

Aneinandergereiht ergeben die richtig verwendeten Mittelbuchstaben einen neuen Begriff, und zwar den Namen für ein modernes Verkehrsmittel.

Die einzusetzenden Buchstaben sind: d e e f g g l n s u u ü z

Reiten durch Jahrtausende

Der Pferdesport ist uralt. Nach den Mythen der Griechen ist das Pferd ein Geschenk Poseidons. Als er mit dem Dreizack die Erde berührte, entsprang ihr ein Pferd.

Das Pferd ist ein Geschenk des Meeres: Übers Wasser kamen die ersten Pferde nach Griechenland, und zwar aus Ägypten. Im Lande am Nil waren sie schon um 1700 vor Christus heimisch. Doch schon viele Jahrhunderte früher, um 4000 vor Christus, wurden Pferde im Krieg verwendet. Die Assyrer spannten Pferde vor ihre Streitwagen. Und eine Handschrift aus dem Jahre 2637 vor Christus beschreibt ausführlich, wie die Kavallerie des chinesischen Kaisers Hoang-ti eingesetzt wurde. Es ist bekannt, dass schon Jahrhunderte vor den westlichen Völkern die Chinesen Reitsättel hatten und dass sie schon Steigbügel verwendeten und die Hufe der Tiere beschlugen.

Von den thessalischen Hirtenstämmen lernten die Griechen, wie man wilde Pferde zähmt. Dort lebten die Menschen seit langem in enger Ver-

bindung mit dem Pferd, so eng, wie sie mit der Natur überhaupt verbunden waren. Es schien, als seien sie geradezu mit ihren wilden Pferden verwachsen. So entstand wohl die Sage von den Zentauren, den Pferdemen- schen.

Wertvolle Überlieferungen bilden auch die alten Münzen. Sie zeugen davon, dass die Griechen schon etwas wie eine «Hohe Schule» des Reitens kannten. Von Darstellungen auf dem Parthenonfries des Phidias weiss man, dass den Hellenen bereits Schulgalopp, Passagen und Piaffen, Levaden und Courbetten bekannt waren – Reitfiguren und Gangarten also, welche die Hohe Schule des Reitens noch heute verwendet.

Es dauerte aber doch sehr lange, bis sich das Reiten zur Reitkunst entwickelte. Erst um die Wende des 15. Jahrhunderts beginnt sich ein eigentlich methodisches Reiten abzuzeichnen. In Italien fand der Reitsport einen guten Boden. Frankreich machte sich die italienische Schule zu eigen; doch wurde zu viel Wert auf Äusserlichkeiten gelegt. So gab es

kaum Bestleistungen; denn sie setzen subtile Einfühlung in alle Reaktionen und Empfindungen des Tieres voraus.

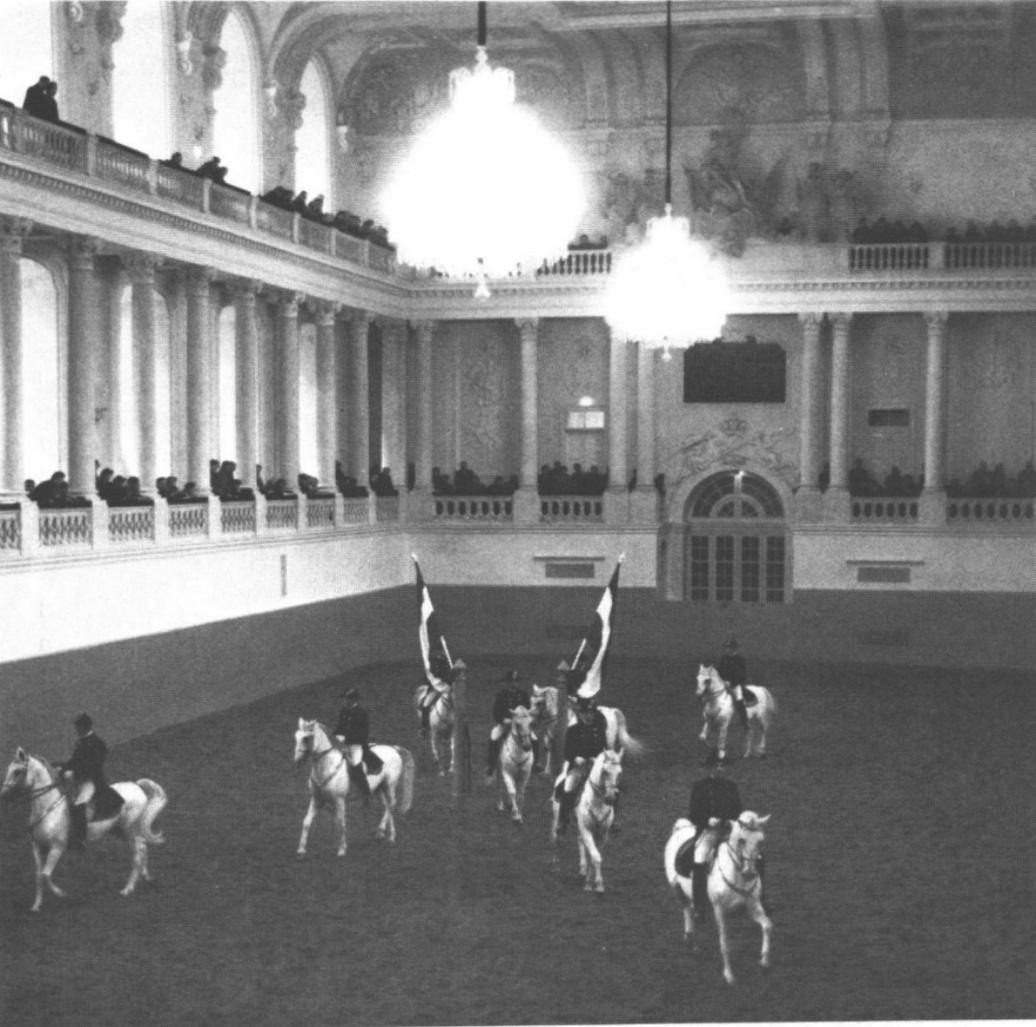
Der bedeutendste Meister der Reitkunst im 18. Jahrhundert war wohl Robichon de la Guérinière. Er wettete gegen das «geckenhafte, steife Reiten» und lehrte den weichen Balancesitz, die Eleganz. Noch heute sind die Lehren Guérinières gültig, wenn auch nur die Spanische Reiterschule in Wien in vollem Masse die lebendig erhaltene Tradition pflegen

Der Rennsport dient in der modernen Pferdezucht vor allem auch als Leistungsprüfung des Vollbluts. Neben den Flachrennen gibt es auch Hinderrennen, die als Hürden- oder Jagdrennen ausgetragen werden.

kann. Der «moderne» praktische Sattel geht ebenfalls auf Guérinière zurück. Da man ja nicht mehr mit Schwertern und Spiessen aufeinander losging und die künstliche, steife Haltung ohnehin von der «lässigen», eleganten Reithaltung abgelöst werden sollte, schaffte er den hochlehnten Stützsattel ab.

Die ersten, die ihre Reittiere nicht nur als Fortbewegungsmittel betrachteten, waren die Athener. Der Geschichtsschreiber Xenophon (430–345 vor Christus) beschrieb, was wir heute noch als Ideal eines bis zur höchsten Stufe dressierten Pferdes betrachten: «Wenn du das Pferd lehrst, am leichten Zügel den Nacken hoch zu tragen und Hals und Kopf schön zu biegen, so bekommt es eine stolze, selbstgefällige Haltung. Dann





hebt es sein Genick hoch empor, zäumt den feueratmenden Kopf hierbei und bewegt sich erhabenen Trittes. Wenn ein Pferd so geht, so zeigt es seine ganze Schönheit – und man sieht seiner feurigen und aufsehenerregenden Haltung an, dass ihm das Gerittensein Freude macht.»

Die Spanische Hofreitschule in Wien ist die letzte Pflegestätte hoher barocker Reitkunst. Seit mehr als 300 Jahren ist die dabei angewandte Dressur der edlen Reitpferde unverändert geblieben. Die Vorführungen erfolgen auf den berühmten Lipizzaner-Hengsten.

Das Velo hat nicht ausgedient!

«Eine ideale Konstruktion! Ein Gerät, das man nicht verbessern kann!» Mit diesen Worten lobte Major Walter Frehner vom Radfahrerregiment 3 das gute alte Militärvelo, das seit 1904 praktisch keine Veränderungen erfahren hat. Das hochgelobte Fahrzeug ist 25 Kilogramm schwer, von schwarzer Farbe und verfügt weder über ein Licht noch ist es mit Übersetzungen ausgestattet. Im Zeitalter der Aluminium-Rennräder nimmt sich das Vehikel wie ein verstaubtes Museumsstück aus, dennoch schwören die rund 4000 Radfahrer der Schweizer Armee auf ihr Transportmittel.

Schnell und lautlos

«Wir sind genau gleich gut ausgebildet wie Füsiliere», erklärte uns Oberst Kerner, Kommandant des Radfahrerregimentes 5. Die Aufgaben der Radfahrer unterscheiden sich denn auch kaum von denen der Füsiliere, das Fahrrad gibt ihnen jedoch zusätzliche Möglichkeiten: Die Verbände können sich auf schlechten Strassen, ja sogar über

Felder und durch Wälder fast lautlos fortbewegen. In einem Umkreis von etwa vierzig Kilometern sind sie sogar rascher als motorisierte Verbände. Grund: die Velofahrer machen ihr Fahrzeug innert Sekunden startklar.

Radfahrer sind im Gegensatz zu motorisierten Fahrzeugen auch kein lohnendes Ziel für Flugzeuge: grössere Verbände bewegen sich weit auseinandergezogen durchs Gelände und werden von der Luft aus kaum gesehen.

Geradezu gefürchtet sind die Angriffe der bewaffneten Radfahrer jedoch bei Nacht; lautlos und ohne Licht nähern sich die Infanteristen dem Gegner, der Leutnant übrigens immer an der Spitze seines Zuges. Er allein ist mit einer Taschenlampe ausgerüstet. Sobald die Soldaten ihr Ziel erreicht haben, springen sie vom Rad, das nicht selten noch einige Meter weiterrollt, und gehen in Stellung. Einem modernen Velo würden solche Rosskuren nicht gut bekommen, das Militärvelo übersteht auch grosse Strapazen problemlos.



Sollte dennoch einmal etwas in Brüche gehen, ist die Reparaturmannschaft nicht weit weg. Jede Kompanie verfügt über ein Fahrzeug mit Werkzeugen, Ersatzteilen und Flickmaterial. Drei bis vier Mechaniker besorgen den Service der Fahrräder. Natürlich bietet das Rad als Fortbewegungsmittel im Krieg nicht nur Vorteile: das Gefährt kann nur mit verhältnismässig wenig Material beladen werden. Steigungen machen den Radfahrern oft schwer zu schaffen. Weil das Fahrzeug keine Übersetzungen hat, muss die Truppe marschieren, wo man mit einer kleinen

Kaum zu glauben, dass das gute alte Fahrrad auch in einer Armee des Atomzeitalters seinen Platz behält!

Übersetzung noch fahren könnte. Bei der Talfahrt – einzelne Spitzenköhner bringen es dabei auf bis zu 70 Stundenkilometer – können die Radler zwar wieder Zeit gewinnen, dabei ist jedoch Vorsicht am Platz. Ein weiterer Minuspunkt: Radfahrer sind auf motorisierte Fahrzeuge angewiesen, die ihnen Munition und schwere Waffen, zum Beispiel das Raketenrohr, über längere Distanzen nachführen.

Kameradschaft grossgeschrieben

«Wir sind alle vom Velo angefressen», meinte Major Frehner, «mich hat man seinerzeit von den Motor-

Radfahrer sind, über kürzere Distanzen, sogar schneller als Motorfahrzeuge.

dragonern zu den Radfahrern umgeteilt, doch schon nach wenigen Wochen war ich begeisterter Radfahrer. Die Kameradschaft bei dieser Truppe ist besonders gut. Auch ausserdienstlich sind wir sehr aktiv, militärsportliche Anlässe für Radfahrer finden den grossen Zuspruch. Das Militär-





Reifenpannen können dank dem «Servicewagen» rasch behoben werden.

radrennen Basel-Zürich oder das Radrennen von Gippingen vermögen Hunderte von Dienstkollegen zu mobilisieren.»

Der Wehrmann nimmt übrigens das Velo mit nach Hause, nach den acht Wiederholungskursen gehört es ihm ganz.

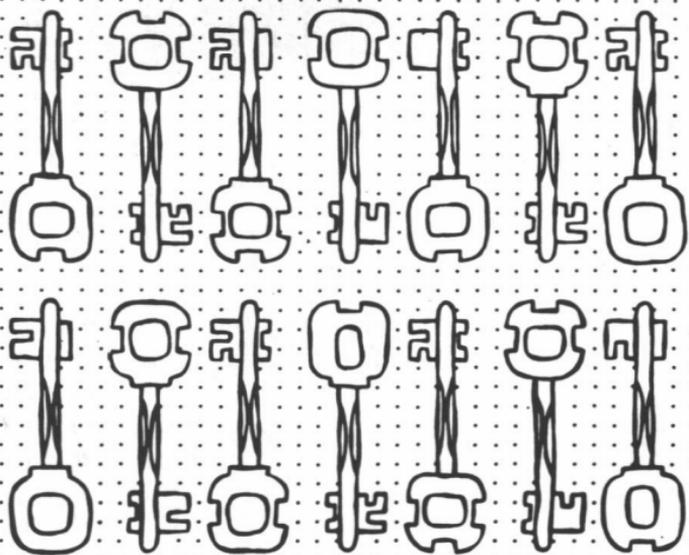
Nicht nur in der Schweiz

Im EMD denkt man nicht daran, die Zahl der Radfahrer zu reduzieren

oder gar die Truppengattung aufzugeben. Die Ölkrise von 1973 hat gezeigt, dass man sich nicht blindlings auf einen geregelten Nachschub verlassen kann.

Das haben auch andere Armeen gemerkt: die Schweden beispielsweise unterhalten schon lange Radfahrereinheiten, Deutschland baut diese Truppengattung sogar aus. Dass das gute alte Velo selbst gegen eine hochtechnisierte Armee noch Chancen hat, bewies der Vietnamkrieg, wo vom Vietcong Abertausende von Fahrrädern als Transportmittel auf Dschungelpfaden eingesetzt wurden.

TEST



Schlüssel, nichts als Schlüssel

Einer sollte eigentlich ins Schloss passen... Aber das ist hier gar nicht das Problem, sondern wir müssen blitzschnell herausfinden, welche zwei Schlüssel genau gleich sind!

Wie heisst wohl die nächste Zahl?

Hier stehen sechs Zahlenreihen, die alle nach einem bestimmten Gesetz aufgebaut sind. Intelligente Leser erkennen das Gesetz bald und sind dann auch imstande, die Fortsetzung der Reihe zu schreiben.

Notiere die richtige Folgezahl – bevor du die Auflösung (Seite 231) um Rat fragst.

1. Reihe: 1 – 2 – 4 – 8 – ...

2. Reihe: 3 – 6 – 9 – 12 – ...

3. Reihe: 20 – 30 – 50 – 80 – ...

4. Reihe: 3 – 5 – 9 – 17 – ...

5. Reihe: 10 – 9 – 7 – 4 – ...

6. Reihe: 3 – 7 – 12 – 18 – ...

Sicherheit für Zweiradfahrer

Kluge Köpfe schützen sich!

Beim Aufprall des Kopfes auf Strasse oder Fahrzeug können bereits bei einer Geschwindigkeit von 16 bis 20 km/h Schädelfrakturen entstehen. Auch Rissquetschwunden im Gesicht, die wegen ihrer entstellenden Wirkung oft mehrere plastische Operationen erfordern, sind bei diesem Tempo möglich.

Deshalb wird allen Mofabenutzern dringend empfohlen, konsequent – wie es bereits auch die meisten Motorradfahrer tun – Schutzhelme zu tragen. Denn «kluge Köpfe schützen sich»!

In Dänemark, England, Holland und Schweden besteht denn auch bereits das Helmobligatorium auch für Mofafahrer.

Beim Kauf eines Helms ist aber unbedingt auf das BfU-Gütezeichen zu achten. Dieses Qualitätszeichen wurde in Zusammenarbeit mit der Eidg. Materialprüfungsanstalt St. Gallen (EMPA) und dem Gerichtlich-Medizinischen Institut Zürich (GMI) geschaffen und garantiert, dass die gewählte Marke auch den Ansprüchen an Sicherheit und Zweckmässigkeit entspricht.



Ein königliches Spiel

Immer mehr Buben und Mädchen wagen sich an das «königliche Spiel», und an vielen Schulen werden bereits Schachkurse für Anfänger und Fortgeschrittene angeboten.

Es wird erzählt, dass der Sultan Harun al-Raschid einst Karl dem Grossen eine kostbare Garnitur aus Elfenbein geschnittener Schachfiguren ge-



Es gibt kein anderes Spiel, das wie das Schach den Geist lebendig hält und den Spieler ständig vor neue Situationen stellt, so dass er sich entscheiden muss.

schenkt habe und dass der abendländische Kaiser über der Leidenschaft für dieses Spiel sogar seine Regierungsgeschäfte zu vernachlässigen begann...

Sicher ist, dass man zu jener Zeit im Orient das Schachspiel schon lange kannte, obwohl niemand genau weiss, wer es erdacht und wo es zum erstenmal gespielt wurde. Man nimmt an, dass das Schach als Kriegsspiel im 6. Jahrhundert nach Christus in Indien aufkam. Es hatte ursprünglich den gleichen Namen wie die indische Armee: Tschaturanga («die Viergeteilte»). Von Indien muss es sich nach allen Richtungen der Windrose ausgebreitet haben, da es auch den Chinesen bekannt war und es bei uns heute noch den gleichen Namen hat wie bei den Persern, die es nach dem König (persisch «Schah») nannten. «Der König ist tot» hiess auf altpersisch «Schah mat», und auch bei uns endet das Spiel mit dem Schachmatt der Königsfigur.

Ziel einer Schachpartie ist also, den gegnerischen König so anzugreifen,



Die Zahl begeisterter Schachspieler ist so gross, dass viele Gemeinden in ihren Parkanlagen Freilicht-Schachspiele eingerichtet haben.

dass er keinen Ausweg mehr hat, d. h. also, ihn «matt» zu setzen. Kann ein Spieler nicht ziehen, ohne seinen König direkter Bedrohung auszusetzen, so ist das Spiel «patt», es gilt dann als unentschieden. Und wenn keine Partei die Möglichkeit hat, den feindlichen König matt zu setzen, ist das Spiel «remis», also ebenfalls unentschieden.

Wo auch immer das Schachspiel entstand, es entwickelte sich schnell über die ganze Welt und wurde bald

das beliebteste Spiel bei allen Völkern. Sein besonderer Reiz liegt vor allem darin, dass der Spieler nicht dem blinden Zufall ausgeliefert ist wie etwa beim Kartenspiel, sondern sich seine Chancen von Anfang an selber aufbaut. Die vorgeschriebene Beweglichkeitsmöglichkeit der einzelnen Figuren – die Türme dürfen sich zum Beispiel nur gradlinig, d. h. parallel zu den Seiten des Brettes, bewegen – gestatten Kombinationen und Variationen, deren Zahl überhaupt nicht errechnet werden kann. Ja, man kann nicht einmal seine Züge mathematisch genau überlegt aufbauen: Der gute Spieler muss auch irgendwie die Absichten des Gegners

«erfühlen» und sie zu durchkreuzen suchen. Das Schachspiel verlangt also grosse Aufmerksamkeit, da jeder Spieler sowohl Angreifer wie auch Verteidiger ist.

Das Spiel wird auf dem Schachbrett gespielt, das aus 64 gleich grossen Feldern (32 weissen und 32 schwarzen) besteht. Und zwar ist das Brett so angelegt, dass das linke Eckfeld eines jeden Spielers schwarz ist. Die 64 Felder werden durch Buchstaben und Zahlen gekennzeichnet, die Reihen tragen die Zahlen 1–8, die Linien die Buchstaben a–h.

Seit alter Zeit haben sich auch die Künstler der Gestaltung der Figuren

angenommen. Es gibt da nämlich unendlich viele Möglichkeiten der künstlerischen Gestaltung, da praktisch ein ganzer Staat auf dem Schachbrett symbolisch dargestellt ist, mit König und Königin («Dame»), mit den Schutz gewährenden Türmen, den Pferden als Symbol für die angriffliche Ritterschaft, den schnellen Läufern und den Bauern oder Soldaten als gewöhnlichem Fussvolk.

Doch die Figuren erhalten schliesslich ihr Leben und ihre Aufgabe durch den Spieler, der sie auf dem Brett bewegt. Fast überall hat man jetzt auch in Parkanlagen grosse



Von jeher hat es die Künstler gereizt, kunstvolle Schachfiguren zu schaffen.



Im kostspieligen «Monsalvat»-Figurensatz lässt der Künstler das Mittelalter lebendig werden.

Freilicht-Schachspiele aufgestellt. Da treffen sich dann etwa zwei Männer, die sich zuvor nie gesehen haben, nicken einander zu – und schon ist ein Turnier im Gange. Vielleicht ist der eine ein Tourist, der zufällig vorbeikam, vielleicht können sich die beiden sprachlich nicht einmal verständigen, doch sie brauchen das Wort nicht, da sie durch die Figuren sprechen und die festen Regeln des Zusammenspiels kennen.

Man könnte auch über die grossen Meister sprechen, die mehrere Partien gleichzeitig («simultan») oder «blind» spielen (in diesem Falle ha-

ben sie das Brett und die Figuren nicht sichtbar vor sich). Man könnte von den vielen Meisterschaftsturnieren sprechen, von der Schulhausmeisterschaft, der Klubmeisterschaft, der Landesmeisterschaft oder gar der Weltmeisterschaft. (Der Kampf um den Weltmeistertitel findet alle drei Jahre statt und wird seit 1973 nach einem neuen Modus ausgetragen: Sieger ist, wer zuerst seinen Gegner sechsmal besiegt hat.) Das alles beweist die Beliebtheit des königlichen Spiels ebenso wie die Tatsache, dass sich die heissen Köpfe während der grossen Pause im Klassenzimmer, am verregneten Nachmittag im Ferienlager oder auf der grünen Bank in der öffentlichen Anlage über das Brett mit den 64 Feldern beugen!

Zauber der Töne

Seit den frühesten Zeiten erliegen die Menschen dem Zauber der Töne. Neben der im Kehlkopf erzeugten Melodie und den mit den Lippen erzeugten Pfeiftönen haben die Menschen bald auch schon Musik gespielt, und zwar mit einfachen Trommeln und den geschnitzten Rohrflöten, mit denen sich noch heute die Hirten über einsame Stunden hinwegtrösten.

Musikgeschichte ist Menschheitsgeschichte. Und es kann sein, dass der Mensch schon Musik machte, lange bevor in der Steinzeit jenes Musikinstrument auf die Wände der Grotte Les Trois-Frères gezeichnet wurde, das bisher als ältester Beweis für die von Menschen gemachte Musik galt.

Der Musik wird Zauberkraft zugeschrieben. Die Bibel erzählt, dass der böse Geist von Saul wich, wenn David zur Harfe griff. Mozart verwendete den alten Glauben an die geheimnisvolle Macht der Musik in seiner «Zauberflöte». Der Dichter Jean Paul sagte einmal, dass Musik Poesie der Luft sei. Und der grosse Theologe Thomas von Aquin behauptete, dass die Musik unter allen freien Künsten den ersten Platz einnehme.



Im Mittelalter hielt sich jeder Hof Musiker und Tänzerinnen. Hier gibt die Königin einer Tänzerin besondere Anweisungen, die Musik spielt der Viellenspieler (aus der Vielle hat sich später die Violone entwickelt).

Die selbstgefertigte Flöte dürfte wohl das älteste Musikinstrument sein. Dieser Schlangenbeschwörer spielt auf zwei Hohlrohren, die in eine Fruchtkapsel gesteckt sind.



Musik ist international. Die grossen Komponisten gehören mit ihren unvergänglichen Werken nicht mehr ihrer Nation, sondern der ganzen Welt an.

Musik war zu allen Zeiten auch populär. In den Liedern, welche die Frauen am gemeinschaftlichen Dorfbrunnen, die Männer bei geselligen Veranstaltungen sangen; in den Melodien, die der Leiermann auf den Jahrmärkten seiner Drehorgel entlockte; in den Instrumenten, die den Leuten bei festlichen Gelegenheiten die Rhythmen des Tanzes gaben.

Musik begleitet und begegnet uns bei unserer Wanderung durch das Leben und die Tage in einem Umfang, dass wir sie oft kaum mehr bewusst wahrnehmen.

Himmliche und irdische Musikanten sind ein häufig wiederkehrendes Motiv in der darstellenden Kunst. Mit Musik preisen wir unseren Schöpfer, drückt man seine Freude aus.

Musik erhellt und bereichert das Leben.

Indische Musikantengruppe: auffallend die langhalsige Zithar.



Chinesische Musikerin als Motiv eines gestickten Wandteppichs. Vielleicht in anderer Form, doch nach dem Klange ziemlich ähnlich, kannten die Chinesen schon vor Christi Geburt fast alle Musikinstrumente, die wir heute in unseren Orchestern verwenden.



Der Jazz soll sich aus der rhythmischen afrikanischen Musik und den Gesängen der Negersklaven in Amerika entwickelt haben. Und Negermusiker sind bis heute die bedeutendsten Träger dieser Musikgattung geblieben.



W. Bohnenblust

NATEL

Das Telefon im Auto

NATEL ist die Abkürzung für «Nationales Autotelefon». Im April 1978 führten die PTT-Betriebe diesen neuen Dienst ein. Das erste Netz umfasst die Kantone Zürich und Schaffhausen, die Innerschweiz, Teile des Aargaus sowie des Thurgaus. Die Netze Lausanne und Bern folgen Anfang 1979, jene der Region St. Gallen und des Tessins Ende 1979. Von die-

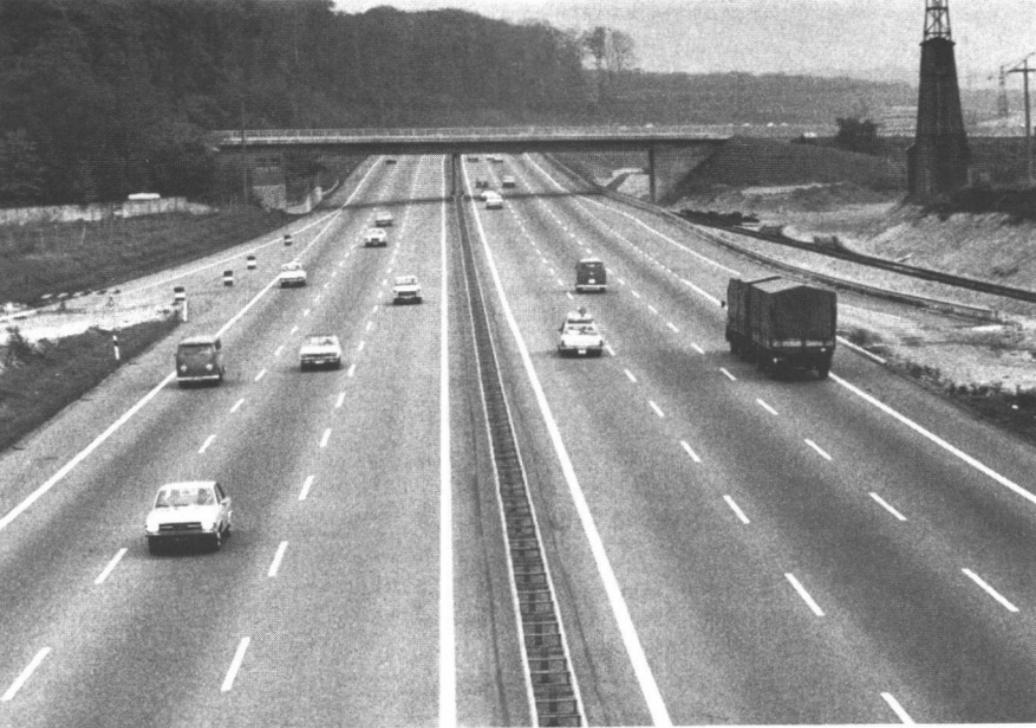
sem Zeitpunkt an wird es jedermann möglich sein, mit dem Autotelefon von seinem Wagen aus einen Partner im In- oder Ausland anzurufen.

Sprechfunk und Autoruf

Die Schweiz hat eines der zuverlässigsten Telefonsysteme, das bei ausländischen Besuchern immer wieder auf Bewunderung stösst. Bereits in den fünfziger Jahren gelang es, Sprechfunkanlagen in Fahrzeugen einzubauen. Die PTT-Betriebe waren in Europa unter den ersten, die dieses Projekt verwirklichten. Im Laufe der Jahre wurden 62 solcher «Automaten» eingerichtet, denen 1300 Teilnehmer angeschlossen waren. Diese Anlagen besaßen aber nur einen begrenzten Versorgungsbe- reich, auch konnte nur eine be- schränkte Anzahl Teilnehmer ange- schlossen werden.



Das Telefon im Auto: Dank dem neuen System NATEL kann der Autofahrer jederzeit im Geschäft oder im Büro anrufen. Auch ist er über das Autotelefon jederzeit erreichbar.



Unterwegs – und doch jederzeit erreichbar. Dank dem Autotelefon können nun auch kostspielige Leerfahrten vermieden werden.

1956 führten die PTT dann den Autoruf ein, um die Möglichkeit der Kontaktnahme über die ganze Schweiz zu erweitern. Bei diesem System wird der Fahrer durch ein Funksignal auf seinem Empfänger optisch und akustisch aufgefordert, vom nächsten Telefon aus eine vorher vereinbarte Nummer anzurufen, eine direkte Sprechverbindung mit dem Auto ist aber beim Autoruf nicht möglich. In der Schweiz sind

gegenwärtig 6700 Teilnehmer dem Autorufsystem angeschlossen. Der modernen Technik gelang es schliesslich, dank Transistorisierung und kleinstem Stromverbrauch, kleine und doch leistungsfähige Autotelefone zu bauen.

Die Entwicklung eines vollautomatischen Autotelefonensystems in der Schweiz wurde vor etwa 10 Jahren begonnen. Anfang der siebziger Jahre lag das Projekt bereits fertig da, doch fehlte es den PTT an Geld, es zu realisieren. Anfang 1978 konnte nun das erste der fünf Teilnetze den Betrieb aufnehmen.

Was kann NATEL?

Man kann von irgendeinem Telefonanschluss aus einen Autofahrer anrufen. Es ist möglich, von Auto zu Auto zu telefonieren. Und der Autofahrer kann direkt ins Geschäft oder nach Hause anrufen, genau wie mit dem ortsfesten Telefon. NATEL arbeitet vollautomatisch und ist öffentlich, das heisst jedermann zugänglich.

Für private Zwecke wird sich ein Autotelefon wegen der Kosten jedoch kaum lohnen, aber sicher für Geschäftsleute, die viel unterwegs sind. Sie können nun direkt ins Geschäft anrufen, Aufträge erteilen und Termine vereinbaren. Der Einsatz des Autotelefons kann auch die Zahl der Leerfahrten vermindern helfen, was ebenfalls eine Einsparung an Zeit und Geld bedeutet.

Wie funktioniert NATEL?

Die Schweiz ist in fünf NATEL-Netzgruppen eingeteilt. Jede Gruppe besitzt ihre eigene Zentrale (Ruf- und Durchschaltzentrale). Sie stellt die Verbindung zwischen dem ortsfesten und dem mobilen Netz her. Jede Netzgruppe hat ihre eigene Kennzahl (Zürich zum Beispiel 050). Die Autotelefonzentrale steht über Leitung mit den ortsfesten Funkstationen ihres Gebiets in Verbindung. Die Rufsender haben die Aufgabe, die in der Zentrale erzeugten Rufcodes den Mobilstationen zu übertragen. Wird eine NATEL-Mobilstation aufgeru-

fen – dazu wählt der Anrufende die Kennzahl der gewünschten Zentrale, in deren Bereich sich der Empfänger befindet, und darauf die individuelle NATEL-Teilnehmernummer – so ertönt in der Telefonstation des Autos ein Rufsignal. Sobald der Hörer abgenommen wird, sucht die Mobilstation automatisch einen freien Funkkanal und meldet sich mit ihrer codierten Teilnehmernummer über die nächste ortsfeste Ruf- und Sprechstation des NATEL-Netzes. Diese schaltet sekundenschnell über die Autorufzentrale zum rufenden Teilnehmer durch: Das Gespräch kann beginnen. Da ein Autotelefon kaum dazu dienen kann, lange Telefonate zu führen, und weil wegen der beschränkten Anzahl verfügbarer Kanäle (Übertragungswege) nicht beliebig viele Teilnehmer sprechen können, wurde die Gesprächszeit auf drei Minuten beschränkt.

Bei der Wahl der Standorte ortsfester Sendeanlagen musste auf die topographische Beschaffenheit unseres Landes Rücksicht genommen werden. Es wurde darauf geachtet, dass vor allem die wichtigsten Verkehrswege – Autobahnen, Autostrassen und Hauptverkehrsstrassen – gut versorgt sind. In Alpentälern und im Voralpengebiet gibt es allerdings einige schlecht versorgte Zonen. Durchfährt nun ein NATEL-Teilnehmer eine solche Zone, so leuchtet im Empfänger ein Warnsignal auf.

Es kann auch vorkommen, dass während eines Gesprächs die Verbindung zu einer ortsfesten Sende-/Empfangsanlage gestört oder ganz unterbrochen wird. Dann sucht die Anlage im Fahrzeug sofort Kontakt mit einer andern Station und schaltet innerhalb eines Sekundenbruchteils um. Nur wenn innerhalb von 30 Sekunden keine andere Gegenstation gefunden werden kann, wird die Verbindung unterbrochen.

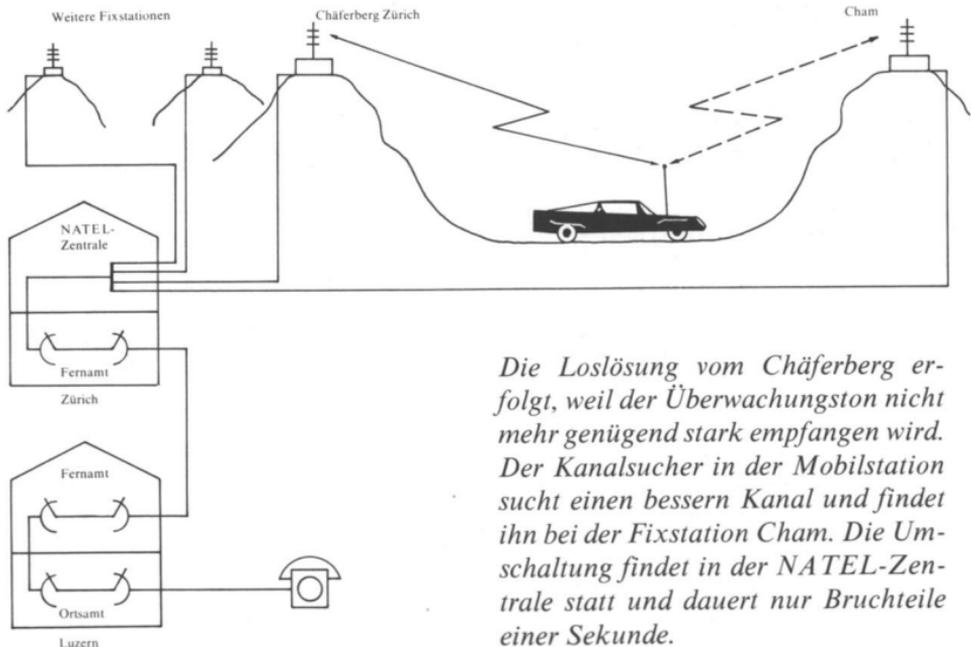
NATEL ist kein Spielzeug noch eine Exklusivität für Superreiche. NATEL füllt eine bisher bestehende

Kommunikationslücke und ist eine weitere Dienstleistung der PTT für die Allgemeinheit.

Ein Fahrzeug, unterwegs von Zürich nach Luzern, ist in Sprechverbindung mit einem Telefonanschluss in Luzern.

Das Fahrzeug kommt in den Bereich der Fixstation Cham. Es erfolgt jetzt ein beinahe unterbruchloser Kanalwechsel von der Fixstation Chäferberg nach der Fixstation Cham.

NATEL-Verbindungsaufbau



Die Loslösung vom Chäferberg erfolgt, weil der Überwachungston nicht mehr genügend stark empfangen wird. Der Kanalsucher in der Mobilstation sucht einen bessern Kanal und findet ihn bei der Fixstation Cham. Die Umschaltung findet in der NATEL-Zentrale statt und dauert nur Bruchteile einer Sekunde.

Soziale Wohlfahrt, Wissenschaft und Kultur

Nachdem wir letztes Jahr einen Blick auf die Aufgaben und die Organisation des Eidgenössischen Politischen Departements (EPD) geworfen haben, stellt «mein Freund» dieses Jahr kurz das Eidgenössische Departement des Innern (EDI) vor:

Der Aufgabenkreis

Die Pflege der sozialen Wohlfahrt, Massnahmen zur Erhaltung der Volksgesundheit, die Förderung von Bildung und Forschung sowie die Probleme des Umweltschutzes liegen im Mittelpunkt der Aufgaben des Departements des Innern, dem Bundesrat Hans Hürlimann vorsteht.

Zusammen mit den der Wirtschaft zukommenden Aufträgen für Hoch- und Tiefbauten des Bundes sowie für den National- und Hauptstrassenbau machen diese Aufwendungen 95% der Ausgaben des Departements aus. Zum weitverzweigten Tätigkeitsbereich dieses Departements, der sich in andern Ländern auf mehrere Ministerien verteilt, gehören auch Dienstleistungen zuhanden der Öffentlich-

keit und der Wirtschaft, wie sie beispielsweise die Meteorologische Zentralanstalt oder das Eidgenössische Statistische Amt bieten.

Schliesslich sind dem Departement des Innern auch die Wahrung und Förderung unserer kulturellen Güter anvertraut.

Das EDI beansprucht nahezu 40 Prozent der Gesamtausgaben des Bundes. Es handelt sich um Gelder, die entweder in die Wirtschaft zurückfliessen, geistige Anlagewerte sind oder aber der Erhaltung unserer natürlichen Umwelt und dem sozialen Frieden dienen.

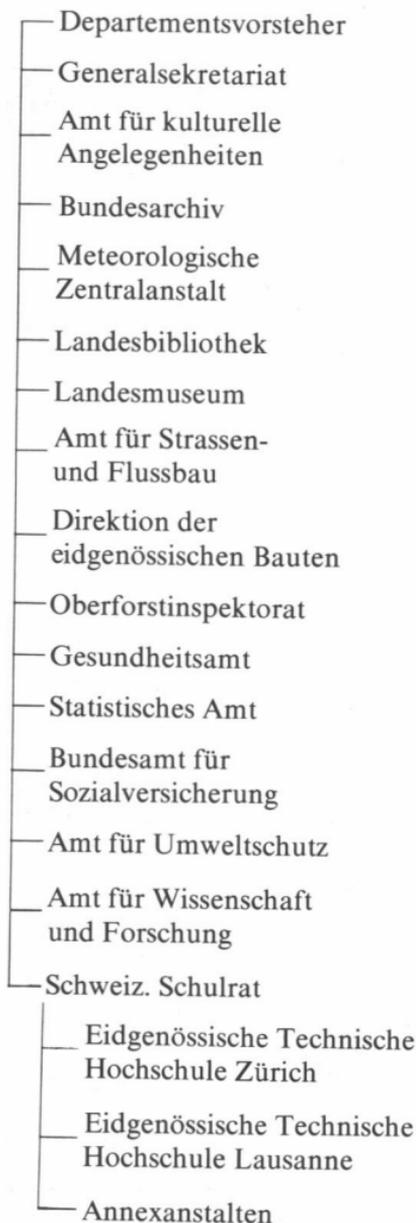
Die Erhaltung der Volksgesundheit, die Sorge für Kranke und Invalide, Bildung und Forschung sind die Hauptanliegen des EDI, es ist aber auch für den Bau des Nationalstrassennetzes und den Schutz unserer Kulturgüter verantwortlich, und eine weit-sichtige Forstpolitik trägt wesentlich bei zur Erhaltung unserer gesunden Wälder.





Bundesrat Hans Hürlimann, der Vorsteher des Eidgenössischen Departements des Innern (EDI), wurde 1918 in der Zuger Gemeinde Walchwil geboren. Nach der Primarschule besuchte er das Gymnasium in der Stiftsschule Einsiedeln, nach der Matura studierte er an den Universitäten Bern und Freiburg im Üechtland Jus. Nach dem Doktorexamen arbeitete er als juristischer Sekretär der Stadt Zug, avancierte dann zum Stadtschreiber, wurde in den Kantonsrat gewählt und hielt 1954 als erst 36jähriger Einzug in die Regierung des Kantons Zug. 1967 wählte ihn die Zuger Bevölkerung zum Ständerat, 1973 wurde er von der Vereinigten Bundesversammlung zum Bundesrat gewählt.

Wie ist das EDI organisiert?



Tips fürs Englandjahr

Ein Englandaufenthalt, das wär's! Vielleicht freust Du Dich schon jetzt darauf und machst Pläne. Vielleicht hast Du sie aber bereits wieder begraben, nachdem Du von einem andern Mädchen erfahren hast, es sei von seiner englischen Lady ausgenützt worden. Unterhalten wir uns doch ein wenig über dieses Englandjahr und greifen wir ein paar Punkte heraus, über welche Du Dir im voraus im klaren sein solltest.

Was heisst «au pair»?

Die meisten jungen Schweizerinnen, die noch nicht zwanzig sind und ein Jahr in einer englischen Familie verbringen, arbeiten dort «au pair». Das bedeutet, dass sie nicht ganztags, sondern ungefähr 32 Stunden pro Woche einer englischen Hausfrau im Haushalt und bei der Kinderbetreuung helfen. In ihrer Freizeit haben die Au-pair-Mädchen Gelegenheit, eine Schule zu besuchen und gründlich Englisch zu lernen. Für ihre Mithilfe erhalten sie von der englischen Familie ein Taschengeld. «Gegenwärtig beträgt es zwischen 7 und

8 £ pro Woche», sagte uns Beatrice Schoenenberger von der Auslandsstellenvermittlung der Pro Filia in Zürich. «Vielen Mädchen scheint das wenig, doch muss man Unterkunft und Verpflegung auch als Bestandteil des Lohns betrachten, denn die Lebenshaltungskosten sind für die Engländer hoch.»

Für ein Englandjahr müssen die jungen Schweizerinnen von Gesetzes wegen mindestens 18 Jahre alt sein. Aber auch ohne diese Vorschrift ist es vorteilhafter, die Reise nicht zu früh anzutreten. Vieles – das Wetter, das Essen, die Denkweise, die Lebensweise – ist in England anders als bei uns, und Jugendliche brauchen eine gute Portion Anpassungsfähigkeit, Optimismus, aber auch Taktgefühl, um sich dort wohl zu fühlen.

Was man alles können muss

Weil Du wahrscheinlich noch ein paar Jahre warten musst, bis Dein Englandjahr beginnen kann, bleibt Dir genügend Zeit, Dich richtig darauf vorzubereiten.

Haushaltkenntnisse sind unbedingt

nötig. Auch solltest Du selbständig eine einfache Mahlzeit kochen können.

Eine weitere wichtige Voraussetzung sind gute Englischkenntnisse. Sie müssen nicht perfekt sein – Du erarbeitest sie ja dann in England –, aber Dein Wortschatz muss so reichhaltig

sein, dass Du mühelos Deiner englischen Lady folgen kannst, wenn sie Dir etwas erklärt. Und Du musst auch die Kinder verstehen. Also ein guter Grund, die Englischstunden nicht zu versäumen! Wenn Du jetzt in der Schule keinen Englischunterricht hast, wirst Du nachher einen Sprachkurs besuchen, damit Du gut auf Dein Englandjahr vorbereitet bist.

Und noch etwas: Wer über das Land, das er besuchen möchte, schon im voraus ein wenig Bescheid weiss, hat später mehr von seinem Aufenthalt. Das gilt für Dein Englandjahr genauso wie für eine Reise in ein fremdes Land. Schau Dich doch nach Büchern über England und die englische Lebensweise um! Auch Zeitschriften berichten immer wieder darüber. Du kannst die Artikel sammeln und hast bis zu Deiner Abreise eine Menge nützlicher Informationen beisammen.

Es muss nicht immer London sein

Zugegeben, London ist eine faszinierende Stadt mit tausend Sehenswürdigkeiten und Läden, die Teenagers begeistern. Aber mit London verhält es sich wie mit vielen andern Städten: sie als Tourist während eines Ferienaufenthalts kennenzulernen oder seinen Alltag dort zu verbringen ist zweierlei.

Das tägliche Leben ist sicher weniger aufreibend und bedeutend angeneh-



Wer über das Land, das er besuchen möchte, schon im voraus ein wenig Bescheid weiss, hat später mehr von seinem Sprachaufenthalt.

mer auf dem Land als in der Hektik einer Grossstadt. Auch Kleinstädte und die ländlichen Gegenden Englands bieten Abwechslung und Sehenswertes, und man kann sich dort durchaus wohl fühlen. Schulen, wo Du dann in Deiner Freizeit Englisch lernen kannst, gibt es übrigens auch in vielen kleineren Ortschaften.

So kommst Du zu einer guten Au-pair-Stelle

Noch etwas ganz Wichtiges zum Schluss: Nimm im Ausland nur eine Au-pair-Stelle an, die Dir von zuverlässiger Seite empfohlen worden ist. Wähle sie auf keinen Fall auf Grund eines Zeitungsinserats! Bei folgenden Adressen erhältst Du Englandstellen, die von Vertrauenspersonen geprüft worden sind:

- Pro Filia
Auslandstellenvermittlung
Basteiplatz 1, 8001 Zürich
- Auslandstellenvermittlung der
Freundinnen junger Mädchen
Kampfsteig 44, 8032 Zürich
- Jugendamt Olten
Hammerallee 19, 4600 Olten

Alle drei Vermittlungsstellen können Dir weitere wichtige Informationen für Deinen Englandaufenthalt geben. Sie sagen Dir auch, an wen Du Dich in England wenden kannst, wenn irgendwelche Probleme auftreten. Viele Schwierigkeiten lassen sich

aber bestimmt zum vornherein aus dem Weg räumen, wenn Du vom ersten Tag Deines Englandjahrs an keine Vergleiche mit zu Hause anstellst und wenn Dir ehrlich daran liegt, ein fremdes Land, seine Menschen und deren Ansichten kennen und verstehen zu lernen.



Es braucht nicht unbedingt London zu sein: Kleinstädte haben ihren besonderen Reiz und bieten ebenfalls viel Abwechslung.

Roger Manzardo

Fliegerische Vorschulung

Erster Schritt zur Pilotenlaufbahn

Der Pilotenberuf steht auf der Wunschliste vieler Jugendlicher immer noch an erster Stelle. Die Tätigkeit des Flugzeugführers gehört nach wie vor zu den Traumberufen. Die Anforderungen, die an zukünftige Piloten gestellt werden, sind aber anspruchsvoll, weil die Verantwortung sehr gross ist. Ernest Reinhardt von der Sektion Luftfahrtpersonal des Eidgenössischen Luftamtes sieht das Problem wie folgt: «Für die Luftfahrt von heute und morgen kommen nur Leute in Betracht, in die man volles Vertrauen setzen kann.

Im Militär verwendet man immer schneller fliegende Flugzeuge, wovon eines auf mehrere Millionen Franken zu stehen kommt. Ein grosses Transportflugzeug der Zivilluftfahrt, welches mit beträchtlicher Nutzlast (300 bis 400 Passagiere) beinahe die Schallgeschwindigkeit erreicht, kostet sogar das Fünf- bis Zehnfache eines unserer Militärflugzeuge. Im Hinblick auf die Verantwortung, die den zukünftigen Besatzungen dieser Flugzeuge zukommt,

muss ihre Auswahl mit grosser Gewissenhaftigkeit getroffen werden.»

Wie wird man Pilotenanwärter?

Was muss man nun machen, wenn man sich zur Pilotenlaufbahn hingezogen fühlt und wissen will, ob man sich dazu eignet? Um einerseits möglichst allen Interessenten eine Chance zu geben und andererseits möglichst viele für den Pilotenberuf geeignete Jünglinge zu erfassen und damit den Nachwuchs für die Zivil- und Militärfliegerei in unserem Lande zu sichern, ist die Fliegerische Vorschulung geschaffen worden.

Im Alter von 17 oder 18 Jahren kann sich jeder gesunde Schweizer Jüngling, der sich mindestens über Sekundarschulbildung ausweist, jeweils spätestens bis zum 1. März beim Zentralsekretariat des Aero-Clubs der Schweiz an der Lidostrasse 5 in Luzern für die FVS melden. Weil dieser Dachverband der Fliegerei überall in der Schweiz Motorflug- und Segelfluggruppen unterhält, ist er vom Bund mit der Organisation dieser Kurse beauftragt worden. Jeder



In zwei Kursen zu je zwei Wochen wird den Teilnehmern der Fliegerischen Vorschulung (FVS) die Grundausbildung vermittelt.

FVS-Interessent hat zuerst verschiedene Eignungstests und eine fliegerärztliche Untersuchung zu bestehen. Nach bestandenen Vorprüfungen wird der FVS-Kandidat im folgenden Jahr zum 1. Kurs aufgeboten, wobei er wählen kann zwischen Motor- und Segelflug. Wenn die Qualifikationen gut sind, besucht er ein Jahr später den 2. Kurs. Beide Kurse dauern je 14 Tage. Sie stehen unter Aufsicht des Eidgenössischen Luftamtes. Da die Hauptkosten vom Bund ge-

tragen werden, hat der Teilnehmer lediglich eine Einschreibgebühr, die Kosten für die fliegerärztliche Untersuchung, die Reisekosten vom Wohnort zum Kursort sowie einen bescheidenen Beitrag an die Verpflegungskosten zu bestreiten. Weil die eigentliche Flugausbildung, die sehr aufwendig ist, kostenlos erteilt wird, hat jeder Jüngling die echte Chance, in den Pilotenberuf einzusteigen bzw. sich testen zu lassen, ob er die geforderten Voraussetzungen hat.

Hohe Anforderungen

Im 1. Kurs der Fliegerischen Vorschulung absolvieren die Motorflugschüler 13 Flugstunden und im Se-

gelflugkurs 45 Flüge mit total 6–8 Stunden Flugzeit. Für Kursteilnehmer im Motorflug umfasst auch der 2. Kurs 13 Flugstunden, und im Segelflug werden noch 35 Flüge mit total 9 Stunden Flugzeit ausgeführt.

Zum ausgewogenen Kursprogramm gehören natürlich noch etliche Stunden Theorie, damit man beispielsweise auch mit den für die Fliegerei so wichtigen Gebieten wie Navigation und Wetterkunde vertraut wird.

Weil die Luftfahrt von jedem Piloten hinsichtlich der ihm anvertrauten menschlichen und materiellen Werte eine grosse Verantwortung verlangt, werden an den Flugzeugführer unter anderen folgende Anforderungen gestellt:

Intelligenz und gute Allgemeinbildung, die ihn befähigen, der Grundschulung zu folgen und später die erworbenen Kenntnisse zu erweitern. Erwünscht sind zudem gute mathematische Kenntnisse, absolute Disziplin, Entschlossenheit, Ausdauer, Führereigenschaft, Mannschaftsgeist und Bereitschaft zur Zusammenarbeit. Im weiteren sollte er zu präziser und methodischer Arbeit fähig sein. Vom Militärpiloten wird zudem noch ein gewisses Draufgänger-tum verlangt.

FVS-Mädchenklasse als Experiment

In der Schweiz werden jährlich 40 bis 50 Linien- und Militärpiloten ausge-

bildet, von denen der grösste Teil die Fliegerische Vorschulung absolviert hat. Nach bestandenen FVS-Kursen hat man nämlich die besten Möglichkeiten, in die Pilotenlaufbahn einzusteigen. Dem administrativen Leiter der FVS, Marcel Christen, stellten wir die Frage, ob sich auch Mädchen für die Fliegerische Vorschulung melden können. Dabei vernahmen wir, dass junge Damen vorläufig weder beim Militär noch bei der Swissair die Möglichkeit haben, den Beruf einer Pilotin zu ergreifen. Deshalb können sich leider keine Mädchen zur FVS anmelden. Es sei zwar vor Jahren, aus Vergleichsgründen und



als einmaliger Versuch, eine Mädchenklasse im Rahmen der FVS zugelassen worden, wobei das Resultat dieses Experimentes teilweise durchaus positiv ausgefallen sei.

Es sei abschliessend auf die Tatsache hingewiesen, dass nicht alle Flugbegeisterten die fliegerische Laufbahn ergreifen können. Ein negativer Entscheid der fliegerärztlichen Untersuchung, eine nicht bestandene Eignungsabklärung oder Schwierigkeiten in der fliegerischen Ausbildung können hochtrabende Hoffnungen begraben. Die Luftfahrt benötigt aber nicht nur Piloten, sondern auch Berufsleute am Boden, die das Flie-

gen erst ermöglichen. Eine beim Aero-Club der Schweiz erhältliche Broschüre «Berufe rund um die Fliegerei» oder die entsprechende Informationsschrift der Swissair geben darüber Auskunft.

Angehende Motorflieger können – nach Bestehen der FVS-Kurse 1 und 2 – noch etwa neun Stunden bis zum Erwerb des Privatpilotenausweises auf eigene Kosten absolvieren. Jeder FVS-Teilnehmer hat auch die Möglichkeit, sich als Pilotenanwärter beim Militär oder später bei der Schweizerischen Luftverkehrsschule als Linienspilottenanwärter zu melden.



Ein Beruf für ideenreiche junge Leute

Kommt ihr mit auf einen Schaufensterbummel? Heute bewundern wir nicht nur die neuen Winterkleider, die in den Auslagen der Modegeschäfte so schön und phantasievoll ausgestellt sind, und die so verlockend und originell gestalteten Schaufenster der Warenhäuser – heute blicken wir hinter die Kulissen, um einiges über einen faszinierenden Beruf zu erfahren: den des Dekorationsgestalters.

Dekorationsgestalter sind Leute mit Ideen und mit dem Talent, sie zu verwirklichen. Sie arbeiten in Dekorationsateliers, die beispielsweise Stände für Ausstellungen wie die Mustermesse oder den Comptoir Suisse gestalten, sie sind in Warenhäusern oder andern grösseren Verkaufsgeschäften angestellt. Oder wenn sie über grosse Berufserfahrung verfügen, können sie sich auch selbständig machen.

Bei ihrer Arbeit geht es nicht nur darum, die verschiedensten Dinge möglichst ansprechend und schön auszustellen, wie es uns Aussenstehenden vielleicht auf den ersten Blick er-

scheint, die Dekorationsgestalter müssen entscheidende werbe- und verkaufstechnische Überlegungen in ihre Arbeit miteinbeziehen. Exaktes Planen, termin- und kostengerechtes Arbeiten sind äusserst wichtig, denn stellt euch einmal vor, morgen wird eine grosse Verkaufsausstellung eröffnet, die in allen Zeitungen angekündigt worden ist, und die Dekorationsgestalter sind im Rückstand, ob schon alles picobello aussehen sollte! Dekorationsgestalter brauchen gute Nerven, grosse Ausdauer und Belastbarkeit. Sie müssen sehr anpassungsfähig sein, um das oft hektische Arbeitstempo zu meistern.

Und wie verhält es sich mit der schöpferischen Seite dieses Berufs, die Jugendliche meistens besonders anspricht? Welche Begabungen werden von den zukünftigen Dekorationsgestaltern verlangt? Gut zeichnen können genügt nicht. Handwerkliches Geschick ist eine wichtige Voraussetzung, denn Dekorationsgestalter entwerfen ihre Arbeiten nicht nur, sie verwirklichen sie auch und

müssen dabei mit vielerlei Werkzeug und Materialien umgehen können. Sie arbeiten mit Papier, Karton, Textilien, Holz, Faserplatten, Metallen und Kunststoffen. Sie sägen, fräsen, hobeln, schleifen und nageln nicht nur, sie löten auch, kleben, nähen, bügeln, modellieren, lackieren, ziehen Fotos auf und drucken Schriften. Guter Farben- und Formensinn sowie räumliches Vorstellungsvermögen sind für diesen Beruf unerlässlich.

Neben dem kreativen Arbeiten gilt es, sich gedanklich ständig mit den verschiedenen Produkten auseinanderzusetzen, sich über Modeströmungen auf dem laufenden zu halten und sich ganz genau im klaren zu

sein, wer die ausgestellten Artikel kauft und schliesslich verbrauchen wird. Und noch etwas: Sportlichkeit und Beweglichkeit sind wichtig, denn oft arbeitet der Dekorationsgestalter in engen Vitrinen oder in luftiger Höhe.

Wie wird man Dekorationsgestalter?
Der Beruf des Dekorationsgestalters eignet sich genau gleich für Mädchen

Es genügt nicht, die Waren ins Schaufenster zu stellen, damit man sieht, was das Geschäft führt – die Produkte müssen attraktiv ausgestellt werden. Schön und phantasievoll gestaltete Schaufenster sind meist das Werk eines begabten Dekorationsgestalters.





Dekorationsgestalter – ein Beruf für ideenreiche und auch handwerklich geschickte Leute.

wie für Burschen. Nur wird es später für junge Männer leichter sein, eine Stelle zu finden, als für junge Frauen. Das Tätigkeitsgebiet des Dekorationsgestalters kann körperlich recht anstrengend sein, vor allem wenn es gilt, mit grossformatigen, schweren Elementen zu arbeiten. Arbeitgeber ziehen deshalb oft männliche Bewerber vor. Und ein «Schönheitsfehler»: Frauen verdienen auch in diesem Beruf noch immer weniger als Männer, welche die gleiche Arbeit ausführen. Bezirks- oder gleichwertige Sekundarschule ist für angehende Dekorationsgestalter wünschenswert, aber

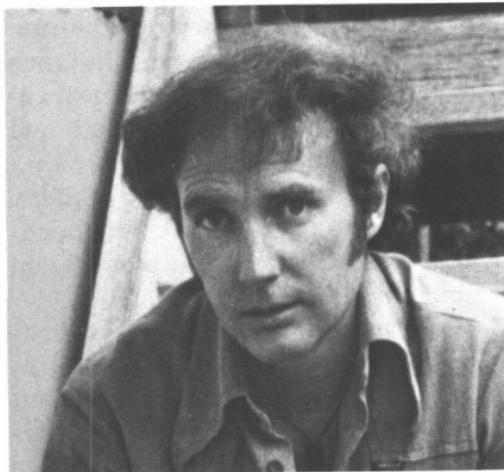
nicht Bedingung. Die Ausbildung dauert vier Jahre und wird in Betrieben mit einem Dekorationsatelier, also in Warenhäusern, Modegeschäften usw., absolviert. Daneben besuchen die Lehrlinge den Unterricht an der Berufsschule.

Noch ein Tip: Jedes Jahr führen der Schweizerische Fachverband für Dekorationsgestaltung, Display-Club, A-120 Postfach, 8045 Zürich, und der Verband Schweizerischer Dekorationsgestalter, Beethovenstrasse 11, 8002 Zürich, Eignungstests für Schüler vor der Berufswahl durch. Wenn du dich für den Beruf des Dekorationsgestalters interessierst und wissen möchtest, ob deine Fähigkeiten genügen, kannst du unverbindlich an diesem Test teilnehmen.

Beat Brechbühl schreibt für Kinder

In Kinder- und Jugendbüchern begegnen wir ein paar unsterblichen Lausbuben, zum Beispiel Max und Moritz, den beiden Schlingeln des deutschen Zeichners und Dichters Wilhelm Busch. Am Mississippi liess der amerikanische Schriftsteller Mark Twain seinen Huckleberry Finn die aufregendsten Abenteuer erleben. In Bern zu Hause ist ein anderer gefitzter Lausbub: Eugen aus dem Kinderbuch «Mein Name ist Eugen» von Klaus Schädelin. Entsprechend unternehmungslustige, einfallsreiche und kecke Mädchen kommen in den Kinderbüchern viel seltener vor. Das hat seinen Grund: Früher wurden Mädchen ganz anders erzogen. Sie mussten brav, folgsam und demütig sein, und das färbte auch auf die Bücherheldinnen ab. Die Buben hatten es in dieser Beziehung viel lustiger. Erst 1944 tauchte ein ganz ungewöhnliches Mädchen auf: Pippi Langstrumpf. Die Schwedin Astrid Lindgren, die diese herrlichen Geschichten für ihre eigenen Kinder erfunden hat, ist übrigens letztes Jahr 70 Jahre alt geworden.

In unsere Galerie berühmter Lausbuben und -mädchen gehört nun auch *Schnüff* von Beat Brechbühl. Beat Brechbühl schreibt hauptsächlich Romane und Lyrik für Erwachsene, aber er weiss, wie man mit Kindern spricht und für Kinder schreibt, was übrigens nur wenige Erwachsenenautoren können.



Beat Brechbühl, einer der wenigen bedeutenden Schriftsteller, die nicht nur für Erwachsene, sondern auch für Kinder zu schreiben verstehen.

Weshalb begann Beat Brechbühl auch für Kinder zu schreiben? Im Garten vor einem alten Fachwerkhaus im Zürcher Oberland, wo der Schriftsteller arbeitet und wo auch seine beiden Bücher «Geschichten vom Schnüff» und «Schnüff, Herr Knopf und andere Freunde» entstanden sind, sprachen wir mit ihm über Kinder und Bücher.

«Als ich an meinem Roman «Kneuss» arbeitete und die Kindheitserlebnisse dieses Mannes beschrieb, lockte es mich, aus solchen Geschichten ein Buch für Kinder zu machen», sagte Beat Brechbühl. «Da war aber auch noch meine neunjährige Tochter Franziska mit im Spiel. Sie sorgte immer wieder dafür, dass ich mich von der Erwachsenensprache, die man sich unwillkürlich aneignet, wenn man für ein erwachsenes Publikum schreibt, löste und ihr dieses und jenes in einer für Kinder verständlichen Sprache erklärte. Ausschlaggebend war auch der endlose Wunsch meiner Tochter: Erzähl mir eine Geschichte.»

Für jene, die Schnüff noch nicht kennen: Schnüff heisst eigentlich Bernhard, ist zehn Jahre alt, wohnt mit seinen Eltern, Tanten, Onkeln, der Grossmutter und dem Untermieter Herr Knopf auf einem Bauernhof, zu dem ein Gärtnereibetrieb gehört. Schnüff tut Dinge, die Kinder mögen, die aber vergessliche Erwachsene (vergesslich, was ihre eigene

Kindheit angeht) nicht unbedingt schätzen. Er kann Jeep fahren, er verkauft Kaninchen auf dem Markt, er bohrt in der Nase, er unternimmt zusammen mit seinen Freunden eine Expedition in eine Schlucht, er weiss, wie man ein verhasstes Harmonium für immer erledigt, so dass einen niemand mehr zum Üben zwingen kann.

Pakete mit Briefen von ganzen Schulklassen sind schon bei Beat Brechbühl eingetroffen, Illustrationsvorschläge, Fragen von Kindern, wer Schnüff sei, ob er irgendwo lebe. Schnüff – das sind zum grössten Teil Erinnerungen an Beat Brechbühls eigene Kindheit im bernischen Oppligen.

Schnüff, Herr Knopf und die andern Freunde verkörpern keine heile Welt, sondern eine handfeste mit vielen Aktivitäten. Beat Brechbühl bemerkte dazu: «Mit meinen Geschichten möchte ich den Kindern zeigen, dass die Möglichkeiten in den Menschen, also in ihnen selber, stecken. Ich möchte die Kinder aktivieren, ihnen sagen, dass sie mit ihrer Welt etwas anfangen können und müssen. Was Schnüff erlebt, ist weder dramatisch, noch erschütternd, aber es kommt darauf an, was Kinder aus ihren Erlebnissen machen.»

Aber lassen wir doch Schnüff noch selber zu Wort kommen: «Hör zu», sagte Schnüff zu Lise. «Ich verpacke dich in feuerfesten Lehm, den lassen



wir trocknen, ich schneide die Lehmhülle in zwei Teile, du steigst aus dem Lehm, wir bringen die zwei Hälften der Hülle wieder zusammen, füllen oben verdünnten Lehm ein, lassen alles trocknen, dann nehmen wir die zwei Hüllen wieder weg – und eine echte Lise aus Lehm steht vor dir. Hast du verstanden? Wir können mindestens zehn Lehm-Lisen machen, das ist ganz einfach. Wenn es klappt, kannst du von mir ebenfalls einen Abguss machen, und von unserem Hund Tasso machen wir auch einen.» – In diesem Kapitel von der «Mumie im Heillehm» stossen wir auf eine Stelle, die uns im Zeitalter des überbordenden Spielzeugangebots auffallen muss: «Ich spiele nicht, ich arbeite. Entweder auf dem

Blick auf das stattliche Dorf Wald im Zürcher Oberland, wo der Schriftsteller arbeitet und wo auch seine beliebten Bücher vom Schnüff entstanden sind.

Hof oder in der Gärtnerei oder für mich», sagte Schnüff ziemlich wichtig. «Ich hatte als Kind keine Spielsachen», erinnerte sich Beat Brechbühl. «Es gab für mich keine starren Grenzen zwischen spielen und arbeiten. Mithelfen, arbeiten, das war auch Spiel.»

Was wir noch sagen wollten: Lise, Rosa und die andern Mädchen, die in Beat Brechbühls Kinderbücher vorkommen, sind keine faden, farblosen Wesen, sondern genauso lustig wie Schnüff.

Der Kampf mit dem harten Fels



Die drei Alpentunnels Gotthard, Lötschberg und Simplon eröffneten dem Warenstrom und den Reisenden den kürzesten Weg vom Norden an die Gestade des Mittelmeeres. 1880 erfolgte der Durchschlag des Gotthardtunnels, 1905 folgte Tunnel I der Simplonlinie, 1911 der Lötschbergtunnel und 1921 Tunnel II der Simplonlinie. Das Denkmal des Bildhauers Vincenzo Vela in Airolo und Gedenktafeln im Bereiche der Simplon- und Lötschberg-tunnels erinnern an die Männer, die im Kampf mit dem tückischen Berg ihr Leben lassen mussten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg begann eine ungeahnte wirtschaftliche Blüte. Die Schienenstränge Gotthard und Simplon konnten den Waren- und Menschenstrom kaum mehr befördern. Es musste ein Weg gefunden werden, damit nicht der Transitver-

Übergang von der Doppelspur auf die Einspur zwischen Spiez und Frutigen, vor dem Tunnelausgang Hondrich-Süd.

Bereits ausgebaute Doppelspur auf der Nordrampe der BLS. Wir blicken vom Feschtunnel Richtung Dienststation Felsenburg.

kehr auf die beiden Konkurrenten, die Mont-Blanc-Autobahn und die Brenner-Autobahn, abwanderten.

Zweispurige BLS

Die Lötschbergbahn war seinerzeit aus finanziellen Gründen nur ein-spurig gebaut worden, mit Ausnah-

me des grossen Tunnels zwischen Kandersteg und Goppenstein. Schon vor Jahren bemühte sich nun die BLS um eine Leistungssteigerung, und zwar mit der Verlängerung der Stationsgeleise auf Doppelspur und mit der grossen Doppelspurschleife unterhalb der Station Blausee-Mitholz.



Aber das genügte nicht: der Verkehr auf dieser wichtigen internationalen Transitlinie nahm immer mehr zu. Zwischen Frutigen und Brig fährt die Bahn durch fast 12 km meist an steilen Berghalden angelegte Tunnel. Die Gewölbe dieser Tunneln waren von Anfang an für die Doppelspur vorgesehen, aber da, wo jetzt das zweite Gleis hinkommt, blieb der

Blick in den Fürstentunnel: Rechts erkennen wir deutlich die «Strosse», den noch nicht abgetragenen Fels, wo später die Doppelspur hinkommt. Der Zug fährt mit 50 km/h durch die Baustelle.



Fels stehen. Man nennt diese Felsstücke «Strossen», sie fallen dem aufmerksamen Passagier bei der Fahrt durch den Tunnel sofort auf.

Im Februar 1978 genehmigte der Bundesrat das Projekt für den Ausbau der Lötschbergbahn.

Die Gesamtstrecke Thun–Brig beträgt 84,24 km. Davon sind heute bereits 47,26 km oder 56,1% doppelspurig oder Auswechlängen auf den Stationen; es verbleiben also noch

Die «Strosse» ist bereits abgetragen. Der Trax links wartet, bis der Zug vorbeigefahren ist, dann wird der Schutt weggeräumt.

36,98 km (43,9%), die in den nächsten zehn Jahren ausgebaut werden müssen. Die Kosten belaufen sich auf rund 620 Millionen.

Baubeginn

Nachdem die italienische Regierung den Ausbau des Rangierbahnhofes Domodossola zugesichert hatte, konnte sofort mit dem Bau begonnen werden.

Die BLS wählte als erste Etappe einen Abschnitt, der möglichst alle später auftretenden Bausituationen

Eine Spezialmaschine säubert den Platz für das zweite Gleis.



aufweist, also sozusagen eine Art «Lehrstück». Das ist die Strecke Kandergrund – Blausee – Mitholz. Dort hat es einen Tunnel von 697 m Länge, talseitig Betonstützmauern, auf Felsen abgestützte Lehenkonstruktionen und noch verschiedene weitere Bautypen.

Schon im Frühjahr 1978 ratterten im sogenannten Fürstentunnel I die Spezialmaschinen zur Entfernung der Strossen. Dabei darf der Bahn-

Ausgang des Fürstentunnels, Seite Kandersteg: Rechts ist der bereits festgestampfte Boden für die Doppelspur erkennbar.

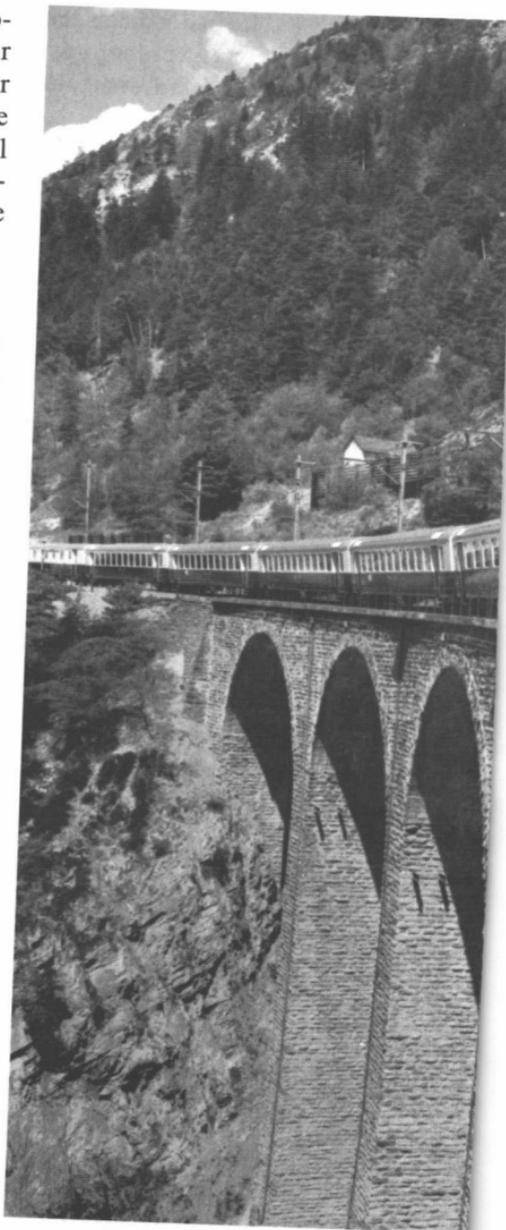
verkehr in keiner Weise unterbrochen werden, und die Sicherheit für die im Tunnel arbeitenden Männer wird grossgeschrieben. Die Baustelle ist mit einem speziellen Bausignal versehen, womit im Falle einer plötzlich auftretenden Gefahr die Züge angehalten werden können.

Leistungssteigerung

Um die Leistung der ganzen Strecke Basel–Domodossola, der wichtigsten Transitlinie neben dem Gotthard, zu steigern, haben auch die SBB Ausbaupläne, so Neubauten und Erweiterungen im Raume Basel, Leistungssteigerung der Hauensteinbasislinie, die – viel diskutierte – neue Linie Olten–Rothrist, die Erweiterung verschiedener Stationen und eine Verbesserung der Energieversorgung.

Durch den Ausbau der Lötschberglinie auf Doppelspur kann die Schweiz ihre wichtige Stellung im internationalen Transitverkehr nicht nur behaupten, sondern nochmals verbessern.

Eine Re4/4-Lokomotive mit den neuen blauweissen Wagen der BLS auf dem Luogelkinviadukt an der Lötschberg-Südrampe.





Die Mönche von Hauterive

Besuch in einem Zisterzienserkloster

Hauterive, abseits der Heerstrassen zwischen Fribourg und dem Greyerzersee in einer Schleife der Saane gelegen, ist der Inbegriff eines Klosters. Nach der Autofahrt von Zürich in die Westschweiz durch Gegenden, die von hässlichen Bauten und Hochspannungsleitungen verstellt sind, wirkt Hauterive wie ein Ort aus einer andern Welt. Umgeben von üppigen Mischwäldern, bietet der Zisterzienserkonvent ein Bild harmonischer Geschlossenheit.

Tagwache um drei

Zwei Dutzend Mönche leben in dem weitläufigen Gebäudekomplex. Das Kloster ist also alles andere als überfüllt. Mit den Gästen kann sich die Zahl der Bewohner jedoch verdoppeln. Die Zisterzienser, einer der strengsten christlichen Orden, leben von jeher abseits vom Getriebe der Welt, dennoch schliessen sie sich von der Aussenwelt nicht vollständig ab. Gottesdienst und Besinnung bestimmen das Leben der Zisterzienser: siebenmal am Tag und einmal in der Nacht werden die Mönche zum Got-

tesdienst gerufen. Um drei Uhr in der Früh ist Tagwache für die Mönche von Hauterive. Eine Viertelstunde später ruft die Glocke der Klosterkirche zu den sogenannten Vigilien, die in der Regel eine Stunde dauern. Um 20 Minuten nach sieben, nach dem Abendbrot, wird der Tag mit der Komplet, dem «Gebet der Vollen dung», abgeschlossen. Um acht Uhr abends ist Nachtruhe.

Der 17-Stunden-Tag der Klosterbrüder umfasst neben den Gottesdiensten Stunden der Arbeit im Studierzimmer oder auf dem Felde.

Chormönche und Laienbrüder

Neben den vierzehn Chormönchen, die täglich alle sieben Gottesdienste besuchen, leben in Hauterive elf Laienbrüder, die das Chorgebet nur in reduziertem Umfang erfüllen. Sie bewältigen den Hauptteil der Arbeit

Andacht und Besinnung prägen das Leben der Mönche. Der wunderschöne Kreuzgang des Klosters eignet sich gut für eine stille Lese- und Betrachtungsstunde.

auf dem 18 Hektar messenden Landwirtschaftsbetrieb. Sie stehen erst um fünf Uhr auf, rechtzeitig für den Besuch der grossen Messe.

Selbstversorgung

Die ersten Zisterzienserklöster wurden im 11. Jahrhundert gegründet.

Die abgelegenen Klöster versorgten sich selbst mit Nahrungsmitteln, die Mönche rodeten das Land und bebauten es. Auch die Mönche von Hauterive leben zum Teil aus dem Ertrag ihrer Landwirtschaft. Soweit es die Gottesdienste und die Arbeit im Studierzimmer zulassen, helfen





Das Zisterzienserkloster Hauterive liegt in einer Schleife der Saane zwischen Fribourg und dem Greyerzersee. Die Anlage wird gegenwärtig unter grossem Kostenaufwand renoviert.

auch die Chormönche in Haus und Hof mit. Laienbrüder und Chormönche bereiten zusammen das Essen und tragen es gemeinsam auf. Die Kost ist währschaft, jedoch nicht üppig. Dreimal pro Woche gibt es Fleisch am Mittag, dazu Teigwaren, Gemüse und Suppe. Am Sonntag geniessen die Mönche ein Gläschen Wein, sonst begnügen sie sich mit Wasser oder Süssmost.

Schweigen

Neben dem Zisterziensermönch muss sich jeder Besucher wie ein Schwätzer vorkommen: während der Mahlzeiten wie auch nach der Arbeit dürfen die Klosterbrüder nicht oder nur das Nötigste miteinander sprechen. Nur gerade während einer halben Stunde täglich können sie sich unterhalten.

Demokratie im Kloster

Geleitet wird Hauterive von einem Abt. Ein geistlicher Rat und ein wirtschaftlicher Rat stehen ihm zur Seite. Neben persönlicher Armut und Ehelosigkeit gehört der Gehorsam zu den grundlegenden mönchischen

Verzichten. Trotzdem herrscht ein überraschendes Mass an Demokratie im Zisterzienserklöster. So wird der Abt von der Versammlung aller Brüder gewählt, ebenso die meisten Mitglieder der beiden Räte.

1848, im Sonderbundskrieg, wurde das Kloster aufgehoben. Erst 1939 kehrten die ersten Zisterzienser in das Kloster zurück, das nun dem Kanton Freiburg gehört. Der Kanton errichtete eine Stiftung, um den ma-

Der Gottesdienst nimmt im Leben der Zisterzienser eine zentrale Stellung ein. Die Chormönche werden siebenmal am Tag und einmal in der Nacht in die Kirche gerufen.

Hauterive wurde 1138 gegründet, vierzig Jahre, nachdem Abt Robert von Molesme mit einer Schar Glaubensgenossen in der Einöde von Cîteaux (= Zisterz) bei Dijon den Grundstein zu einem neuen Kloster gelegt hatte. Diese Klostergründung gab einem Reformorden, den Zisterziensern, den Namen.

Der Orden setzte sich zum Ziel, der Benediktinerregel aus dem 6. Jahrhundert konsequent nachzuleben.

Der Orden breitete sich besonders im 13./14. Jahrhundert über das ganze christliche Abendland aus.





teriellen Bestand des Klosters zu sichern und die Renovation der wertvollen Anlagen zu ermöglichen. Noch gibt es 79 Männer- und 40 Frauenklöster, die dem Zisterzienserorden zugehören. In der Schweiz gibt es neben Hauterive noch acht Frauenklöster, fast allen aber fehlt es an genügend Nachwuchs. Neuen Anwärtern macht es der Orden eben nicht leicht: fast sieben Jahre Aufenthalt im Kloster verstreichen, bis der Mönch die feierliche Profess, die definitive Zugehörigkeit zum Orden, feiern kann.

Die Laienbrüder bewältigen den Hauptteil der Arbeit auf dem Landwirtschaftsbetrieb von Hauterive.

Auf dem täglichen Spaziergang haben die Mönche Gelegenheit, miteinander zu sprechen. Sonst wird in Hauterive geschwiegen.



Ilse Bräker

Der Buddhismus – eine asiatische Religion

Die Entfernungen auf unserem Planeten werden immer schneller und bequemer durchmessen. Die Radio- und Televisionstechnik übermittelt in kürzester Zeit Nachrichten und Bilder aus den hintersten Winkeln der Erde. Die Menschen sind durch die technischen Errungenschaften zusammengerückt. Unser Blickfeld hat sich geweitet, und das Interesse an fremden, anders denkenden Menschen ist geweckt worden. Um sie zu verstehen, muss man ihre Geschichte und ihre Kultur kennenlernen und zu ergründen suchen, aus welchen geistigen Wurzeln sie leben.

Dafür können uns insbesondere die grossen Religionen einen Schlüssel in die Hand geben, denn die Forschung hat gezeigt, dass den Menschen trotz aller Differenziertheit der Völker eines gemeinsam gegeben ist: ein ausgeprägtes religiöses Bedürfnis. Ja, der einzelne Mensch ist ein religiöses Wesen, das Jahrtausende hindurch Überirdisches angebetet hat und meist auch von der Unsterblichkeit seiner Seele überzeugt war.

Im Laufe der Zeiten haben sich Religionen entwickelt, sind wieder untergegangen und neue entstanden. Sie haben versucht, dem Menschen Antworten auf seine Fragen nach dem Sinn des Lebens zu geben und ihm zu helfen, seinem Tod ruhig entgegenzusehen. Allen grossen Weltreligionen der Gegenwart – Hinduismus, Buddhismus, Chinesischer Universalismus, Christentum und Islam – ist dieses Anliegen gemeinsam. Dies mag hier einmal am Buddhismus gezeigt werden, der über ganz Asien verbreiteten Religion, zu der sich heute nicht weniger als etwa 350 Millionen Menschen bekennen.

Schon etwa 500 Jahre früher als das Christentum, also etwa vor 2500 Jahren, entstand und entwickelte sich die neue Religion des Buddhismus in Nordindien, an den Südhängen der Himalajaberge. Das Christentum wurde durch Jesus, den Sohn eines nicht begüterten Zimmermanns aus Nazareth, gestiftet, der Buddhismus durch den Sohn eines nordindischen Fürsten, Gautama Siddharta, den späteren Buddha. Beiden Religions-

stiftern ist gemeinsam, dass sie die Menschen aus einem erstarrten religiösen Leben, das durch Gesetze und hierarchische Ansprüche der Priesterschaft bedrückend geworden war, herausführen wollten. Jesus Christus hat den Weg zur Erlösung durch sein Vorbild aufgezeigt: durch sein Leben, Leiden, Sterben und seine Auferstehung. Der Mensch, der diesem Weg folgt, erlangt die Gnade Gottes, ist «in Gott».

Der Gautama Buddha suchte die Erlösung durch die Befreiung von allen Leidenschaften, das heißt von weltlichen Wünschen und Begierden, um seelische Ruhe und Selbstlosigkeit und als letztes Ziel das Nirwana, die «Erlösung», zu erlangen.

Im Unterschied zu Jesus wuchs Gautama Siddharta in Luxus auf, heiratete und bekam einen Sohn. Aber bei einer Ausfahrt aus dem fürstlichen Palastbereich lernte er in der Gestalt eines Greises, eines Kranken und eines Toten das Leid in der Welt kennen. Diese Begegnungen haben ihn so erschüttert, dass er sein Leben grundsätzlich änderte. Er verliess seine Familie, den Wohlstand und die «heile Welt», in der er lebte, um als Bettelmönch den Sinn des Lebens zu suchen. Strenge Askese brachte ihn an den Rand des Todes. Dennoch fand er lange Zeit keine Antwort auf seine brennenden Fragen. Erst nach langer Meditation in der Einsamkeit kam er zur «Erleuchtung», d. h., er

begriff den Sinn des Lebens. Seitdem wird er «der Buddha», d. h. «der Erleuchtete», genannt. Seine erste Predigt über den Sinn des Lebens hielt er bei Benares am Ganges vor fünf Asketen und gründete mit ihnen den ersten Mönchsorden. 45 Jahre, bis zu seinem Tode, wanderte er durch Nordindien und verbreitete seine neue Lehre.

Ihren Kern bilden die «Vier edlen Wahrheiten». Sie handeln von den Ursachen und von der Überwindung des menschlichen Leidens. Die Ursache des Leidens sind Leidenschaften, Lebensgier sowie die Verfolgung von Wünschen. Deshalb kann «Heilung vom Leiden» nur durch Ausmerzungen solcher Begierden und Ziele erreicht werden. Der «Edle Achte Pfad» weist den Weg dazu. Er enthält praktische ethische Normen für die Gestaltung des menschlichen Lebens, bei deren Einhaltung allein die Überwindung des Leidens erreicht werden kann: durch rechte Anschauung, rechte Gesinnung, rechte Rede, rechtes Handeln, rechte Lebensgestaltung, rechtes Bemühen, rechtes Überdenken, rechte Konzentration. Diese Forderungen sind eine Grundlage zur Selbstbeherrschung des Menschen. Sie führt den buddhistischen Menschen zu einem Leben, das aus guten Werken besteht und das ihm deshalb auch inneren Seelenfrieden bringt. Das letzte Ziel des Buddhisten aber ist das Nirwana, in



Der Lotos – Sinnbild der Reinheit

das er nach seiner Erleuchtung ein-
geht. Es ist die unpersönliche letzte
Wirklichkeit. Das Nirwana ist das
«Nichts», das aber «kein absolutes
Nichts ist, weil es von denen, die es
erlangen, als eine unsagbare, über-
weltliche Wonne empfunden wird» –
so hat es der grosse deutsche Indolo-
ge von Glasenapp formuliert. Um
den Zustand des Nirwana zu erlan-
gen, bedarf es langer Anstrengungen,
zu denen ein menschliches Leben
nicht ausreicht, sondern das eines
langen Erziehungsprozesses bedarf,
der viele Generationen durchläuft.
Das ist mit der indischen Lehre von
der «Wiedergeburt» gemeint.

Das Ideal des Buddhismus ist die Ab-
kehr von der Hektik des Lebens. Die
meisten Buddhisten sind Laien, die
sich bemühen, die Forderungen der
Lehre im täglichen praktischen Le-
ben zu erfüllen. Nur die Mönche le-
ben konsequent und rein in der Ein-
samkeit der vielen Klöster Süd- und
Südostasiens. Aber in ihren Händen
liegt auch heute noch die Grunder-
ziehung der Jugend. Die Mönche
vollziehen auch die rituellen Hand-
lungen für die Laiengemeinschaft, so
z. B. bei der Hochzeit oder bei der
Bestattung der Toten. Sie führen ihr
Leben in grösster Einfachheit und
widmen viel Zeit der Meditation. Ih-
re Nahrung erhalten sie von den
Laien, die sich durch ihre Gaben
Verdienste erwerben können. Des-
halb bedanken sich die Mönche auch

nicht bei ihnen, sondern die Laien
bei den Mönchen für die Gunst, die
ihnen mit der Entgegennahme der
Gaben zuteil wird. Schon im 3. Jahr-
hundert vor Christus wurde der indi-
sche Kaiser Ashoka so sehr von der
Lehre des Buddha beeindruckt, dass
er seinem blutigen Kriegshandwerk
abschwor und den Buddhismus zur
Staatsreligion erhob. Überall in sei-
nem grossen Reich liess er auf Felsen
und Steinsäulen die Anweisungen
zum rechten Leben einmeisseln. Und
danach breitete sich die Lehre des
Buddha über den ganzen Subkonti-
nent und bis nach Ceylon und von
hier aus auch nach Südostasien aus.
Chinesische Kaufleute, die auf den
Karawanenstrassen über die Hima-
lajapässe nach Indien kamen, hörten

von der neuen Religion der Erleuchtung und berichteten ihrem Kaiser darüber. Dies hatte zur Folge, dass der Buddhismus sich langsam auch nach China, Korea und weiter nach Japan ausbreitete. Die hohen ethischen Anschauungen der Religion: Duldsamkeit, Gewaltlosigkeit, Achtung vor dem Mitmenschen und Glaube an die Gleichheit aller Menschen brachten auch Kunst und Literatur zu hoher Blüte. Unzählige Stupas (Reliquienhügel) und Pagoden, gewaltige Bauwerke und Statuen von faszinierender Entrücktheit entstanden in ganz Asien.

Meinungsverschiedenheiten unter den Mönchen bei der Auslegung der mündlichen Überlieferung der Lehre des Buddha haben schon im 1. Jahrtausend nach Christus zur Bildung von zwei «Konfessionen» geführt, die als das «kleine Fahrzeug» (Hinayana) und das «grosse Fahrzeug» (Mahayana) bezeichnet werden – ganz ähnlich, wie sich später auch das Christentum in den Katholizismus und den Protestantismus aufgespaltet hat. «Fahrzeug» bedeutet sinngemäss «Weg zum Heil, zur Erlösung»: Der Hinayana-Buddhismus, zu dem sich heute etwa 90 Prozent aller Menschen in Ceylon, Birma, Thailand, Laos und Kambodscha bekennen, vertritt die Überzeugung, dass den Weg zum Heil nur jeder einzelne für sich suchen und finden kann. Demgegenüber glau-

ben die Anhänger des Mahayana-Buddhismus in Nepal, Tibet, der Mongolei, China, Korea und Japan, dass sie nur gemeinsam den Weg zur Überwindung der Unzulänglichkeiten im Leben finden und beschreiten können – durch die geistig-religiöse Hilfe, die sie sich dabei gegenseitig leisten.

Doch beiden buddhistischen «Konfessionen» ist immer eines gemeinsam geblieben: die uneingeschränkte Toleranz anderen Überzeugungen gegenüber und die bedingungslose Achtung vor dem Leben aller Lebewesen.

65: *Indischer Mönch am Ganges-Ufer (Indien, bei Benares).*

66: *Die Shwe Dagon-Pagode von Rangoon (Birma).*

67: *Buddhistischer Mönch beim Almosengang (Birma, Sagaing).*

68: *Tempeltänze (Thailand, Bangkok).*

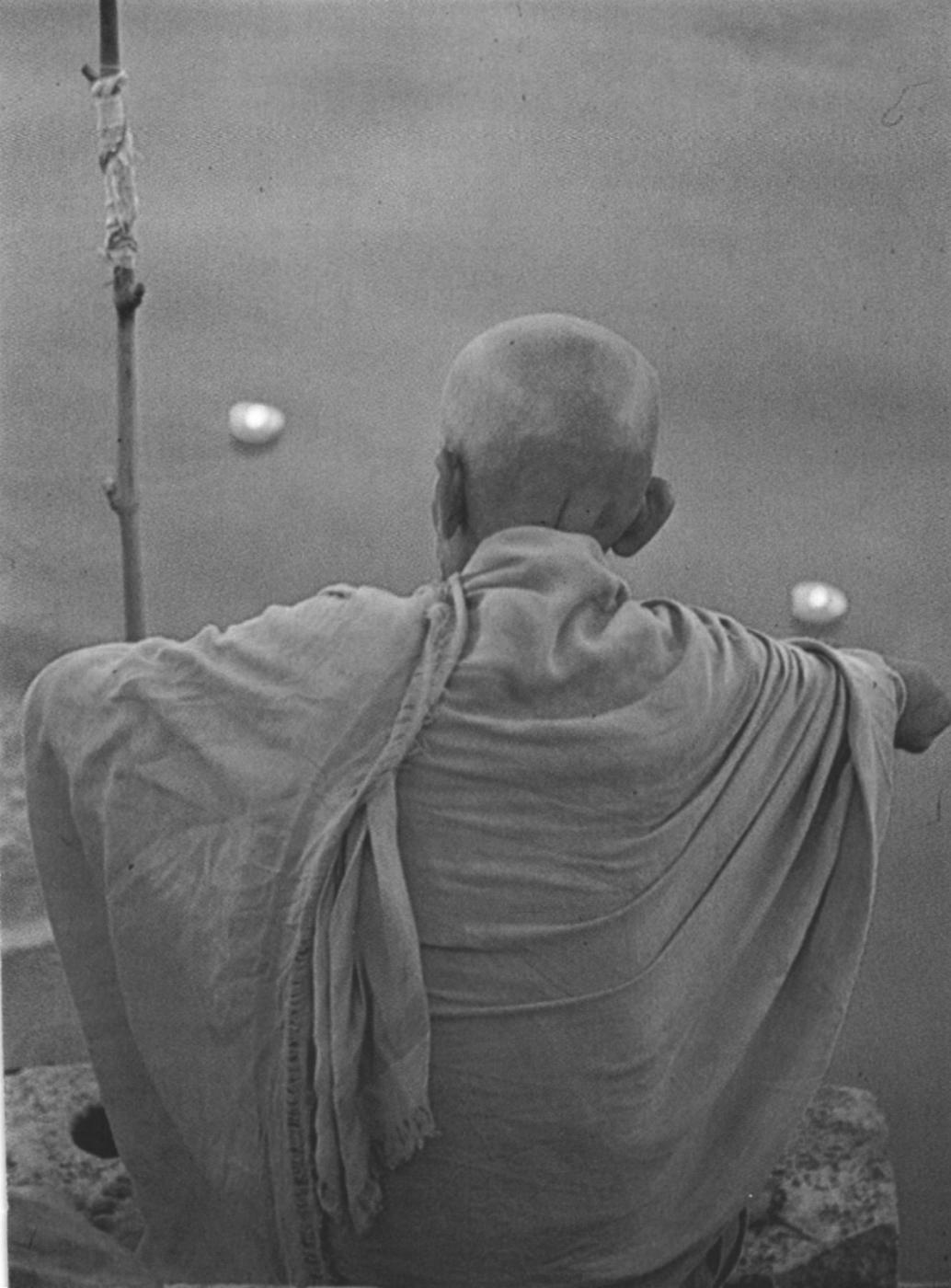
69: *Palastmauer und Wassergraben des Palastes von Mandalay (Birma).*

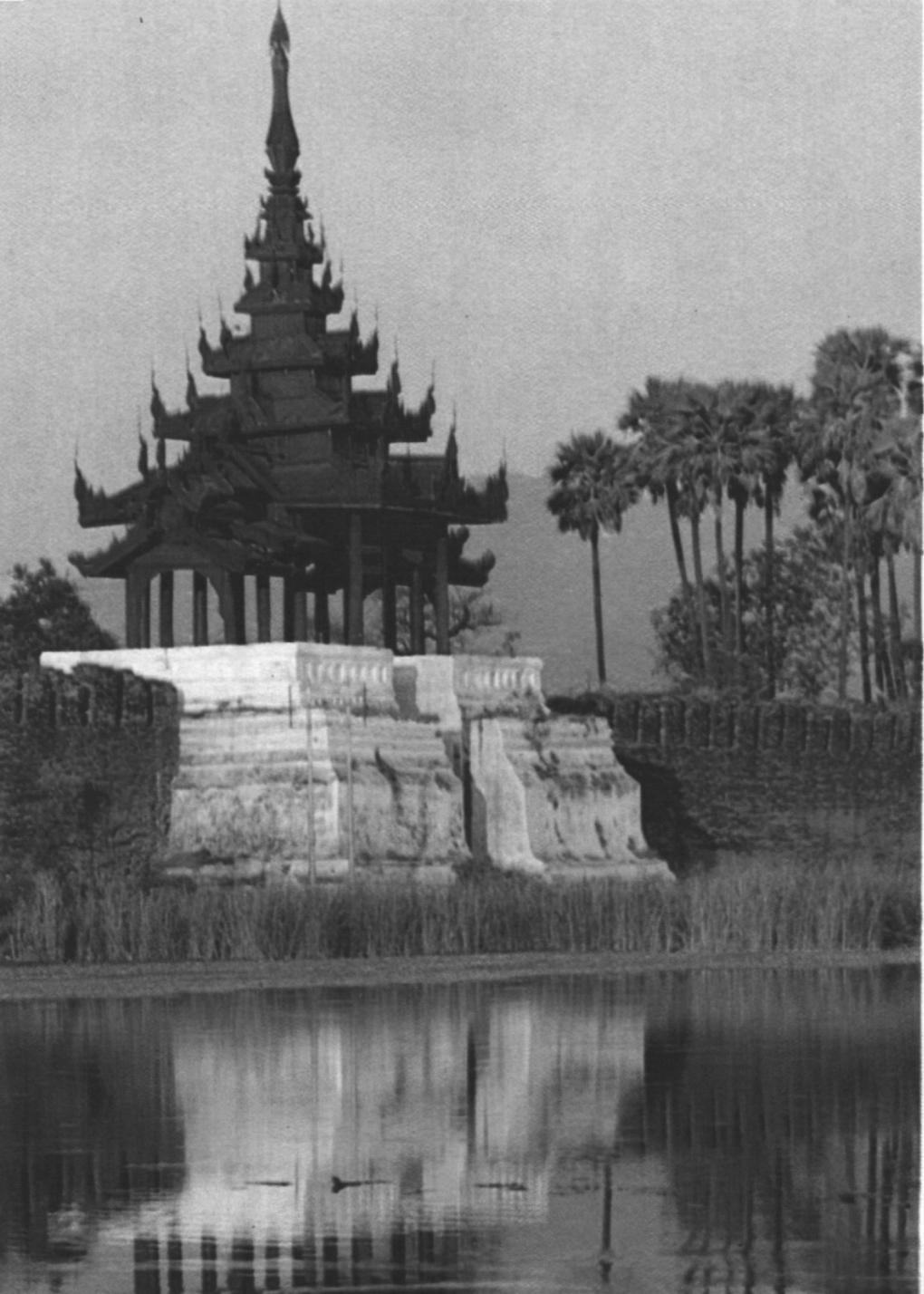
70: *Meditierender Buddha (Indien, Sanchi).*

71: *Tibetischer Mönch bewegt die Gebetsmühlen (Nepal, Swayambunath).*

72: *Handgeste einer Tänzerin im Kloster Phra Keo (Thailand, Bangkok).*

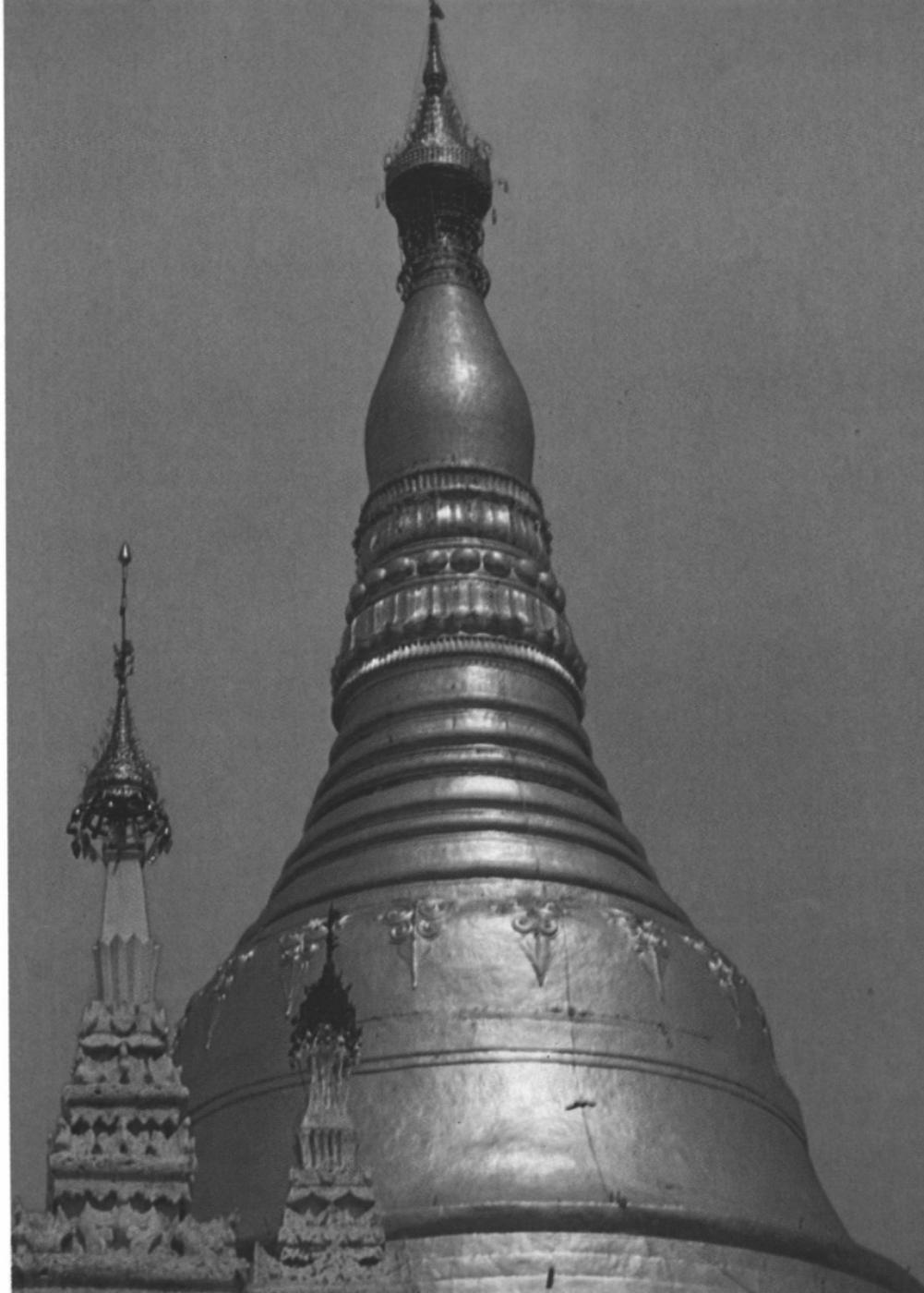
Die Bilder sind dem im Walter-Verlag erschienenen Band, Bräker: «Der Weg nach Asien» entnommen.















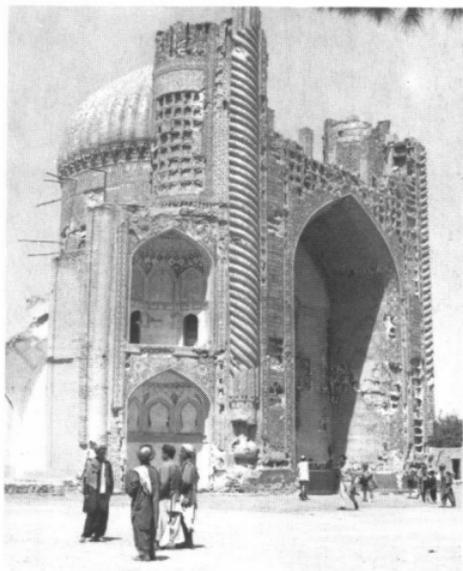


P. W. Schnellmann

Seide und Soldaten, Barbaren und Banditen

Die Strasse ist asphaltiert, und man kann sich, bequem im Auto oder im Autocar sitzend, von der grossartigen Landschaft beeindrucken lassen. Wenn man aber noch ein paar Geschichtskennntnisse hat, dann weiss man, dass man sich auf einer der ältesten Handelsstrassen der Welt bewegt: auf dem Khaibarpass (englisch Khyber), der während Jahrtausenden einzigen Verbindung zwischen dem Fernen und dem Nahen Osten.

Um 3000 vor Christus waren die Stadt Ekbatana (das heute in Iran gelegene Hamadan) und die fruchtbaren indischen Tiefebene des Mekran und Luni durch einen breiten Karawanenweg verbunden. Als die Flüsse austrockneten, die an ihnen gelegenen Städte durch Erdbeben zerstört und vom Wüstensand bedeckt wurden, baute man eine neue Strasse nach Indien: sie führte über Kandahar, Kabul und den Khaibarpass (1072 m). Hier bewegten sich die Kamelkarawanen der chinesischen Kaufleute, welche die kostbaren Produkte ihres Landes nach Afghanistan



Mitte des 14. Jahrhunderts brach von der Mongolei aus Timur-Leng in Afghanistan ein, ein Eroberer, noch grausamer als Dschingis Khan. Doch bereits unter seinem Sohn begannen sich die Verhältnisse zu ordnen, und es entstanden Meisterwerke islamischer Baukunst. Selbst als Ruine ist das Mausoleum des islamischen Theologen Abu Nasr Parsa in Balkh noch ein eindruckliches Bauwerk.



Immer und überall begegnet man Menschen auf der Wanderschaft, selten ist man auf der Passstrasse allein.

brachten, von wo aus sie dann in die Kulturreiche des Nahen Ostens und nach Europa weitertransportiert wurden.

Zu jener Zeit nannte man den heutigen Khaibarpass die «Seidenstrasse». Heute begegnet man nur noch wenigen Kamelen auf dem für sie reservierten Randstreifen, doch viele der alten, jeweils etwa vierzig Kilometer voneinander entfernten Karawansereien sind – zumindest als Ruinen – noch erhalten.

Geschichte! Auch als Alexander der Grosse im Jahre 327 vor Christi Geburt von Baktrien, dem heutigen Afghanistan, aus aufbrach, um das Traumland Indien zu gewinnen, blieb ihm nur der Weg durch die enge Schlucht des Kabulflusses und durch die wilde Bergwelt, in der das Volk der Aspasiener erbittert Widerstand leistete. Es wurde für die Armee Alexanders ein schwerer, ein verlustreicher Vormarsch. Und es mussten viele Schlachten geschlagen und viele befestigte Städte erstürmt werden, bis das Tal des Indus erreicht war. Wohl bereitete der Fürst von Taxila, der schon lange zuvor Alexander seine Loyalität versichert hatte, den Makedonen einen grossartigen Empfang, doch die Soldaten waren der ständigen Kämpfe und Strapazen müde, der Vormarsch über den Khaibarpass hatte die Moral der Truppen unterhöhlt: Alexander wurde zur Umkehr gezwungen. Für den Rückmarsch wählte er den Weg entlang der Küste des Indischen Ozeans und des Persischen Golfs, wo die «Todeswüste» von Gedrosia noch weit mehr Opfer forderte als zuvor die Kämpfe in der Kabulschlucht.

Die heute gut ausgebaute Strasse des Khaibarpasses folgt dem Lauf des Kabul-Flusses. Durch diese Schlucht zogen schon vor Christi Geburt die Händler aus dem fernen Osten.



Das heutige Afghanistan wurde im Laufe der nachchristlichen Jahrhunderte von vielen Eroberern heimgesucht. Im 13. Jahrhundert von den mordenden und brandschatzenden Horden des Dschingis Khan als Beginn der vielen weitem Überfälle durch turko-mongolische Völker, die

im 14. Jahrhundert mit den Timuriden ihren Höhepunkt erreichten. Einer von ihnen, der Fürst Babul, führte im 16. Jahrhundert eine unübersehbare Masse mongolischer Krieger über den Khaibarpass, und ihm gelang, was Alexander dem Grossen versagt war: Er drang weit



Wohl ist der Khaibarpass für Lastwagen und Autocars gut befahrbar, doch nach wie vor wird auch das Kamel als Transportmittel eingesetzt. Der Wegweiser weist die Kamelreiter auf den ihnen reservierten «Kamelstreifen».

Lahore war die erste Stadt hinter dem Khaibarpass, welche die Moguln zu ihrer Residenz erhoben. Als das aus den Steppen der Mongolei kommende wilde Reitervolk sesshaft wurde, entwickelte es einen erstaunlich hohen Sinn für künstlerische Gestaltung.

nach Indien vor und begründete dort das Mogulreich, das seine Nachfolger bis an das Mündungsgebiet des Ganges, das heutige Bangladesch, vorschoben. Wer aber kann die Frage beantworten, wie ein wildes, zerstörungswütiges Steppenvolk, einmal sesshaft geworden, auf einmal

ein so hohes Gefühl für künstlerisches Gestalten entwickelte? Der Tadsch Mahal in Agra ist sicher das schönste, aber doch nur eines von Hunderten grossartiger Bauwerke, die in der Mogulzeit entstanden sind – und diese überlebt haben. Dank des Khaibarpasses konnte Af-





Da es nur wenig offizielle Autobusverbindungen zwischen den grösseren Städten gibt, stellt man auch wenig Ansprüche an den «Fahrkomfort»!

ghanistan seine Unabhängigkeit bewahren: Es gelang den Engländern 1919 nicht, von Indien aus in dieses Land einzudringen, obschon sie den Feldzug mit grossem Aufwand führten und die Afghanen ihren Pass ohne moderne Waffen und ohne die Hilfsmittel neuzeitlicher Kriegsführung verteidigten. Nachdem England 1921 die Unabhängigkeit Afghanistans anerkannt hatte, bemächtigten sich aber Banditen des Passes ... Sie sicherten sich ihre Existenz durch

Raub und Plünderung. Und noch vor einem Vierteljahrhundert liessen sich Karawanen und Lastenzüge von Soldaten begleiten, und es gab Zeiten, da die Regierung Pakistans sogar Privatpersonen die Fahrt über den Pass verbieten musste.

Allmählich wurde dann Schah Mohammed Zahir Herr der Banditen. Mit Entwicklungshilfe-Geldern wurde die wichtige Verbindungsstrasse zwischen Kabul und Pakistan ausgebaut und asphaltiert. Und so können heute die Touristen bequem und sicher über den Pass und durch die wilde Schlucht fahren, über die «Seidenstrasse», die in der Geschichte Asiens eine so entscheidende Rolle spielte.

Werner Catrina

Heimaey

Der Vulkanausbruch auf der zwölf Quadratkilometer grossen Atlantikinsel Heimaey beherrschte 1973 die Schlagzeilen der Weltpresse. 5000 Menschen wurden mitten in der Nacht von einer gewaltigen Eruption überrascht und bewahrten trotzdem ruhig Blut.

Porleifur Einarsson, einer der Augenzeugen der Katastrophe, erinnert sich: «Am Montag, dem 22. Ja-

Der Vulkanausbruch, der die isländische Insel Heimaey 1973 heimsuchte, war von ungeheurer Wucht, 200 Häuser wurden unter der Lava begraben.





Die Eruptionen dauerten mehrere Monate. Am Ende der Katastrophe war die ganze Stadt mit Asche bedeckt. In fast übermenschlicher Anstrengung schafften die Bewohner die Asche weg. Unser Bild gibt einen Begriff von der Arbeit, die zu leisten war.

nuar, herrschte ein heftiger Sturm mit Windstärke zwölf und Regen, darum lagen alle Boote im Hafen. Am Abend beruhigte sich das Unwetter, die Bewohner von Heimaey gingen zur gewohnten Zeit ins Bett, praktisch niemand war nach Mitternacht ausser Haus. Kurz vor zwei Uhr nachts läutete auf der städtischen Polizeistation das Telefon. Die Stimme am andern Ende des Drahtes sagte, dass am östlichen Ende der

Stadt, bei der «Church Farm», Lava aus der Erde quelle. Die diensttuenden Polizeimänner fuhren sofort zur bezeichneten Stelle, wo sich ein riesiger Spalt vom Fuss des Vulkans Helgafell bis zum Meer geöffnet hatte. Auf der ganzen Länge der Erdspalte schoss Lava empor. Die Menschen im Ostteil der Stadt erwachten durch den Lärm des Ausbruchs, die Bewohner der andern Stadtteile wurden durch das Sirenengeheul der Polizeiwagen geweckt. Die Menschen begannen hinunter zum Hafen zu strömen, sie hatten kaum Zeit, das Nötigste mitzunehmen. Dank des Sturms am Vortag waren zwischen 60 und 70 Boote im Hafen; das erste verliess die Insel bereits um 2.30 Uhr Richtung Porlakshöfn, eines kleinen Hafens an

der Südküste Islands. Schiff um Schiff füllte sich mit Menschen, in wenigen Stunden waren 5000 Personen evakuiert. Amerikanische Flugzeuge vom Natostützpunkt Keflavik transportierten rund 300 meist alte und kranke Leute nach Island hinüber. Die ganze nächtliche Evakuierung ging bemerkenswert ruhig und ohne Panik vor sich. Auf Heimaey zurück blieben etwa 200 Männer, die

Heute ist Heimaey eine sauber herausgeputzte Stadt mit vielen neuen Häusern; ein Teil der geflüchteten Bewohner kehrte der Vulkaninsel jedoch für immer den Rücken.

das schier Unmögliche versuchten, den Kampf gegen die Lava aufzunehmen.»

Übermenschliche Anstrengungen

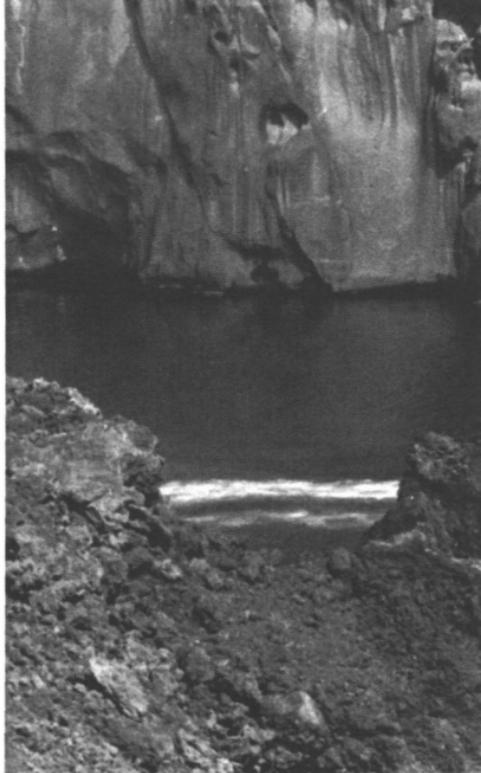
Heute ist Heimaey wieder zum normalen Leben zurückgekehrt, die Wunden der Naturkatastrophe sind jedoch noch nicht vernarbt.

In einer fast übermenschlichen Anstrengung hatten die Bewohner der kleinen Insel ihre Heimat von einer teilweise mehrere Meter dicken Ascheschicht befreit. 700 Tonnen Asche lagen allein auf dem Flachdach des Spitals, Hunderte von andern Gebäuden brachen ebenfalls



fast zusammen unter der schwarzen Last. Die Bewohner von Heimaey bekamen zwar grosszügige Hilfe von den Amerikanern, den nordischen Nachbarstaaten und andern Ländern, die «Knochenarbeit» des Aufräumens mussten sie jedoch selber leisten. Langwierig war die Säuberung der quadratkilometergrossen freien Flächen und der Berghänge, doch die zähe Inselbevölkerung schaffte es! Heute ist die Insel wieder grün, nur ein riesiger schwarzer Lavawall, unter dem mehr als 200 Häuser begraben sind, erinnert an den Ausbruch.

Der Vulkanausbruch vom 23. Januar 1973 teilte die Bevölkerung von Heimaey in zwei Gruppen: Die einen, es waren rund 1700 Personen, kehrten ihrer unruhigen Heimat für immer den Rücken, die andern kamen nach und nach wieder auf die Insel zurück und arbeiteten verbissen an der Wiederherstellung ihres Lebensraums. Heute leben wieder 4700 Menschen auf Heimaey, ein paar hundert «Fremde» kamen neu hinzu, Leute, die sich von der Nähe des feuerspeienden Berges nicht abschrecken liessen. Die isländische Regierung erhob während zwei Jahren zusätzliche Lohn- und Verkaufssteuern, um einen Katastrophenfonds zu äufnen. Mit diesen Geldern und mit den Spenden aus dem Ausland konnte in Heimaey eine Schule, ein Kindergarten, ein Altersheim und ein Sportzen-



trum erstellt werden. Heimaey ist nun für eine Bevölkerung von 6000 Personen gerüstet, eine Zahl, die man für Ende der achtziger Jahre erwartet.

Bangen um die Fischgründe

«Man denkt nicht an den Vulkan», sagten fast alle Inselbewohner, die wir befragten, «wer unter einer Stau-mauer oder neben einem Kernkraftwerk lebt, vergisst vermutlich ebenfalls bald die mögliche Gefahr.» Gesprächsthema Nummer eins in der kleinen Stadt sind seit längerer Zeit nicht mehr der Vulkan, sondern die



sinkenden Erträge in der Fischerei. 1975 fing die in Heimaey stationierte Fischfangflotte noch 113 800 Tonnen, zwei Jahre später sank der Ertrag auf 95 000 Tonnen, obwohl Island die Territorialgewässer auf 200 Seemeilen ausgedehnt hat, fremde Schiffe also innerhalb dieser Zone nicht mehr fischen dürfen. Der Raubbau in den reichen isländischen Fischgründen beginnt sich auszuwirken, was für Heimaey, wo die Hälfte der Bevölkerung direkt oder indirekt vom Fischfang lebt, katastrophale Folgen haben kann. Noch arbeiten die zwei Fischmehl- und die vier Ge-

Heimaey hat den besten Hafen Islands, ein «Geschenk» des Vulkanausbruchs. Die früher breite Hafeneinfahrt misst jetzt nur noch knapp hundert Meter, dadurch ist das Hafengebieten vor Stürmen besser geschützt.

frierfabriken mit guter Auslastung. Wie sich die Fangergebnisse in Zukunft entwickeln, wagt jedoch niemand vorauszusagen. Menschliche Unvernunft hat wahrscheinlich für die Bewohner der Westmännerinseln schwerwiegendere Folgen als der Vulkanausbruch.

Ernst Schenker

Helgoland

*Green es deät Lunn,
Road es de Kant,
Witt es deät Sunn,
deät es deät Woopen
Van't Hillig Lunn.*

So lautet ein uralter Spruch auf Helgoländisch, einer Sprache, die nur noch von den Insulanern gesprochen wird.

Rote Felsbastion in der Nordsee

Nach den heutigen Kenntnissen der Geologen war das Gebiet der Nordsee noch im 7. Jahrtausend vor Chri-

Die Insel Helgoland in der Nordsee ist ein Buntsandsteinsockel, der mit steilen Wänden zur See abfällt. Links das sogenannte Unterland, oben auf dem Plateau ist der Klippenweg erkennbar.



stus Festland. Die nördliche Küstenlinie verlief von Mittelengland über die Doggerbank nach Jütland. Urgeschichtliche Funde erhärten die Theorie, dass die Insel Helgoland damals zum Festland gehörte.

Zwischen 5500 und 4000 vor Christus haben die Fluten der Nordsee dieses Festland überflutet. Der Wasserspiegel stieg um 25 Meter, und das Land senkte sich: Helgoland wurde zur Insel.

Schlupfwinkel der Seeräuber

Auf der Insel müssen, wie Funde beweisen, schon zur Steinzeit Menschen gehaust haben. Die Besiedlung erfolgte vermutlich von Holstein aus. Diese Felsbastion schätzten auch die Seeräuber als sicheren Schlupfwinkel.

Die Insel barg damals ein Naturwunder, das heute versiegt ist: im Unterland sprudelte eine Süßwasserquelle. Die Seeräuber sollen dort jeweils ihren Wasservorrat ergänzt haben.

Heilige Insel

Die Insel galt den Friesen als heilig, sie nannten sie «Hillige Lunn».

Von 1402 bis 1714 gehörte Helgoland zu Holstein, später kam sie an Dänemark, und während der Kontinental-sperre benutzten sie die Engländer als Umschlagplatz. 1890 kam sie an Deutschland und wurde zu einer fast uneinnehmbaren Festung ausgebaut. Die Insel wurde in beiden



Eine hohe Mauer versucht die Insel vor der Brandung zu schützen.

Weltkriegen unbarmherzig bombardiert, aber der lockere Buntsandstein widerstand den Bomben.

Heute ist Helgoland Zollaussland, das heisst, die dort gekauften Waren können zollfrei nach Deutschland eingeführt werden.

Berühmt waren früher die Helgoländer als Lotsen. Heute sind sie meist im Fremdenverkehr tätig.

1823 baute ein Schiffszimmermann die erste Badeanstalt. Heute besitzt Helgoland moderne Kureinrichtungen, denn die Luft ist ausserordentlich rein.



Nach der Bombardierung im Zweiten Weltkrieg wurde Helgoland 1952 wieder aufgebaut.

Abenteuerliches Ausschiffen

Die Überfahrt mit den hochseetüchtigen weissen Bäderschiffen dauert bei schönem Wetter drei Stunden, bei Sturm – und das ist in der Nordsee oft der Fall – bedeutend länger.

Die Hochseeschiffe können nicht in den kleinen, geschützten Hafen einfahren, sie werfen draussen auf den tanzenden Wellen Anker, und dann beginnt die abenteuerliche Ausschiffung in kleine, aber seetüchtige Schuppen.

«Nur keine Angst, gnädige Frau, wir halten Sie schon, aber nun springen Sie mal mutig runter», sagten die

Schiffer in der Schaluppe. Wild tanzt diese auf den Wellen auf und ab, und man muss den richtigen Augenblick zum Aussteigen erwischen, nämlich wenn das Boot oben ist...

Die berühmte «Börte», die Ausschiffung, ist ein durch Jahrhunderte verbrieftes Recht der Insulaner, die Pasgiere an Land zu bringen.

Etappenort für Zugvögel

Helgoland liegt im Brennpunkt des Vogelzuges Nordeuropa-Süden. Seit uralten Zeiten suchen die Vögel aus dem Norden ihren Weg in die Winterquartiere von Dänemark über die Fehmarninsel. Sie überqueren das Meer an seiner engsten Stelle. Nachdem sie die Küste verlassen haben, erblicken sie die rote Felsbastion Helgoland schon von weitem und fallen dort ein, um zu rasten. Man hat schon mehr als 20000 durchziehende Nebelkrähen an einem Tag geschätzt, sagte der Direktor der Vogelwarte. Nachts werden die Vögel vom hellen Feuer des Leuchtturms angezogen. In einer Nacht wurden 1445 Stare gefangen, beringt und wieder frei gelassen.

Berühmt in Fachkreisen ist der Lumenfelsen. Über tausend Paare Frottellummen und 200 Paare Dreizehenmöwen hat man gezählt, die sich die steilen Felsen über der tobenden Nordsee als sicheren Wohnort ausgesucht haben, weil dort kein Mensch sie stört.

Die Brandung heult

Es ist Abend. Rotgolden sinkt die Sonne in das wogende Meer. Die Brandung heult auf.

Ist dieses 2150 m lange und 800 m breite Eiland in Gefahr, vom wilden Meer verschlungen zu werden? Diese Frage stellt man sich, wenn man die meterhohen Sturzfluten sieht. Immer



Wind und Wetter machen ihnen nicht viel aus, den harten Hochseefischern von Helgoland.

wieder zerreißt die Brandung das mürbe Gestein. Plötzlich kollern von den Felswänden ganze Platten Tonschiefer und färben das Meer rot. Kann der Mensch der Macht der Brandung Halt gebieten?

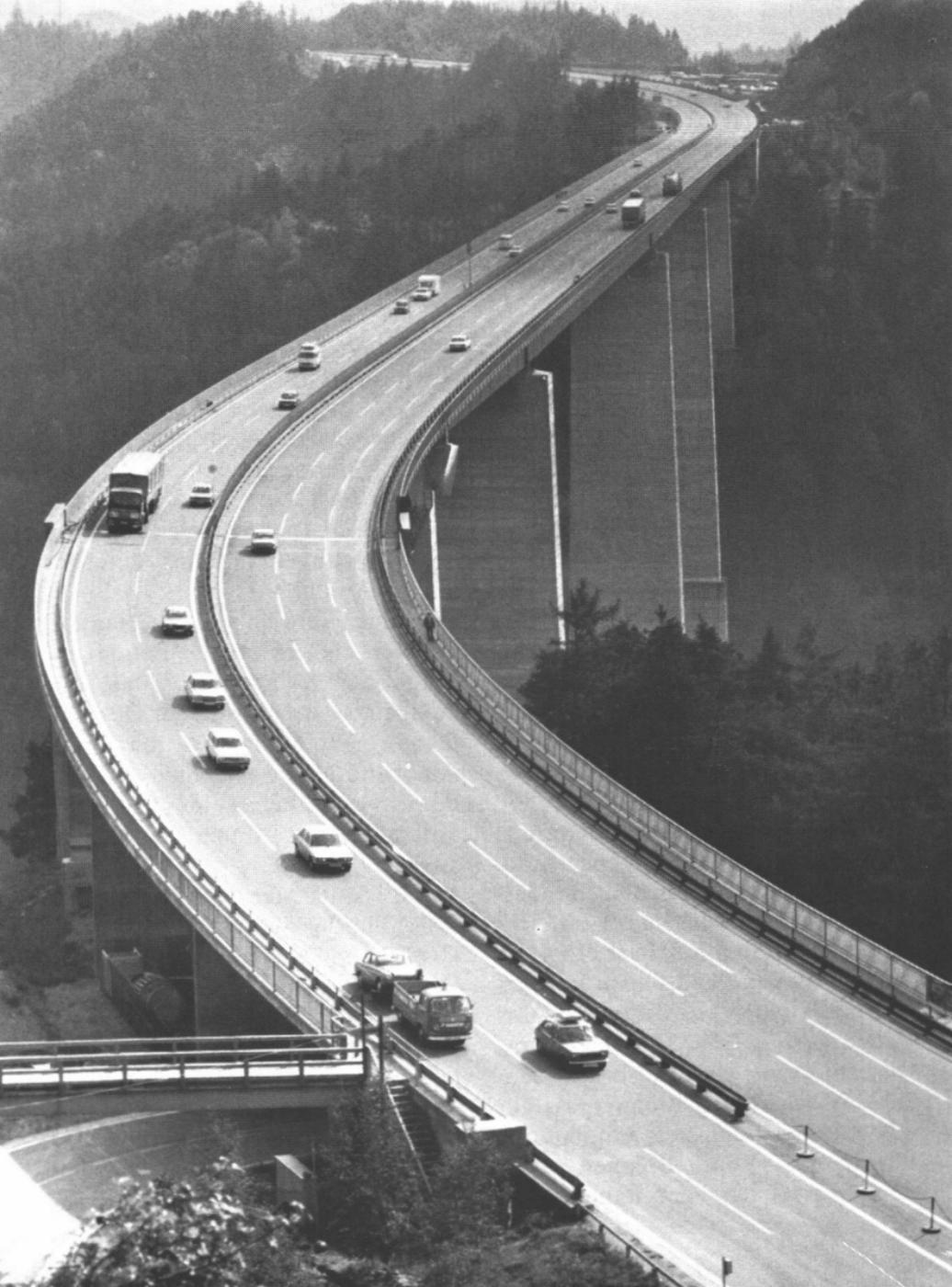
Die Brenner-Autobahn

Prunkstück des österreichischen Strassennetzes



Wer die Autobahn benutzen will, muss einen «Strassenzoll» entrichten. Für eine Fahrt im PW auf der ganzen Länge beträgt die Gebühr inklusive Retourfahrt 22 Franken.

Die 820 Meter lange und 190 Meter hohe Europabrücke ist das Prunkstück der Brenner-Autobahn. 6 Millionen Fahrzeuge passieren das Betonband im Jahr.





Nicht weniger als 44 Brücken, darunter eine ganze Anzahl elegant geschwungener Bauwerke, führen die Autobahn mit minimaler Steigung dem Brennerpass entgegen.

Sechs Millionen Fahrzeuge werden in diesem Jahr die Brenner-Autobahn im österreichischen Bundesland Tirol benutzen. Zum Vergleich: Den San-Bernardino-Tunnel an der bündnerischen N 13 haben im letzten Jahr knapp zwei Millionen Fahrzeuge passiert. Die 37 Kilometer lange Autobahn von Innsbruck zum 1372 Meter hohen Brennerpass gilt als eine der schönsten Autobahnen überhaupt. Vom Brenner, dem Grenzpass nach dem italienischen

Südtirol, führt die Autobahn weiter in Richtung Bozen und Verona, wo sich die Verkehrsadern mit Ziel Venedig-Triest, Mailand und Mittelitalien verzweigen.

44 Brücken

Bereits in den fünfziger Jahren begannen die Österreicher mit dem Bau der Superautobahn, welche die chronisch verstopfte, kurvenreiche alte Brennerstrasse vom Transitverkehr entlasten sollte. Nach neunjähriger Bauzeit konnte die Autobahn 1968 dem Betrieb übergeben werden. Bis heute ist die Brennerstrecke der einzige Alpenübergang mit durchgehender Autobahn.

Die Ingenieure haben sich bemüht, das vier- bis sechsspurige Betonband harmonisch ins Landschaftsbild einzufügen. 44 Brücken in der Gesamtlänge von 10 Kilometern führen die Autobahn über Schluchten und Bodensenken vorbei an einer Kette malerischer Dörfer durch das langgestreckte Wipptal.

Die Gesamtkosten beliefen sich auf 2,4 Milliarden Schilling, das sind fast 40 Millionen Franken. Die Republik Österreich ist an den Kosten mit 75% und das Land Tirol mit 25% beteiligt. Der grösste Teil der Baukosten musste auf dem Kapitalmarkt aufgenommen werden, allein die Zinsen verschlingen im Jahr Dutzende von Millionen Franken. Aus diesem Grund erstaunt es nicht, dass man die Bren-



Trotz der relativ hohen Gebühren wird die Autobahn von sehr vielen Lastwagen benutzt, besonders für den Gütertransitverkehr zwischen Deutschland und Italien.

ner-Autobahn nur gegen Gebühr befahren darf. Die einfache Fahrt mit einem Personenwagen kostet umgerechnet 15 Franken, die Retourfahrt 22 Franken.

Trotz dieser stolzen Preise nimmt der Verkehr von Jahr zu Jahr zu, denn die Brennerautobahn ist für weite Teile Deutschlands die direkteste Verbindung nach Italien.

Prunkstück der Alpentransversale ist die 820 Meter lange und 190 Meter hohe Europabrücke bei der Ortschaft Patsch. Das gewaltige Bauwerk ist

zum Aushängeschild dieser aussergewöhnlichen Autobahn geworden.

Die Brennerautobahn ist nicht nur schön, sie ist auch verkehrssicher. Auf gegen sechs Millionen Fahrzeuge ereigneten sich ganze 39 Unfälle, bei denen Personen zu Schaden kamen.

250 Personen arbeiten für den dichtbefahrenen Autobahnabschnitt. Nicht weniger als 100 allein an den Kassen bei den Ein- und Ausfahrten, müssen doch diese «Geldzapfstellen» rund um die Uhr im Dreischichtenbetrieb besetzt werden. Der technische und personelle Aufwand lohnt sich jedoch: Dieses Jahr wird die staatliche Brenner-Aktiengesellschaft rund 60 Millionen Franken einnehmen.

Werner Catrina

Ein Turm ohne Beispiel

«Ein unnützes Monstrum» nannte der berühmte französische Komponist Charles Gounod den Eiffelturm, als er in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts die Pläne für das Bauwerk zu Gesicht bekam. Viele empörte Pariser Künstler unterzeichneten eine Petition an die Stadtregierung, in welcher ein Bauverbot gegen die «gewinn-süchtigen Pläne eines Maschinenkonstruktors» gefordert wurde.

Doch die Proteste verhallten wirkungslos. Am 16. Januar 1887 begannen Bauarbeiter mit dem Aushub für die Fundamente der Turmfüße. Viel Zeit blieb nicht mehr zum Bau des gewaltigen Eisenturms, sollte er doch das Wahrzeichen der Pariser Weltausstellung des Jahres 1889 bilden!

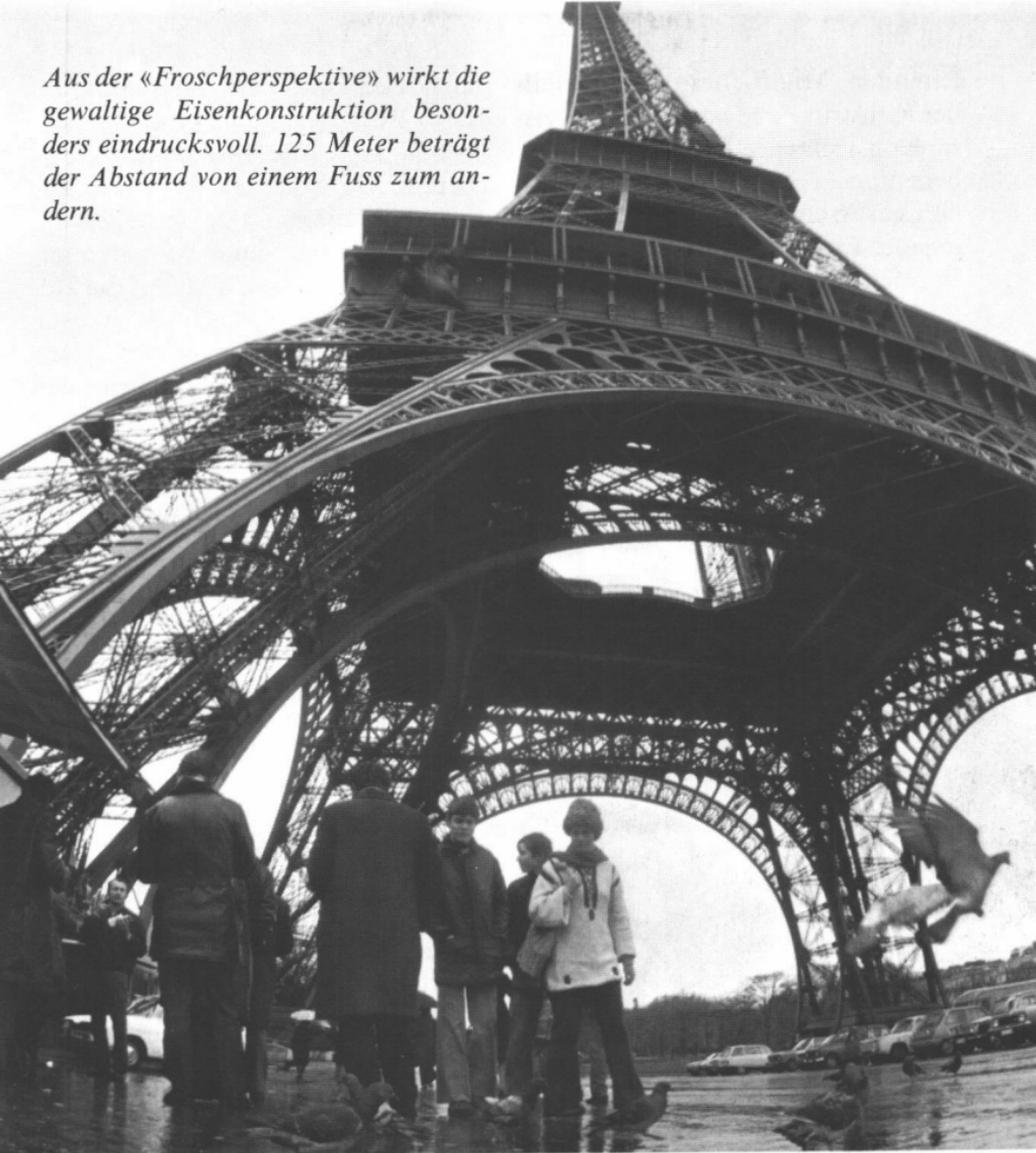
70000 Tonnen Eisen, 2,5 Millionen Nieten

Der Abstand von einem Fuss des Turms zum andern beträgt 125 Meter, 25 Meter tief musste man die Betonsockel, auf denen die vier Füße stehen, in den schlammigen Boden des Marsfeldes einlassen. Dann begannen Scharen von Spezialisten die Einzelteile mit insgesamt 2,5 Millionen Nieten zusammenzunieten. Je mehr die hypermoderne, für die damalige Zeit ausserordentlich gewagte Konstruktion in die Höhe wuchs, desto hitziger wurden die Diskussionen geführt. Überschwengliche Bewun-

Gewaltige Antriebsräder sorgen für ein reibungsloses Funktionieren der grossräumigen Lifte.



Aus der «Froschperspektive» wirkt die gewaltige Eisenkonstruktion besonders eindrucksvoll. 125 Meter beträgt der Abstand von einem Fuss zum andern.



derung und vernichtende Kritik löste das entstehende Bauwerk aus. Immer wieder tauchte die Bezeichnung «Turm zu Babel» auf, vielleicht weil

viele nicht glaubten, dass der Eiffelturm je vollendet werden könne. Auf 5000 Blättern hatte der Ingenieur Gustave Eiffel zusammen mit zwei

leitenden Mitarbeitern die Details der Konstruktion festgehalten, dreissig Konstrukteure und Kalkulatoren berechneten darauf in eineinhalb-jähriger Arbeit die genauen Ausmasse jedes Einzelteils.

Vor den Augen der verblüfften Pariser Bevölkerung wuchs aber der mi-

nuziös geplante Turm rasch. Ein Jahr nach Beendigung der Fundationsarbeiten ragte die Eisenkonstruktion bereits 115 Meter in die Höhe, die zweite Plattform war fertiggestellt. Nach weiteren neun Monaten erreichte der Turm 276 Meter, die Höhe der oberen Plattform. Gegen 70000 Tonnen Eisen waren bereits verbaut, als man dem Turm den «Hut» aufsetzte. 308,80 Meter mass der «grösste Fahnenmast» der Welt schliesslich, so genannt, weil auf der Spitze die französische Trikolore flatterte.

Am 6. Mai 1889 fand die offizielle Eröffnung statt. Wegen der verspäteten Lieferung der Liftanlagen konnte der Turm erst zwei Wochen später vom Publikum gestürmt werden. Seither haben 150 Millionen Menschen das Wahrzeichen von Paris per Lift oder zu Fuss erklommen! Drei Millionen allein im letzten Jahr.

Der Turm gehört zur Seinestadt wie die Notre-Dame oder der Triumphbogen. Obwohl schon 86 Jahre alt, wirkt der Eiffelturm nicht veraltet. Im Laufe der Zeit ist er sogar noch um zwanzig Meter gewachsen: auf die Turmspitze setzte man eine hohe Radioantenne. Ganze Batterien von Verstärkern und Richtstrahlantennen zur Verbesserung des Fernsehempfangs in Paris beweisen, dass der Eiffelturm auch im letzten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts kein «unnützes Monstrum» ist.



Eine Statue erinnert an den Erbauer Gustave Eiffel, der von 1832 bis 1923 lebte. Er erstellte den Turm als Wahrzeichen für die Weltausstellung von 1889.

Ernst Schenker

Der rote Teppich wird ausgelegt

Am 15. Mai 1844 rollte in St-Louis bei Basel der erste Eisenbahnzug auf einer 1,9 km langen Schienenstrecke in die Schweiz, und am 9. August 1847 dampfte die Spanischbrötlbahn zwischen Baden und Zürich. Diese Züge hatten noch keine Schlaf- oder gar Speisewagen.

Die Idee, das Reisen auf langen Strecken angenehmer zu gestalten, kam aus Amerika. Dort hatte ein 24jähriger Mann namens George Mortimer Pullman für seine zahlrei-

Eine vornehme Dame schreitet zum Speisewagen (um 1907).





Der Sonderzug mit dem belgischen König Leopold II. trifft an der Riviera ein (1908).

Durchfahrt auf den Bahnhöfen bewundern konnte.

Königliche Hoheiten

Kaiser und Könige und Staatsoberhäupter reisten schon immer gerne, meist mit grossem Gefolge und umgeben von einem Stab ergebener Diener und Geheimpolizisten. Die Eisenbahner, die waren jeweils froh, wenn diese Luxuszüge wieder verschwanden, denn sie hafteten ja schliesslich doch bei Attentatsdrohungen und einem allfälligen Zugunglück.

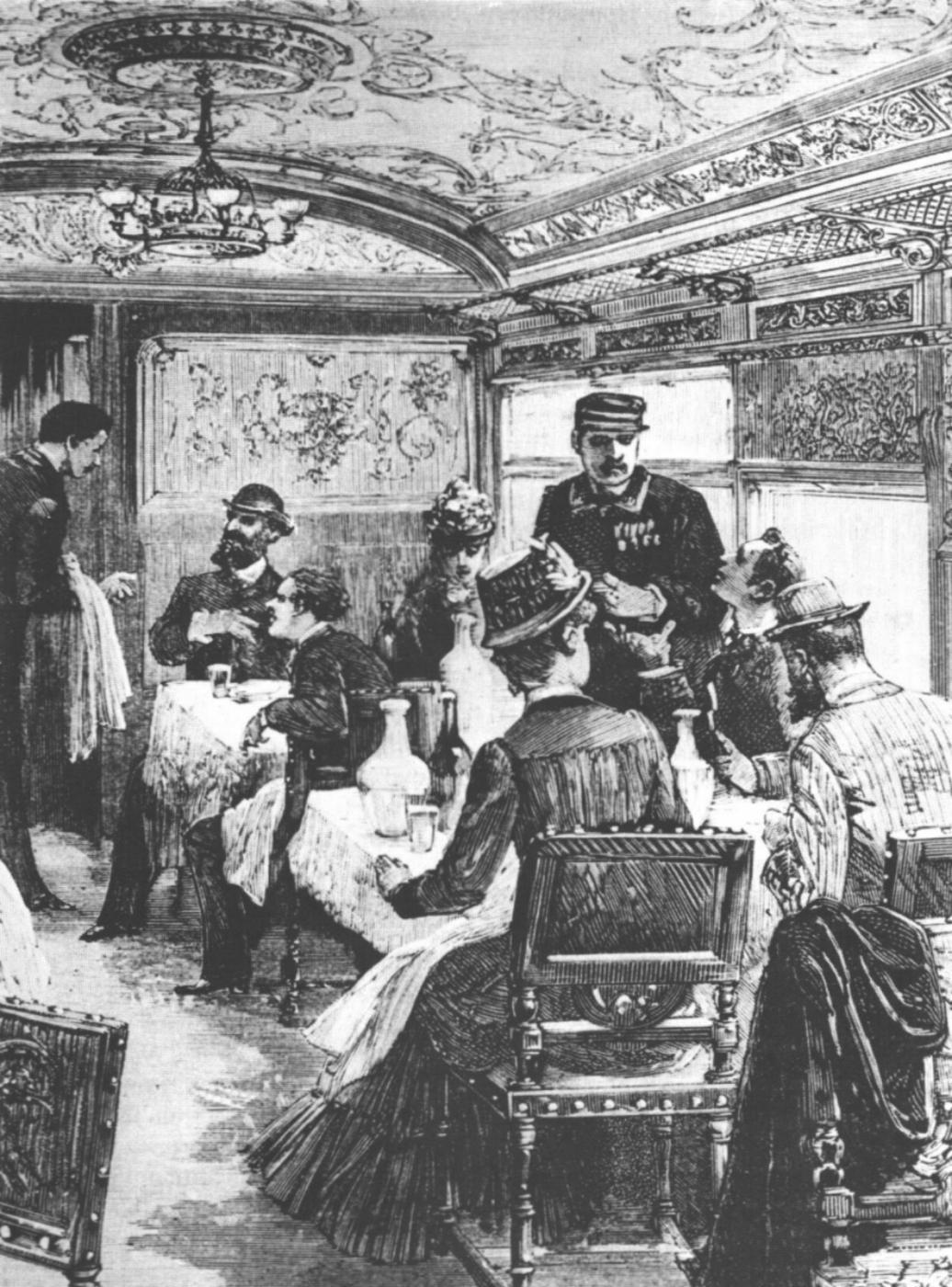
Im Jahre 1901 besass das Zarenreich bereits 91 Hofwagen. Die Zarin hatte 1871 der abgesetzten französischen

chen Geschäftsreisen alte Wagenkästen von ausrangierten Postkutschen zu Schlafabteilen mit Waschraum und WC umbauen lassen.

Die Idee schlug ein, und im Jahre 1867 wurde die «Compagnie Internationale des Wagons-Lits» in Europa gegründet.

Die erste Epoche der internationalen Extrazüge mit berühmten Namen brach an: Der Orientexpress rollte 1883 durch Europa, 1884 folgte der Calais-Nizza-Rom-Express, weitere kamen in den nächsten Jahren dazu. Es waren Züge von Romantik und Sensation umwittert, Züge, die das gewöhnliche Volk nur bei ihrer

Blick ins Innere des Speisewagens des Orient-Express (1883).



Kaiserin Eugénie einen Luxuszug mit 21 Wagen abgekauft. Er stand in Wirballen, an der damaligen russischen Grenze, bereit, wenn die Herrscherin im grossen russischen Reich eine Besuchsfahrt unternehmen wollte.

Russland hatte auch die schärfsten Sicherheitsmassnahmen angeordnet, wenn die Zarenfamilie auf Reisen ging: alle 10 bis 20 Meter stand am Bahndamm ein Soldat mit aufgef-pflanztem Bajonett oft bis zu 40 Stunden Wache, ohne Essen und Trinken, bis der Zug mit Zar und Zarin vorbei war.

Der rote Teppich

Doch diese Hoheiten waren auch nur Menschen, und dazu oft noch recht sparsame... Die Schwester des letzten deutschen Kaisers, Wilhelms III., die Prinzessin Viktoria von Schaumburg-Lippe, verlangte für ihre Reisen nicht nur einen Salonwagen, sondern auch das Auslegen des roten Teppichs auf allen Bahnhöfen, sie bezahlte aber immer nur den Fahrpreis dritter Klasse...

Die preussischen Hofzüge waren ein fahrender Haushalt mit allen nur erdenklichen Schikanen, damit das Kaiserpaar ja nichts vermissen musste auf den langen Reisen. Der letzte dieser Hofzüge aus dem Jahr 1913 führte einen Wagen für den Kaiser, einen für die Kaiserin, verschiedene Wagen für das zahlreiche Gefolge,

einen Küchen- und einen Speisewagen sowie einen Packwagen.

Der letzte deutsche Kaiser reiste sehr gerne mit der Eisenbahn. Er stattete 1912 auch der Schweiz einen Besuch ab.

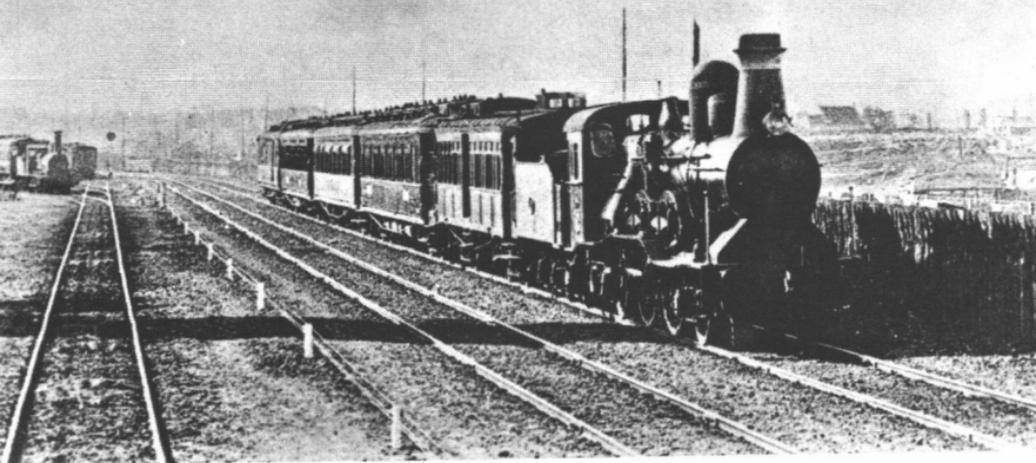
Königliche Verpflegung

Reisen macht bekanntlich Hunger. So musste für längere Reisen auch für eine wahrhaft königliche Verpflegung gesorgt werden. Anfänglich wurde das Essen in einem Hotel gekocht und zum Extrazug gebracht. Aber schon um 1880 tauchten die ersten Kochwagen auf mit einem grossen Kohlenherd. Erstaunlich, welch kulinarische Köstlichkeiten die fahrenden Köche hervorzaubern konnten!

«Eisenbahnkönige»

Berühmt in der Geschichte der Eisenbahn sind die Eisenbahnkönige der Vereinigten Staaten. Sie halfen mit beim Bau der Bahnen quer durch die unermesslichen Weiten des Kontinents, ständig bedroht von den Indianern, die ihr Land gegen die weissen Eindringlinge verteidigten.

An ihrer Spitze stehen die «Vanderbilts» mit dem Stammvater Cornelius, geb. am 25. April 1794. Seine Nachkommen sind wie Könige nummeriert. Georg Vanderbilt III. zum Beispiel, ein grosser Sportmäzen und Philanthrop, hinterliess ein Vermögen von 40 Millionen Dollar. Für



Der Ostende Wien-Express fährt in Ostende ab (1905).

40000 Dollar liess er sich seinerzeit einen sechsachsigen Salonwagen bauen.

«Churchillpfeil»

Und die Schweiz? Ein Autor schrieb damals: «Seit 1844 hat die Schweiz mustergültige Eisenbahnen und – wie könnte es anders sein – die wenigsten Salonwagen.»

Berühmt wurde der sog. «Churchillpfeil», ein Dieseltriebwagen: Im denkwürdigen Jahre 1946 reiste Churchill damit vom Genfersee nach Zürich, um dort seine berühmte Rede zu halten.

Wagen, die Geschichte machten

Eisenbahnwagen machten auch Weltgeschichte. Am 1. November

1918 musste das besiegte Deutschland in einem Speisewagen der Internationalen Schlafwagensgesellschaft den schicksalhaften Friedensvertrag im Wald von Compiègne bei Paris unterschreiben. Am gleichen Ort und im gleichen Wagen musste am 22. Juli 1940 Frankreich den Waffenstillstand mit dem Sieger, der Deutschen Wehrmacht, unterzeichnen. Dieser Eisenbahnwagen, im Hitlerdeutschland lange als Kriegstrophäe gehütet, wurde bei einem alliierten Luftangriff zerstört.

Heute ist die denkwürdige Epoche vorbei. Noch fahren Luxuszüge durch die Welt, aber der rote Teppich hat ausgedient, man ist nüchterner geworden.

Viele der denkwürdigen Wagen fahren heute noch als gewöhnliche Wagen in den Zügen mit. Was sie uns alles erzählen könnten!

Mit der Bahn zum Flugzeug

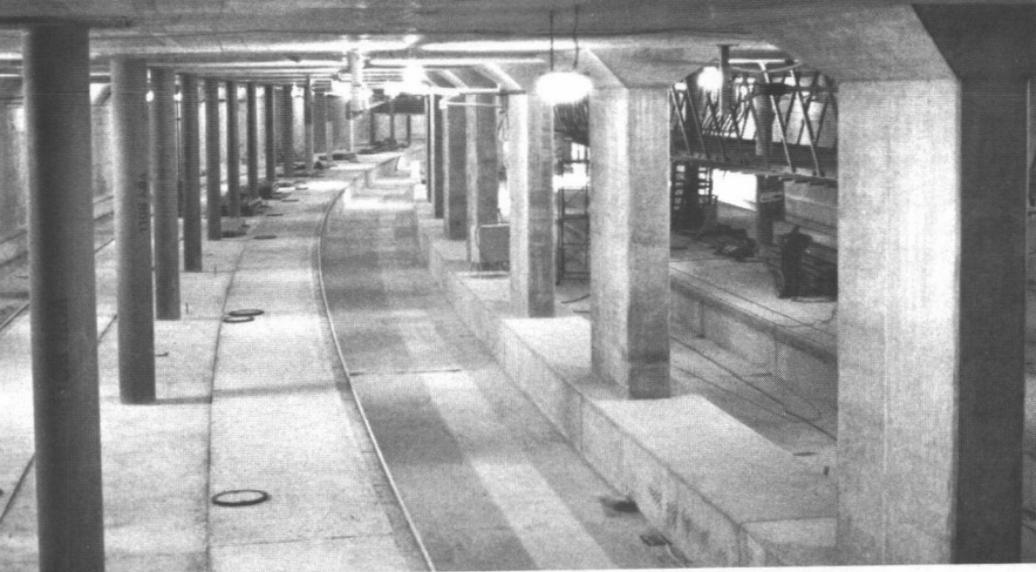
In den letzten Monaten hat man von der Eröffnung der Flughafenbahnen in Frankfurt, Wien, London und Paris gehört. Es scheint also, dass auf die Anwesenheit der Eisenbahn in den Flughäfen Wert gelegt wird.

Flughafenbahnhof Kloten

Als eine der nächsten Grossstädte wird nun Zürich seine Flughafenbahn bekommen. Und zwar bereits im Frühjahr 1980 – ein Jahr vor dem ursprünglich vorgesehenen Termin. Schon lange machte man sich Gedanken über den Bahnanschluss schweizerischer Grossflughäfen. In Frage kommen Zürich, Genf und Basel, wobei für Zürich-Kloten anfänglich eine Stichbahn mit S-Zügen und ein U-Bahn-Anschluss im Vordergrund der Diskussion standen. Dann aber gab man sich Rechenschaft über das grosse Bedürfnis nach umsteigefreien Direktverbindungen nach den wirtschaftlich und touristisch bedeutenden Regionen und suchte eine Lösung mit dem Anschluss an eine bestehende Bahnlinie.

Als solche bot sich die Linie Oerlikon-Kloten-Effretikon (–Winterthur) an, die bereits eine – allerdings ungünstig gelegene – Flughafenhaltestelle bekommen hatte. Die bestehende Einspurlinie mit den vielen Niveauübergängen liess sich aber nur zwischen Bassersdorf und Effretikon ausbauen, während der Abschnitt von Oerlikon bis etwa Streckenmitte zwischen Kloten und Bassersdorf neu zu erstellen war. Die Strecke wird unterirdisch geführt und holt in einer grossen Schleife in die Gegend des Flughafen-Terminals aus.

In der Tiefe von 18 m unter der Terminal-Ebene befindet sich der Flughafenbahnhof mit seinen vier Geleisen an zwei 420 m langen Perrons, selbstverständlich mit Rolltreppen und Liftanlagen mit dem Flughafen verbunden. Im Stockwerk über der Perronhalle ist die eigentliche Bahnhofhalle untergebracht, die mit einer Grundfläche von 70 × 100 m die grosse Querhalle im Zürcher Hauptbahnhof noch übertrifft. Genau wie in einem grossen Bahnhof sind alle



Nebenanlagen, wie Billettschalter, Auskunftsbüro, Gepäckabfertigung, Verpflegungs- und Einkaufsgelegenheiten, vorhanden.

Ein Bahnhof, im Boden verankert

Von den baulichen Besonderheiten seien nur zwei erwähnt:

Das unterirdische Perrongeschoss ist als geschlossener, rechteckiger Stahlbetonkasten ausgebildet. Weil er fast gänzlich im Grundwasser liegt, war es notwendig, den ganzen Bahnhof mit gewaltigen Auftriebsankern am Baugrund «festzubinden», sonst wäre die Perronhalle bei steigendem Grundwasserspiegel buchstäblich ins Schwimmen geraten.

Dann war auch die Druckwelle der ein- und ausfahrenden Züge zu be-

Wie Frankfurt a. M., Wien, London und Paris wird auch Zürich-Kloten bald seinen eigenen Flughafenbahnhof erhalten, und zwar bereits im Frühjahr 1980, ein Jahr vor dem ursprünglich vorgesehenen Termin. Die Bauarbeiten an dem unterirdischen Bahnhof sind bereits weit fortgeschritten.

achten, die in der Bahnhofshalle zu lästigem Wind und Durchzug Anlass gäbe. Zwei grosse Luftkamine in der Nähe der Perronenden münden 12 m über der Erdoberfläche und bewirken einen Ausgleich der Druckverhältnisse und damit die Dämpfung der Luftbewegungen im Untergrundbahnhof.



Günstiger Fahrplan

Nun die Frage, welches Fahrplanangebot die Flugpassagiere erwarten dürfen.

Nehmen wir an, das Flugzeug lande zwischen morgens 8 Uhr und abends 10 Uhr, dann steht der Passagier samt Gepäck innert etwa 30 Minuten im Flughafenbahnhof. Will er nach Zürich (was bei 56% der Ankommenden der Fall ist), so steht ihm mindestens jede halbe Stunde ein Zug zur Verfügung. Richtung Winterthur fährt jede Stunde ein Schnellzug mit Weiterfahrt nach St. Gallen oder Romanshorn. Die meistbefahrene Verbin-

dung nach Bern–Genf wird ebenfalls jede Stunde mit einem Schnellzug bedient. Daneben sind für Bern sowie die Fremdenverkehrszentren Luzern und Chur einige Direktverbindungen vorgesehen, wobei jene nach Bern und von Bern den heutigen PTT-Swissair-Bus ersetzt.

Das Angebot ist also recht bemerkenswert, wenn auch bei den Direktverbindungen ausserhalb der West-Ost-Transversalen noch Wünsche offen bleiben.

Es ist nämlich zu bedenken, dass der Flughafenplan mitten in der zweijährigen Fahrplanperiode in Kraft



tritt. Noch besser auf die verschiedenen Bedürfnisse wird man dann beim Fahrplanwechsel von 1981 eingehen können. Vor allem darf man mit zusätzlichen Direktverbindungen nach Luzern rechnen.

Frequenz

Die ersten Betriebsjahre werden zeigen, wie weit sich die Nachfrage mit dem Angebot deckt und welche Änderungen sich möglicherweise aufdrängen. Bei einer Durchschnittsfrequenz des Flughafens von 22 500 Passagieren und Spitzen von 30 500 und einem erwarteten Bahnanteil

Das Flugzeug landet, man steigt aus, erledigt die Zollformalitäten, holt sich sein Gepäck, besteigt den Lift – und schon nach einer halben Stunde kann man im neuen Flughafenbahnhof den Zug besteigen.

von 67% dürften sich beachtliche Bahnfrequenzen ergeben. Zählt man noch die Interessenten aus den 12 000 Arbeitnehmern auf dem Flughafenareal und die Park-and-ride-Reisenden aus der Region hinzu, so werden von den täglich angebotenen 35 000 Sitzplätzen nur wenige leer bleiben.

An heiligen Wassern

Eine alte Sage berichtet: Der Hergott kam einmal ins Wallis, sah die grosse Trockenheit in dieser niederschlagsärmsten Gegend der Schweiz und sagte zu den Bauern: «Es ist viel zu trocken in eurem Land, ich muss nächstens einmal regnen lassen.» Da soll ein Walliser Bauer bedächtig geantwortet haben: «Oh nein, Herr, das Wässern verstehen wir selber besser!» Diese Überheblichkeit soll den Hergott so erzürnt haben, dass seit dann das Wallis zu den trockensten Gegenden Europas gehört.

Das ist nur eine der zahlreichen Sagen, die sich um das «heilige Wasser» ranken. Ohne die Wasserleitungen nämlich wäre das Oberwallis schon längst eine menschenleere Gegend geworden. Der Ackerbau braucht pro Hektare im Jahr 10000 bis 12000 m³ Wasser. Der Regen im Oberwallis bringt aber im Durchschnitt jährlich nur rund 3000 m³ Wasser, die fehlende Menge muss sich der Bergler selber beschaffen. In Asien herrschen ähnliche Verhältnisse. Die Mongolen und Tataren

müssen auch wässern, aber die Bergler im Wallis erfanden, vermutlich schon in grauer Vorzeit, eine der topographischen Eigenart dieser Hochgebirgslandschaft angepasste Bewässerung: Sie fassten das Gletscherwasser unterhalb des Gletschers, leiteten es zuerst in einen Reinigungssammler, der die grössten Verunreinigungen zurückbehielt, dann floss das Wasser in ausgehöhlten Baumstämmen zu Tal. Meist führten die Wasserleitungen an überhängenden Felsen entlang. Zur Befestigung der Kännel wurden Löcher in den harten Fels geschlagen und starke Holzkrapfen, gekrümmte Äste, darin befestigt. Darauf wurden die schweren Baumstämme gelegt.

Ein gefährliches Handwerk, das immer wieder Opfer verlangte! So stürzten einmal oberhalb Ausserberg bei einem Kännelzug 12 Mann zu

Die «Bisse» von Savièse an überhängender Felswand. Links der «Weg» für den Wasservogt, mit einem einfachen Geländer gesichert.





Runde Holzstücke, sog. «Krapfen», wurden in den harten Fels gezwängt. Darauf wurden die Wasserleitungen gelegt. Unser Bild wurde im Baltschiederdtal aufgenommen.

Tode. Immer wieder forderte der Berg seine Opfer. Ein Wasservogt musste die Wasserleitungen regelmässig kontrollieren, oft stand ihm dafür nur eine 20 bis 30 cm schmale Holzplanke zur Verfügung, meist ohne Geländer! Schwindelfrei mussten die Männer sein!

Im Mittelalter konnte sich ein zum Tode verurteilter Verbrecher melden, um den Kännel in den Krapfen zu befestigen. Stürzte er bei der Arbeit

nicht ab, war er frei. Meist ging der Pfarrer mit und segnete die Männer, die oft stundenlang den ausgehöhlten Baumstamm und die Holzkrapfen trugen. In Ausserberg wird heute noch ein altes, 200 m langes Kännelstück aufbewahrt.

Ein Hammer, unmittelbar nach den einsturzgefährdeten Stellen im Kännel eingebaut, zeigte mit seinem Klopfen an, dass das Wasser floss.

Wenn der Hammer nicht mehr klopfte, war das ein Zeichen, dass die Leitung unterbrochen war. Jetzt musste der Wasservogt, und wenn es mitten in der Nacht war, aufbrechen und die Schadenstelle suchen; denn ausbrechende Wasser konnten die Siedlungen gefährden oder gefährliche Erdbeben verursachen.

Noch heute gibt es urkundlich verbürgte Leitungen, gebaut im 13. Jahrhundert. Kaum zu glauben, wie diese Bergler, des Schreibens unkundig, das Wasser zum regelmässigen Fliessen bringen konnten, ohne dass es über die Leitung hinaus in die Tiefe stürzte! Es wird erzählt, dass die Bergler zuerst eine Kugel im Kännel rollen liessen und so die Fliessgeschwindigkeit des Wassers bestimmten.

Berühmt und zugleich berüchtigt sind die Wasserleitungen im wildromantischen Baltschiederdtal zwischen Ausserberg und Eggenberg, an der Südrampe der Lötschberglinie. Berüchtigt, weil die Instandhaltung die-



ser Leitungen immer wieder Menschenopfer forderte. Drei Leitungen befinden sich auf der rechten und zwei auf der linken Talseite: die oberste Leitung auf der rechten Seite, das sog. «Niwärch», wird im Jahre 1381 erstmals erwähnt, die beiden untern Leitungen, die «Mittla» und die «Undra», sollen noch viel älter sein.

Heute sind diese gefährlichen Leitungen in einem Tunnel gefasst. Gemeinden, Kanton und Bund taten sich zusammen und verlegten die gefährlichsten Stellen in den sichern Fels. Aber immer noch wird das kostbare Nass nach einem genau eingeteilten Plan den Bauern zum Wäs-

Bruch der Leitung: Tosend stürzen die Wassermassen zu Tal, alles mit sich reissend. In solchen Fällen wird das ganze Dorf zum Ausbessern der Kännel aufgeboten.

sern ihrer Matten zur Verfügung gestellt. Und immer noch wacht der Wasservogt über die «heiligen Wasser». Viele davon sind jetzt mit einem begehbaren Wanderweg versehen, aber immer noch trifft man Stellen, die nur für Schwindelfreie geeignet sind.

In seinem Roman «An heiligen Wassern» hat der Schweizer Dichter J. C. Heer den Kampf um das lebenswichtige Element festgehalten.

Sonnenenergie aus den Speichern der Natur

Kann man mit dem «kalten» Wasser eines Bachs oder eines Sees ein Haus heizen? Oder mit der Wärme aus dem Erdboden? Auf den ersten Blick scheint das unmöglich. Die Wärmepumpe aber kann es: Sie fasst die Umweltwärme aus Erde, Wasser und Luft, pumpt sie auf ein höheres Temperaturniveau und macht sie so für Heizzwecke nutzbar.

Gespeicherte Sonnenenergie

Die Wärmemenge, welche die Sonne an einem Tag auf die Erde strahlt, würde ausreichen, um sämtliche Brennstoffe für einige Jahre zu ersetzen. Über 70% der Sonnenenergie fällt allerdings im Sommer an, und mit den heutigen technischen Mitteln ist es nicht möglich, diese Wärme für den Winter zu speichern. Das ist aber auch gar nicht nötig, denn die Natur selber speichert die Sonnenwärme auf mannigfache Weise: Wasser beispielsweise erwärmt sich in der warmen Jahreszeit und gibt diese Wärme dann langsam wieder ab.

Wie funktioniert die Wärmepumpe?

Das Prinzip der Wärmepumpe ist seit über 100 Jahren bekannt: Mit Wärme aus Erde, Luft oder Wasser wird eine Flüssigkeit, die einen sehr niedrigen Siedepunkt hat, verdampft. Der Dampf wird unter grossen Druck gesetzt und erhitzt sich deshalb auf 40 °C oder mehr. Diese Temperatur genügt, um das Wasser für eine Bodenheizung, unter Umständen auch für Küche und Bad, zu erwärmen.

Unsere Zeichnung zeigt den Kreislauf einer Wärmepumpenanlage für ein Einfamilienhaus. Als Wärmequelle dient Grundwasser (B) von 9 °C.

Zu dieser Wärmepumpe gehören drei Teile:

1. *Der Verdampfer (A):* Im Grundwasser liegen, wie ein locker aufgerollter Gartenschlauch, viele Meter Kupfer- oder Kunststoffrohr. Das ist notwendig, damit eine grosse Wärmeaustauschfläche entsteht. Die Rohre enthalten eine Flüssigkeit, die

schon bei niedriger Temperatur siedet (z.B. Ammoniak oder Freon). Man nennt solche Flüssigkeiten «Kältemittel». Die niedere Temperatur des Grundwassers genügt, um das Kältemittel zum Sieden zu bringen und es zu verdampfen (C).

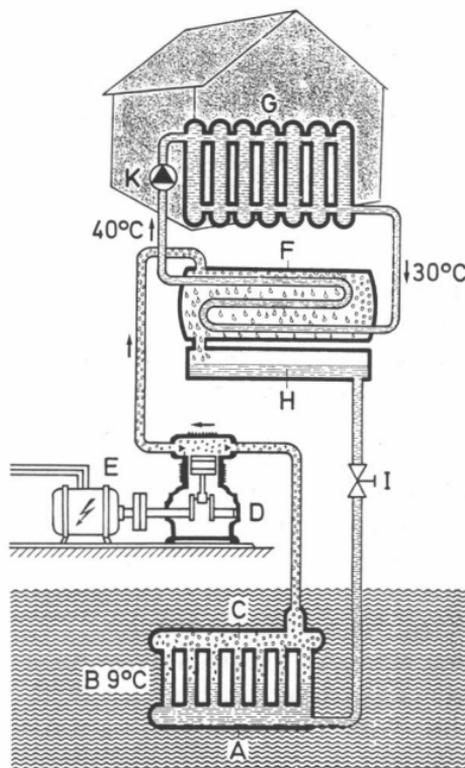
Verdampfen ist ein Vorgang, der Wärme verbraucht. Die benötigte Wärme wird also dem Grundwasser entzogen, dessen Temperatur deshalb um $5\text{ }^{\circ}\text{C}$ sinkt.

2. *Der Verdichter (D)*: Vom Verdampfer steigt der Dampf in den Verdichter oder Kompressor, der von einem Elektromotor (E) angetrieben wird.

Der Kompressor ist das Kernstück der Wärmepumpe. Er pumpt den Kältemitteldampf auf ein höheres Temperaturniveau. – Um das zu verstehen, muss man wissen, dass die Temperatur eines Gases (Dampfes) steigt, wenn man es zusammendrückt. (Wir erinnern uns an die Velopumpe: Gepresste Luft erwärmt sich!) Der Kompressor verdichtet also den Kältemitteldampf und erhöht so seine Temperatur auf $40\text{ }^{\circ}\text{C}$ oder mehr. Damit ist jene Temperatur erreicht, die für Heizzwecke genutzt werden kann.

3. *Der Verflüssiger (F)*: Hier strömt der heiße Kältemitteldampf durch eine Rohrschlange, die vom kühlen Zentralheizungswasser umspült ist.

Funktionsschema einer Wärmepumpe für ein Einfamilienhaus.



- A Verdampfer
- B Grundwasser als Wärmequelle
- C Verdampftes Kältemittel
- D Verdichter (Kompressor)
- E Elektromotor
- F Verflüssiger
- G Heizungs radiator
- H Kondensiertes (flüssiges) Kältemittel
- I Expansionsventil
- K Umwälzpumpe Heizung

Der Dampf kondensiert und gibt seine Wärme an das Zentralheizungswasser ab (das Verflüssigen eines Gases setzt Wärme frei!). Das Heizungswasser wird aufgewärmt und von der Umwälzpumpe (K) in die Radiatoren oder in die Rohrschlangen einer Bodenheizung gepumpt. Durch das Expansionsventil (I) gelangt das Kältemittel wieder in den Verflüssiger (A), womit der Kreislauf geschlossen ist.

Dachkollektor und Erdkollektor

Um die Umweltwärme für ein Einfamilienhaus oder ein kleineres Mehrfamilienhaus zu nutzen, können zur Wärmeaufnahme Rohrschlangen nicht nur ins Erdreich, sondern auch unter die Dachziegel verlegt werden. Die Verwendung von Sonnenkollektoren ist ebenfalls möglich. Eine automatische elektronische Regelung sorgt dafür, dass je nach Witterung Wärme entweder vom Dach oder aus der Erde oder aus beiden Speichern zusammen bezogen wird. In Zeiten von grossem Luftwärmeanteil fliesst Sonnenwärme vom Dachkollektor in den Erdkollektor und wird dort gespeichert; damit verhindert man eine allzu grosse Auskühlung des Erdreichs.

Sparsam und umweltfreundlich

Zum Antrieb des Kompressors der Wärmepumpe dient meistens Elektrizität. Sie wird hier sehr wirtschaft-

lich eingesetzt (für eine Elektroheizung beispielsweise wäre die zwei- bis dreifache Elektrizitätsmenge notwendig).

Eine Elektrowärmepumpe belastet auch die Umwelt nicht, sie gibt keine Schadstoffe an die Umgebung ab und verbraucht keinen Sauerstoff.

Wärmepumpen nutzen also die unerschöpfliche Energie der Sonne, die in Erde, Luft und Wasser gespeichert ist.

Wo verwendet man Wärmepumpen?

Man heizt damit Einfamilienhäuser und kleinere Mehrfamilienhäuser. Daneben gibt es aber noch viele Gebiete, wo sich Wärmepumpen seit Jahrzehnten bewährt haben.

Damit die Freude im Hallenbad nicht durch kaltes Wasser getrübt wird, kann das Wasser mit Hilfe einer Wärmepumpe um einige Grad erwärmt werden. Als Wärmequelle dient meist Grundwasser oder das Wasser eines in der Nähe gelegenen Sees oder Baches. – Das Hallenbad Zürich hat schon seit 1941 eine besonders ausgeklügelte Wärmepumpenanlage: im Tagbetrieb dient das Wasser des benachbarten Schanzengrabens als Wärmequelle, im Nachtbetrieb wird dem gesammelten Abwasser aus Schwimmbecken und Duschen Wärme entzogen; mit der so gewonnenen Wärme wird das frische Duschwasser aufgeheizt. Auch die Abwärme der Transformatoren



Der Erdkollektor einer Wärmepumpenheizung besteht aus Kunststoffrohren, die im Erdreich in einem Meter Tiefe verlegt werden (Foto CTC).

im benachbarten Unterwerk wird genutzt.

Im Kantonsspital in Altdorf wird 85% des Jahreswärmebedarfs mit einer Wärmepumpenanlage gedeckt. Als Wärmequelle dient Grundwasser mit einer konstanten Temperatur von 9 °C.

Zukunftsaussichten

Die Installation einer Wärmepumpenheizung kostet zurzeit zwar noch etwas mehr als eine Heizanlage mit Ölbrenner, doch machen sich die Mehrauslagen innert wenigen Jahren bezahlt, weil für den Betrieb nur

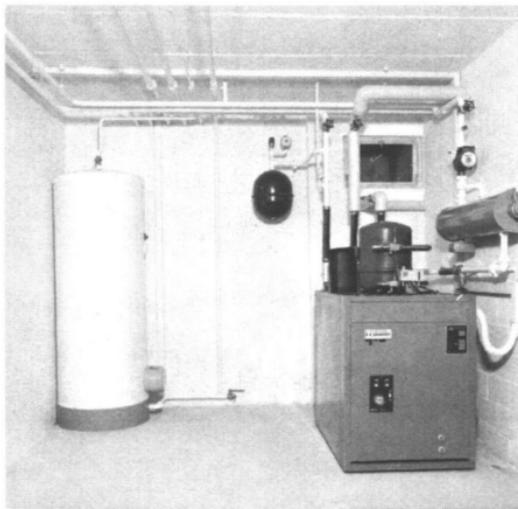
Umweltfreundliche Wärmepumpenheizung in einem Einfamilienhaus. Hier wird der Kollektorflüssigkeit Wärme entzogen, die auf ein höheres Temperaturniveau gepumpt und der Bodenheizung und dem Warmwasserboiler zugeführt wird (Foto CTC).

ein Viertel der Energie «zugekauft» werden muss, während drei Viertel als Umweltwärme kostenlos zur Verfügung stehen.

So wie Kühlschränke im Laufe der Jahre immer billiger und zuverlässiger geworden sind, so werden auch Wärmepumpen (die ja dieselbe Funktionsweise haben!) mit fortschreitender Entwicklung immer «verbraucherfreundlicher».

Der grösste Vorteil einer Elektrowärmepumpe, nämlich die Verminderung der einseitigen Abhängigkeit unseres Landes von Erdölimporten, wirkt sich jetzt schon aus.

Die Energieknappheit zwingt uns gebieterisch, statt zu jammern – neue Wege zu suchen!



Keine Pflanze ist nützlicher als die Kokospalme

Als der Seefahrer Vasco da Gama nach der Entdeckung des Seewegs nach Indien 1498 beim südlichen Zipfel des Subkontinents vor Anker ging, fand er entlang des Ufers eine in Portugal unbekannte Palmenart. In der Krone hingen kopfgrosse Früchte, die mit ihren Fasern den menschenähnlichen Karnevalsmasken glichen. So nannten sie die Frucht «Maske» – oder eben in ihrer Sprache «Coco».



Die Portugiesen hatten damit einem Baum den Namen gegeben, dessen Wirtschaftlichkeit nicht mehr zu überbieten ist. Menschen, die ihre Häuser im Schatten der Kokospalme bauen, können weder verhungern noch verdursten.

Wir können mit der Wurzel beginnen, wenn wir die Nützlichkeit dieses Baumes ermessen wollen. Fein zerstampft, liefert das Wurzelwerk ein in der Medizin sehr geschätztes Betäubungsmittel. Das Stammholz ist trotz grosser Elastizität sehr widerstandsfähig und lässt sich sehr gut zu Qualitätsmöbeln verarbeiten, und als ob dieser Baum seine Existenz vollständig in den Dienst der Naturvölker stellen möchte, liefern die Mittel-

Die Nüsse sind von den Bäumen heruntergeholt worden und werden zwei bis drei Monate in Tümpeln gelagert. Die äussere, grüne Hülle ist recht fest und würde der Bearbeitung mit einfachen Werkzeugen ziemlich Widerstand leisten. So lässt man sie durch das Lagern im Wasser weicher werden.

rippen des Stamms fast fixfertige Ruder. Die Blattrippen lassen sich zum Decken der Hütten wesentlich besser verwenden als das früher bei uns für die Herstellung von Dächern eingesetzte Stroh. Löst man diese Rippen zu Fasern auf, erhält man ein Material, das sich leicht zu Boden- und Wandteppichen verweben lässt, während man aus den härteren Fa-

Die Kokospalmen werden zwanzig bis dreissig Meter hoch und sind typische Gewächse der tropischen Zone. Der Baum braucht zwar nicht unbedingt die Nähe des Meeres, aber auf jeden Fall starke und feuchte Hitze. Es ist bisher nicht gelungen, diese so nützliche Pflanze in anderen Zonen zu züchten.

sern des Stammholzes junger Palmen haltbare Bürsten herstellen kann. Zu einer bestimmten Zeit des Wachstums ist der innere Kern der jungen Stämme sogar essbar. Nicht nur für einen Notfall oder irgendwie als letzte Rettung, sondern als geschätzte Delikatesse und Leckerei! Das aus den Poren des Stamms quellende Harz ist ein recht guter Klebstoff.

Jetzt können wir den Nutzen der Früchte schildern! Während siebzig bis achtzig Jahren entstehen an jeder Palme etwa ein Dutzend Trauben mit fünf bis zwölf Nüssen. Zur Zeit der Ernte werden diese vom Boden aus mit scharfen, an langen Stangen gebundenen Messern oder von jungen Burschen, die behende in die





Nach zwei oder drei Monaten Lagerung im feuchten Schlamm des Tümpels werden die Nüsse wieder ausgegraben. Die Aussenhaut ist jetzt so weich geworden, dass man die Nüsse der weiteren Verarbeitung zuführen kann. Vom zwölften Jahr an liefert die Palme während eines halben Jahrhunderts alljährlich rund sechzig Nüsse.

Zwischen der steinharten Frucht und der derben Aussenhülle liegt eine dicke, grobfaserige Mittelschicht. Um die reine Faser zu gewinnen, wird die Aussenhülle so lange mit einem Schlagholz bearbeitet, bis die verbindenden grünen Teile herausgeklopft sind. Diese Arbeit wird fast in allen Ländern der tropischen Zone von Frauen geleistet.

Die älteren Frauen zwirbeln die gereinigte und ausgekämmte Faser zu Schnüren oder Seilen zusammen, die dann ausserordentlich widerstandsfähig sind. Man kann sagen, dass die Kokospalme drei Generationen Arbeit und Verdienst sichert. Jede findet die ihrer Körperkraft entsprechende Beschäftigungsmöglichkeit.

Krone hinaufklettern, abgeschnitten. Die Haare der Oberhaut lassen sich zu haltbaren Schnüren und Seilen zwirbeln, während die halbierten harten Schalen ohne jede weitere Bearbeitung als Schüsseln oder Tassen verwendet werden können. Im Fleisch der grossen Samenkörner ist





Die Kokosnuss ist im wahrsten Sinne des Wortes Volksnahrungsmittel. Wohl wächst die Kokospalme in Indien nur an der Meeresküste des Südens, doch die kleinen Händler holen die Nüsse dort ab und bringen sie mit oft tagelangen Wagenfahrten auf dem Markt ihres Heimatorts zum Verkauf.

das Kokosöl oder Kokosfett enthalten, das als Grundstoff für die Herstellung von Speisefett und Seifen in alle Länder der Welt exportiert wird. Für den Transport wird dieses Fruchtfleisch getrocknet, es ist unter der Bezeichnung «Kopra» ein wichtiger Handelsartikel auf den Weltmärkten.

Wenn man auch nicht unbedingt von Nutzen sprechen kann, so bleibt doch noch zu erwähnen, dass die Palme an jenen Stellen, an denen die Fruchttraube vom Stengel geschnit-

ten wird, einen erfrischenden, süßen Saft ausfließen lässt, aus dem der berauschte Palmwein destilliert werden kann. Dickt man diesen Saft durch Kochen ein, erhält man einen natürlichen Süsstoff für die Speisen. Die in der Kokosnuss enthaltene Milch ist noch längere Zeit nach der Ernte ein angenehm süßliches Erfrischungsgetränk.

Welches Geschenk hat die Natur dem Menschen mit der Kokospalme gemacht! Einen Baum, der Holz, Fett, Klebstoff, Zucker, Wein, Material für Hüttdächer und Matten, Fasern für Körbe und Seile, feste oder flüssige Leckerbissen liefert. Dazu noch kühlenden Schatten, der in der Heimat der Kokospalme ebenfalls einen gewissen Wert besitzt. Wer findet da noch die Behauptung übertrieben, dass keine Pflanze so nützlich wie diese Palmenart ist!

Das Millionenheer der Insekten

Das Heer der Insekten ist fast unübersehbar. Bekannt von diesen kleinen, hartgepanzerten, sechsbeinigen Geschöpfen sind bis heute aber nur etwa 750 000 Arten, die tatsächliche Zahl der Insekten wird auf mindestens anderthalb Millionen geschätzt.

Der Maikäfer mit seinen gelbbraunen Flügeln, dem bräunlichroten Bauch und der auffälligen seitlichen Zackenbinde kommt in ganz Europa vor. Er ernährt sich von frischem Laub. Das Weibchen legt 60 bis 70 Eier in die Erde, aus denen dann die gefräßigen Engerlinge schlüpfen.



Genau kennt niemand die Zahl der Insekten, jährlich entdeckt man neue Arten, von denen man nie genau weiss, ob sie sich erst entwickelt haben oder ob sie die Erde schon seit unvorstellbar langer Zeit bevölkern.

Phantastischer Reichtum

Ganz phantastisch ist der Gestaltungsreichtum der Insekten. Er spannt sich vom Maikäfer zur angriffigen Wespe, vom Marienkäferchen zur nützlichen Biene und staatenbildenden Ameise, von der blutgierigen Mücke zum wunderschönen Schmetterling, von der unscheinbaren Kleidermotte zur lustig hüpfenden Heuschrecke, von der Küchenschabe zur blutgierigen Libelle.

Das Wunderbarste aber sind die verschiedenen Eigenschaften und Fähigkeiten, mit denen die Natur das Millionenheer der Insekten ausgerüstet hat.

Extra-Herzen

Insekten besitzen keine Knochen. Dafür ist bei vielen die Haut wie ein Panzer verstärkt. So lange sie wachsen, können sie ihren Hautpanzer von Zeit zu Zeit abstreifen, und es dauert meist nur kurze Zeit, bis die Stoffe, die den neuen Panzer bilden, wieder genau so fest sind.

Insekten haben auch selten nur ein einziges Herz, das – wie beim Menschen – über Arterien und Venen den Körper mit Blut versorgt. Statt des-

sen verfügen sie häufig über mehrere Herzen, die das Blut unter starkem Druck von einer Arterie in alle Teile des Körpers befördern. Aber nicht etwa durch Adern, sondern durch die Zellen selber, müssen doch alle haarfeinen Glieder mit Blut durchpulst werden.

Atemlöcher an der Flanke

Auch die Atmung funktioniert bei den Insekten anders als bei den Tieren, die über Lungen verfügen. Die meisten Insekten sind an ihren Flanken mit Atemlöchern ausgerüstet. Von dort aus wird die Luft über die Luftröhren im Innern des Körpers bis in die feinsten Kanäle geleitet. Beim Atmen wird also nicht das Blut mit Sauerstoff versorgt, sondern die Luft im ganzen Körper verteilt.

Erstaunliche Sinnesorgane

Das Insektenhirn ist sehr klein. Dafür besitzen diese Tiere eine Menge ausgeprägter Sinnesorgane, mit denen sie sich instinktmässig bestens zurechtfinden.

Allerdings ist der Sitz dieser Sinne nicht an den von den Säugetieren her gewohnten Orten zu finden. So haben Grillen ihre «Ohren» an den Beinen, und manche Käfer tragen sie auf der Brust.

Überhaupt muss man verschiedene «Hörorgane» unterscheiden. So etwa hören manche Insekten mit winzig feinen Haaren, durch die sie Ultra-



Die Heuschrecken haben einen pferdeähnlichen Kopf mit auffälligen Fühlern und grossen Facettenaugen. Dank den riesigen Springbeinen können sie oft Sprünge machen, die das Zweihundertfache ihrer Körperlänge ausmachen.

schallwellen aufnehmen, die für Menschen und andere Tiere unhörbar sind.

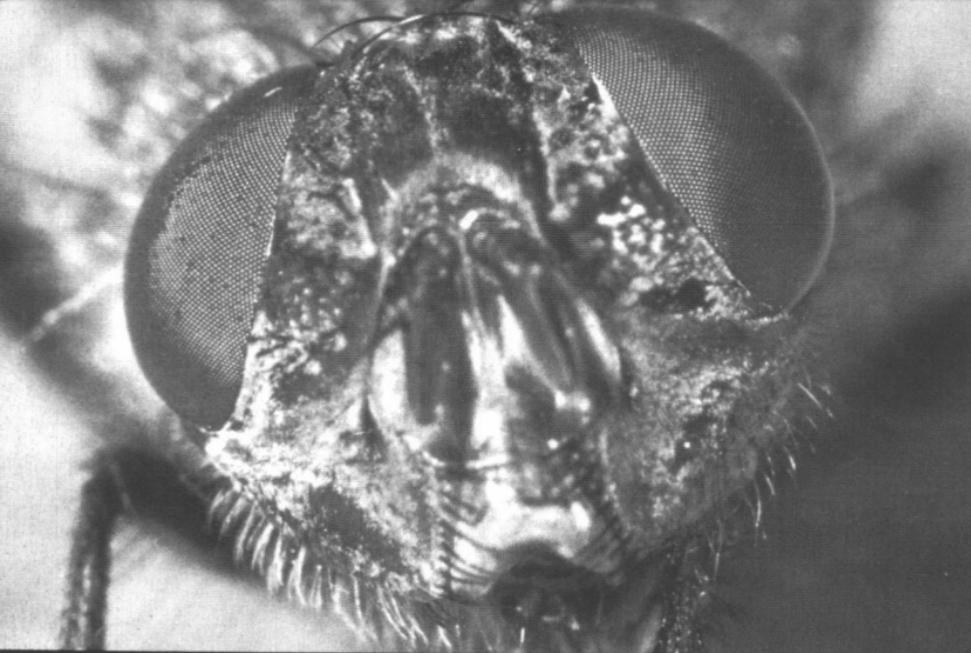
Ähnlich verhält es sich mit dem Geschmack- und dem Geruchsinn: Manche Insekten schmecken den Zucker selbst dann noch, wenn er tausendfach verdünnt ist. Und manche Schmetterlinge fliegen aus kilometerweiter Entfernung herbei, wenn sie den Duft eines Artgenossen «riechen».

Fünf Augen

Ein Wunder der Natur sind die Insektenaugen.

Man kennt Insekten, die überhaupt keine Augen haben, und andere, die deren fünf besitzen! Die augenlosen Insekten können aber gleichwohl «sehen», und zwar mit dem ganzen Körper. Sie flüchten entweder vor dem Licht ins Dunkel, oder sie streben dem Licht zu.

Insektenaugen bestehen aus vielen Facetten. Deren Zahl ist ganz unterschiedlich gross. So hat man unter dem Mikroskop Insektenaugen untersucht und ist zu höchst erstaunlichen Ergebnissen gekommen: Die Augen der Biene sind zum Beispiel aus rund 5000 Facetten zusammengesetzt; eine Libelle hat deren 10000,



Kopf einer Stubenfliege. Die Stubenfliege ist ungeheuer fruchtbar: sie legt gegen 200 perlmutterglänzende Eier in Klümpchen an faulende Stoffe. Schon nach 24 Stunden schlüpfen die Maden aus, verpuppen sich und schwärmen schon nach etwa 10 Tagen als voll fortpflanzungsfähige Insekten aus. Die Vermehrung ist so ungeheuer, dass ein einziges Fliegenpaar im Jahre viele Billionen Nachkommen haben könnte, wenn es keine Feinde gäbe.

der sogenannte Totengräber sogar 30000. Dagegen weisen die Augen des flügellosen Leuchtkäferweibchens nur 300 Facetten auf, während die Augen einer Ameisenarbeiterin 600 besitzen. Die Soldaten des Amei-

senstaates brauchen natürlich schärfere Augen, weshalb diese auch mit 1200 Facetten ausgerüstet sind.

Lebensdauer

Auch die Lebensdauer der Insekten ist höchst unterschiedlich. Manche von ihnen leben nur ein paar Stunden, andere wiederum bleiben viele Jahre quicklebendig.

Glücklicherweise können uns nur etwa 1000 Insektenarten gefährlich werden. Allerdings prophezeien Forscher, dass in ferner Zukunft die Insekten einmal die Herrschaft über die Erde antreten werden, weil sie einfach viel mehr auszuhalten vermögen als Tier und Mensch.

Zu unserem Titelbild

Mein Name ist Hase

Der Hase ist anpassungsfähig und anspruchslos, zäh und ausdauernd und immer wachsam und vorsichtig.

Die Hasen unterscheiden sich von den Nagetieren, zu denen sie früher gezählt wurden, unter anderem durch zwei Schneidezahnpaare im Oberkiefer und einen spiralig gefalteten Blinddarm.

Verschiedene Namen

«Meister Lampe» führt mehrere Namen. Der alte männliche Hase heisst Rammler, der weibliche Hase Häsin oder Satzhase. Die Ohren heissen in der Jägersprache Löffel, der kurze Schwanz Blume und die Haut Balg.

Sesshaftes Leben

Der Hase ist eher ein Nacht- als ein Tagtier. Höchst ungern verlässt er den Ort, wo er aufgewachsen ist. Der Feldhase bevorzugt die vom Menschen bebauten Felder, Äcker und Wiesen. Hier kann er sich gut tarnen und verstecken, hier findet er auch seine Nahrung. Kohl und Klee und Rüben sind seine Leibspeise, er

nimmt aber auch mit der Rinde junger Bäume vorlieb.

Neben dem Jäger sind Fuchs und Hund, Habicht und Uhu seine schlimmsten Feinde.

Doch er versteht es meisterhaft, den Feinden zu entrinnen und übertölpelt den Verfolger, indem er Haken schlägt.



Viele Nachkommen

Hasen sind sehr fruchtbare Tiere. Die Häsin setzt im Jahre drei- bis viermal zwei bis fünf Junge. Nach einer Tragzeit von etwa 40 Tagen werden die Jungen in einer möglichst windgeschützten Vertiefung des Bodens geboren. Die jungen Hasen kommen mit offenen Augen und schon gut entwickelt zur Welt. Die Häsin bleibt aber nur während fünf bis sechs Tagen bei ihren Kindern, dann überlässt sie sie ihrem Schicksal. Nur von Zeit zu Zeit kommt sie an den Ort zurück, um den Jungen Milch zu geben.

Kaninchen

Nicht weniger lebensstüchtig und vielleicht noch anpassungsfähiger als die Hasen sind die Wildkaninchen.

Das Kaninchen (auch Karnickel genannt) ist kleiner, schlanker als der Hase, es hat kürzere Ohren und kürzere Hinterbeine.

Kaninchen leben gern an sonnigen Orten, wo sie sich möglichst gut verstecken können. Dort legen sie ihre Baue an mit Kammern und Röhren, die mehrere Ausgänge haben.

Kaninchen verursachen im allgemeinen mehr Schaden als die Hasen, weil sie eine besondere Vorliebe für die Rinde und die Sprosse junger Bäume haben.

Unser zahmes Hauskaninchen ist ein Abkömmling des Wildkaninchens.





Präriehunde

Sie heissen nur so – in Wirklichkeit sind sie nahe Verwandte unserer Marmelotiere. Das einzige, was die possierlichen, etwa 40 Zentimeter grossen Tierchen mit dem grossen Kopf und dem kurzen Schwanz mit unseren Haustieren gemeinsam haben, ist ihr Bellen.

In der Stadt regiert der Bürgermeister

Sie leben in genau abgegrenzten Gebieten, wo der Erdboden in eine Art Mondlandschaft verwandelt worden ist: Unzählige kleine Krater reihen sich da aneinander, in deren Öffnungen die putzigen Hausherren aufrecht stehen und ihrem Ärger über jeden Eindringling Luft machen.

Jede Ansammlung von Kratern ist eine Art Stadt, die aus lauter unterirdischen Wohnhöhlen besteht und in bestimmte Bezirke eingeteilt ist.

Innerhalb dieser Bezirke gibt es eine festgefügte soziale Ordnung.

Eine Art «Bürgermeister», ein älteres, kampfstarkes Männchen, befehligt drei bis sechs Weibchen und rund dreissig Jungtiere. Der «Bürgermei-

ster» ist für das Wohl seiner Untergebenen besorgt, sie folgen dem leisensten Wink. Andernfalls wird ihnen Gehorsam beigebracht...

Kinder gehorchen aufs Wort

Die Erziehung der Kinder ist Sache des Gemeinwesens. So werden zum Beispiel Jungtiere von jedem beliebigen Erwachsenen betreut, der gerade in der Nähe ist. Und nach dem Spielen schlüpfen die Jungen ohne Widerrede in der erstbesten Wohnhöhle unter, die sich gerade anbietet.

Duftbarriere als Grenze

Die einzelnen Stadtteile sind durch unsichtbare Mauern voneinander abgetrennt: die Bewohner legen «Duftbarrieren» an, die ein fremder Eindringling nur mit kriegerischer Absicht betreten kann. Ständig patrouillieren die Bürgermeister in ihren Revieren. Dabei unterscheiden

Die Präriehunde gehören zur Gattung der Nagetiere. Sie leben, bestens organisiert, in Wohnkolonien in den Prärien des mittleren Nordamerikas.





Etwas neugierig, aber vor allem höchst aufmerksam guckt der Präriehund aus seinem labyrinthartig angelegten Bau.

sie genau zwischen «Mitbürgern» und Bewohnern eines anderen Stadtteils.

Im Ernstfall kommt es zu erbitterten und blutigen Beissereien zwischen den «Rausschmeissern» und dem Fremdling.

Luftaufklärung und Ackerbau

Gegen äussere Feinde freilich halten die Bewohner aller Stadtteile eisern zusammen. Vor Raubvögeln und

räuberischen Vierbeinern wird sofort gewarnt. Je nachdem wie gefährlich die Sache ist, verschwinden die Präriehunde blitzschnell in ihren labyrinthartigen Höhlen.

Die «Luftaufklärung» ist verblüffend gut organisiert, und auf dem Boden kann sich ihnen ohnehin so leicht kein Feind nähern, denn im weiten Umkreis um die Stadt wurde der Boden planiert und von sichtbehindernden Pflanzen befreit.

Und schliesslich treiben die Präriehunde auch noch eine Art Ackerbau: Pflanzen, die ihnen nichts nützen, werden gerodet, nützliche Pflanzen bleiben stehen.

Werner Stuhler

Nimmersatte Möwen

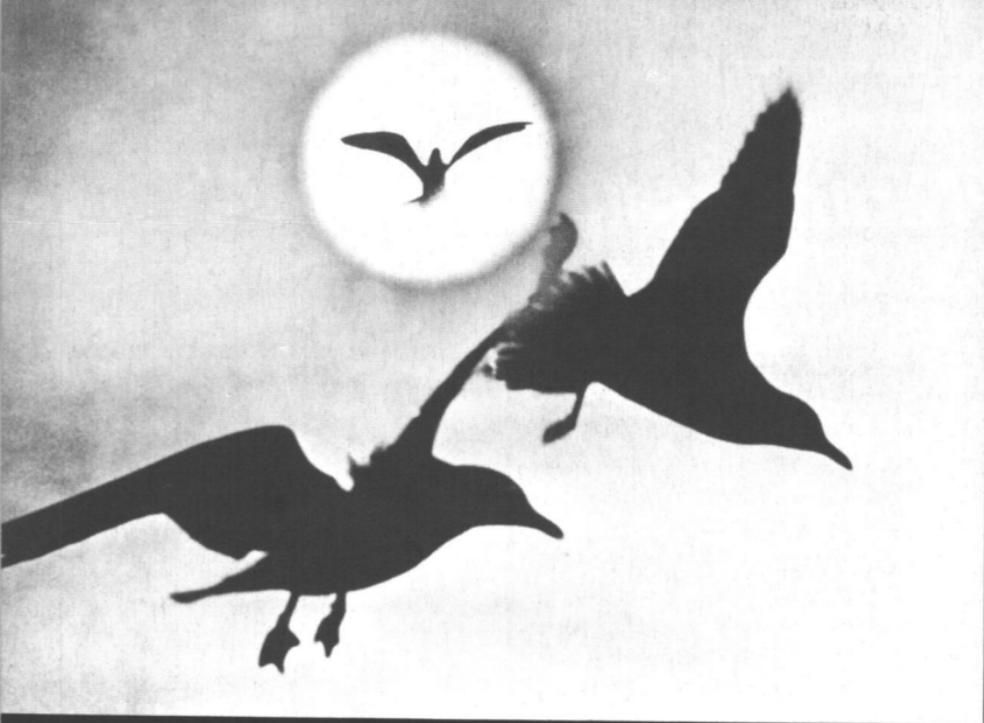
Einst galten sie als Glücksboten, denn sie kündigten dem heimkehrenden Seefahrer schon das Land an, bevor es am Horizont auftauchte. Und wenn er ausfuhr, gaben sie ihm einen letzten Gruss von der Heimat.

Doch die Möwen, die der Zoologe Laridae nennt und zur Ordnung der Schwimmvögel zählt, haben sich trotzdem wenig Freunde erworben. Obwohl sie sich ohne Schwierigkeiten zähmen lassen und, jung dem Nest entnommen, dem Pfleger und seiner Futterstelle grosse Anhänglichkeit beweisen, bleiben sie uns mit ihrem lautstarken Kreischen und ihrer hemmungslosen Fressgier doch irgendwie fremd.

Als Vögel, die mit ihresgleichen überaus gesellig leben, gegen andere sich aber recht missgünstig zeigen, sind sie von unserem Wohlwollen auch weitgehend unabhängig. Wenn es trotzdem so aussieht, als ob sie unsere Gesellschaft suchten, so nur aus einem ganz bestimmten Grund: Überall, wo Menschen in grösserer Zahl auftreten, sei es am Strand, sei



Silbermöwe im Flug. Die Silbermöwen bewohnen die Meeresküsten der ganzen nördlichen Halbkugel von Nordamerika, Grönland und Island über ganz Europa bis zum Mittelmeer.



es an Bord eines Schiffes, sei es am Ufer eines Sees oder eines Flusses, gibt es Abfall – also Futter für die Möwen. Und das ist es, was sie unermüdlich suchen.

In Mitteleuropa, an Süßwasserseen, ist die *Lachmöwe* mit dem roten Schnabel sehr häufig anzutreffen. Der Name «Lachmöwe» hat übrigens gar nichts mit Heiterkeit zu tun, er besagt vielmehr, dass diese Vögel an «Lachen», also an Binnengewässern beheimatet sind.

An der Meeresküste leben die *Sturmmöwen*, die etwas grösser sind als die Lachmöwen, ferner die *Silbermöwen*, die *Heringsmöwen* und die *Mantel-*

Möwen sind meisterhafte Flieger, Segler und Rüttler, zugleich aber auch vorzügliche Schwimmer, die leicht wie ein Korken auf den Wellen reiten.

möwen. Im Winter erscheint auf der Insel Helgoland auch die *Dreizehenmöwe*, die etwas kleiner ist als die Sturmmöwe.

Ihre wahre Schönheit erreicht die Möwe erst im Fluge. Das haben auch die chinesischen Tuschezeichner erkannt, die mit zartem, aber sicherem Pinselstrich die aparte Silhouette dieses Meisterseglers über schaumgekrönten Wellen festgehalten haben.

Werner Catrina

Der König der Nacht

«Ohrechuz» nennen ihn die Berner, «Nachthuri» heisst er in der Gegend von Saanen, in Teilen der Kantone Thurgau und Zürich ist er unter der Bezeichnung «Tschuderheuel» bekannt. Im Oberengadin heisst er «Püff» und in der Gegend von Lugano «Diavol de montagna». Gemeint ist immer der Uhu, der grösste Eulenvogel der Schweiz, dem die Zoologen die lautmalerisch seinem Ruf nachgebil-

dete Bezeichnung «Bubo bubo» gegeben haben.

Der Uhu hat die Phantasie der Menschen von jeher beschäftigt. Der «König der Nacht» erscheint in alten

Uhus sind neugierig und in ihrem Charakter zum Teil sehr verschieden. Diese drei Jungtiere wurden ebenfalls ausgesetzt.



Erzählungen als Begleiter von Zaubern und Hexen, als unheimliches, manchmal allwissendes Wesen.

In einer von den Gebrüdern Grimm überlieferten Geschichte wird ein Uhu, der sich nächtlicherweile in die Scheune eines Bauern verirrt hat, von den zutiefst erschreckten Dorfbewohnern mitsamt dem Stall angezündet. Grund? «Das Ungeheuer», sagten die Bauern, «hat den stärksten Mann, der unter uns zu finden war, durch sein Gnappen und Anhauchen vergiftet und tödlich verwundet.»

Konrad Gessner schreibt in seinem Vogelbuch aus dem Jahre 1557: «Die, aessen von seinen augen gebrennt und unter augensälbin vermischt macht die selbigen (die Augen) heiter und klar.» Die gleiche Quelle verheisst, dass Uhufüsse, mit Wegerich gebrannt, «guet wider die schlangen» seien.

Es wundert uns also nicht, dass man den Uhu bis weit in unser Jahrhundert hinein gnadenlos verfolgt hat. Die Horste wurden ausgenommen, um die Jungen für die sogenannte Hüttenjagd abzurichten. Uhus werden zu diesem Zweck auf freiem Felde angebunden, was deren Feinde, Krähen, Raben und Raubvögel, anlockt. Der in einem hüttenähnlichen Versteck getarnte Jäger kann dann die angelockten Vögel leicht erlegen. 1925 wurde der Uhu in der Schweiz unter Schutz gestellt. Nach und nach setzte sich die Erkenntnis durch, dass

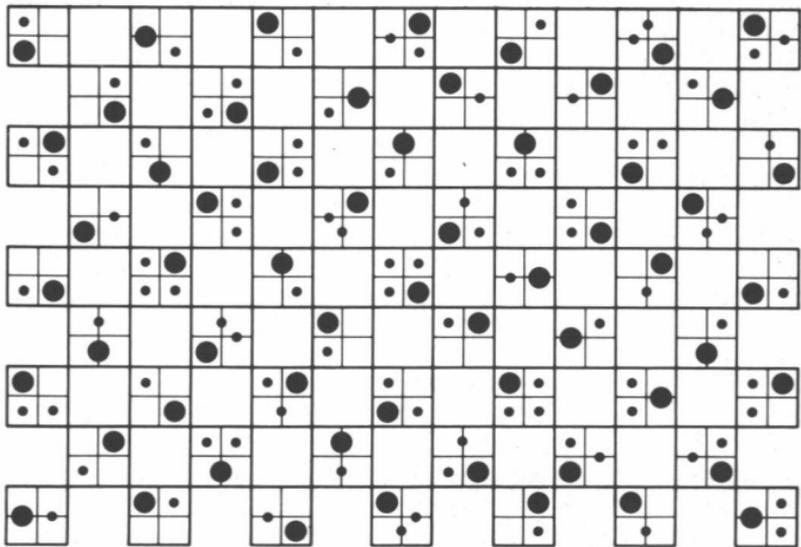
der Uhu ein unersetzlicher Bestandteil der Alpen- und Voralpenwälder ist. Sein breiter Speisezettel, in dem Kleinsäuger wie Mäuse und Ratten dominieren, macht ihn kaum zum Konkurrenten des Jägers.

Die tiefeingessenen Vorurteile der Menschen hat der Schweizer Uhubestand nur mit knapper Not überstanden, heute drohen jedoch andere Gefahren: das Vordringen der Technik in die entlegensten Winkel des Landes und besonders die Verdrängung der Landschaft kosten Jahr für Jahr einigen Uhus das Leben. Dank dem Aussetzen von Jungvögeln, die in Gefangenschaft gezüchtet wurden und dank dem strikten Schutz erholt sich der Bestand zum Glück allmählich wieder.

Ob nur fünfzig oder vielleicht sogar hundert Paare der heimlichen Eulenvögel in den Forsten der Schweiz leben, weiss freilich niemand genau zu sagen.

Junger Uhu, der in der Vogelwarte Milan in Steg ZH schlüpfte und im Herbst 1976 in die Freiheit entlassen wurde.





Wer schaltet am schnellsten?

Unser Zeichner hat sich bemüht, verschiedene Quadrate mit Punkten zu zeichnen, die alle irgendwie verschieden sind voneinander. Das ist ihm auch gelungen — bis auf zwei, die genau gleich sind.

Welche zwei Quadrate sind völlig gleich?

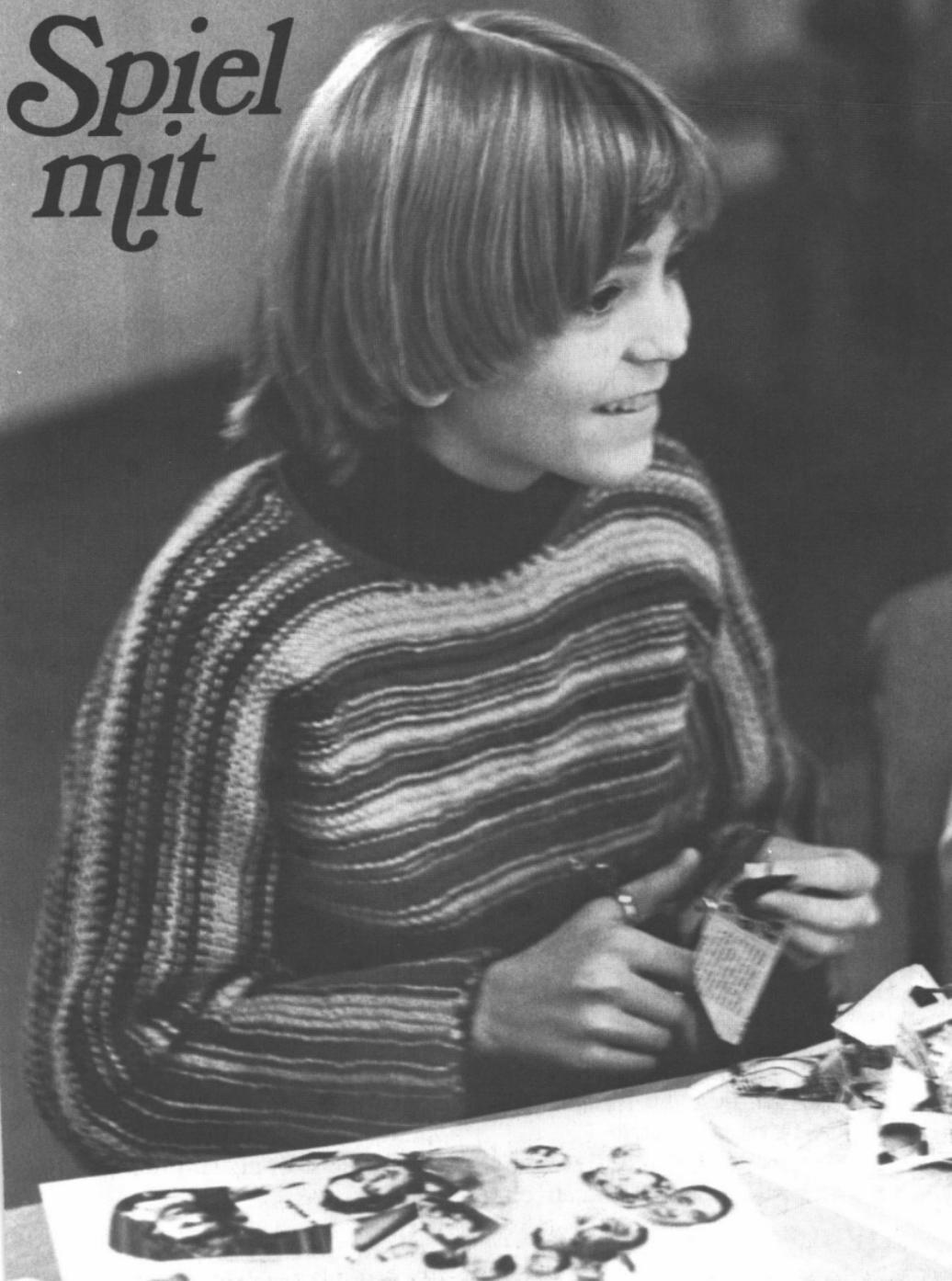
Andere Köpfe

Lack — Onkel — Eise — Motte — Hand — Engel — Mantel — Hagel

Wenn ihr die Anfangsbuchstaben der genannten Wörter durch die unterstehenden Buchstaben austauscht, bekommt ihr neue Wörter. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben, der Reihe nach gelesen, den Namen eines Verkehrsmittels, das hauptsächlich im gebirgigen Gelände verwendet wird.

Die «neuen Köpfe» sind: A B E H I L N S

*Spiel
mit*



Mein Freund- Wettbewerbe 1979

Fünf Wettbewerbe schreibt «Mein Freund» 1979 wieder aus: wie jedes Jahr den beliebten Wettbewerb Zeichnen (S. 136) und den Wettbewerb für Leseratten (S. 140), dazu drei neue Wettbewerbe, nämlich ein lustiges Zahlenquiz für aufmerksame Leser (S. 134), einen Wettbewerb für Hobbyfotografen (S. 138) und einen Wettbewerb für junge Textemacher (S. 139).

Wieder winken allen Teilnehmern schöne Preise im Gesamtwert von Fr. 14422.-.

Teilnahmeberechtigt an den Wettbewerben sind alle Besitzer des Jugend-

kalenders «Mein Freund» 1979, sofern sie das 17. Altersjahr noch nicht überschritten haben (Stichtag ist der 1. Januar 1979); beim Klassenfoto-Wettbewerb kann selbstverständlich auch der Lehrer mithelfen.

Die Lösungen der Wettbewerbe respektive die Wettbewerbsarbeiten sind bis am **1. März 1979** an den Walter-Verlag, Wettbewerb «Mein Freund», 4600 Olten, zu schicken.

Über die Wettbewerbe kann keine Korrespondenz geführt werden. Die Preisgewinner werden schriftlich benachrichtigt.

1. Wettbewerb Mein Freund-Quiz

Wer den Jugendkalender «Mein Freund» kauft oder geschenkt bekommt, der liest ihn ohne Zweifel auch aufmerksam durch.

Wer den Kalender und die Agenda aufmerksam liest, wird auch ohne

Mühe unsere Quizfragen lösen, ausgenommen die Fragen 6 und 12, deren Lösung im Köpfchen, aber nicht im Kalender oder im Minilexikon der Agenda zu finden ist.

Jede Antwort besteht aus einer Zahl. Die gefundene Zahl schreibt ihr in das leere Feld. Dann werden alle 12 Zahlen zusammengezählt: Die Summe ist die Lösungszahl des Wettbewerbes.

Die Lösungszahl ist auf die *Kontrollmarke* (S.228) zu schreiben, diese wird ausgeschnitten und auf die Rückseite einer Postkarte geklebt (bitte keine Briefe schicken!).

Die Preisgewinner werden unter den Einsendern der richtigen Lösung ausgelost: Auf die Gewinner warten

120 prächtige Bildmappen «*Tierkin-der*» mit 20 Farbpostern (30×42) von Fernand Rausser, einer genauen Beschreibung der Tierbilder von Dr. Hans Sägesser sowie je einem Bon für einen Gratiseintritt in den Zoologischen Garten Zürich, den Zoologischen Garten Basel und den Tierpark Dählhölzli in Bern.

Quiz-Fragen

1. Wann wurde das Zisterzienserkloster Hauterive gegründet? _____
2. Wann schrieb Jean-Jacques Rousseau seinen Erziehungsroman «Emile»? _____
3. Wie viele Meter unterhalb der Ebene des Flughafens Zürich-Kloten befindet sich der neue Flughafenbahnhof? _____ 18
4. Wie viele Monde hat der Planet Jupiter? _____ 12
5. Wie viele Kilometer beträgt die Länge der Rhone von der Quelle bis zur Mündung im Mittelmeer? _____
6. Mama hat von der Nachbarin eine grosse Schachtel Pralinen bekommen. Sehnsüchtig schaut Mario auf das Geschenk und fragt: «Wie viele Pralinen sind überhaupt in der Schachtel?»
«Wenn du das erraten kannst, bekommst du einen Zwölftel des Inhalts. Zwei Drittel der Pralinen sind zehn Stück mehr als die Hälfte.»
Mario kann gut rechnen, und die Aussicht auf die begehrte Schokolade regt seine Gehirnzellen ungeheuer an.
Wie viele Pralinen bekommt Mario? _____
7. Wie schwer ist ein Militärvelo? _____ 25
8. Wann wurde Bundesrat Hürlimann als Vorsteher des EDI gewählt? _____
9. Wann wird das NATEL im Tessin eingeführt? _____
10. Passhöhe des Nufenenpasses? _____ 2478
11. Wie viele Kilometer misst die Strecke Thun-Brig der Lötschbergbahn? _____
12. Der Hirt Severin hatte eine Herde von 300 Schafen zu hüten. Am Abend führte er die Herde heim in die Pferche. Es gab genau zehn eingezäunte Pferche.
Damit nun die Schafe in der Nacht nicht zu dicht aufeinanderlagen, verteilte sie der Hirt auf die zehn Schlafplätze. Allerdings tat er nicht in jede Stallung gleich viele Schafe, sondern in den ersten Pferch nur eine ganz bestimmte Anzahl. In die folgenden Pferche steckte er dann jeweils zwei Schafe mehr als im vorausgegangenen Pferch.
Wie viele Schafe musste er also noch in den letzten Pferch treiben? _____

3. Wettbewerb Klassenfoto

Ausser dem beliebten Zeichenwettbewerb, den «Mein Freund» seit Jahren mit grossem Erfolg durchführt, schreiben wir dieses Jahr einen neuen Wettbewerb aus: Wir suchen *originelle Klassenfotos* (schwarzweiss). Worauf kommt es dabei an? Die Aufnahme soll *qualitativ gut* sein und gleichzeitig auch *originell*.

Als originell beurteilen wir eine Foto, wenn sie die Klasse z. B. in ungewohnter Aufstellung zeigt oder an einem ungewöhnlichen Ort.

Auf der Foto soll die ganze Klasse und der Lehrer (oder die Lehrer) zu sehen sein. Selbstverständlich dürft ihr bei diesem Wettbewerb auch die Hilfe eures Lehrers beanspruchen. Jedoch könnt ihr *höchstens zwei Fo-*

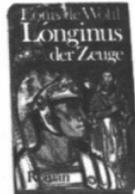
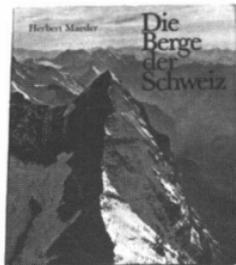
tos pro Klasse einschicken, und zwar als Vergrösserung im Format 18 × 24 oder grösser. Vergesst nicht, die Foto gut einzupacken (Kartonverstärkung!).

Auf der Rückseite der eingesandten Wettbewerbsfoto steht der Name der Klasse, die Schule, die genaue Adresse und auch das Aufnahme datum.

Die Foto müsst ihr bis spätestens am *1. März 1979 an den Walter-Verlag, Wettbewerb «Mein Freund», 4600 Olten*, schicken.

Die eingesandten Fotos werden Eigentum der Redaktion des Jugendkalenders «Mein Freund».

Für die von einer Jury ausgewählten besten sechs Klassenfotos erhalten die Gewinner je ein grosses Bücherpaket mit Romanen, Bildbänden und kulturgeschichtlichen Werken im Werte von mindestens 400 Franken für ihre Klassenbibliothek.





4. Wettbewerb Texte machen

Was ist ein Slogan? Ein einprägsamer Werbespruch für ein Produkt. Auch wir suchen einen originellen Slogan für den Jugendkalender «Mein Freund», einen einprägsamen Zwei-, Drei- oder Vierzeiler, mit oder ohne Reim, nur muss der Begriff «Mein Freund» darin vorkommen.

Wer kann gut schreiben? Wer hat ein gutes Gefühl für Textgestaltung? Der Werbespruch wird auf einen Briefbogen (A4) geschrieben, und

dem Brief wird die richtig ausgefüllte Kontrollmarke (S.229) aufgeklebt oder angeheftet.

Der Spruch ist bis spätestens am *1. März 1979 an den Walter-Verlag, Wettbewerb «Mein Freund», 4600 Olten*, zu schicken.

Der Text wird Eigentum der Redaktion.

Die Slogans werden durch eine Jury fachmännisch beurteilt. Die Autoren der fünf besten Werbetexte werden zu einer Fahrt nach Zürich und zum Besuche der bekannten Schweizer Werbeagentur Gisler + Gisler eingeladen.

Ferner gibt es als Trostpreise 25 hübsch illustrierte Geschenkbände, nämlich «Das Geburtstagsbuch» von Joan Walsh Anglund.

5. Wettbewerb Leseratten

Aufgabe

Auch dieses Jahr sind die Antworten auf ein Dutzend Fragen gesucht. Wer die Textproben aus neueren Jugendbüchern, die wir für «Mein Freund» ausgewählt haben, aufmerksam liest, stösst bald auf die richtigen Antworten.

Die gefundenen Wörter werden in das Schema eingetragen, die Mittelbuchstaben ergeben dann den Namen für ein wildromantisches Wandergebiet in der Innerschweiz.

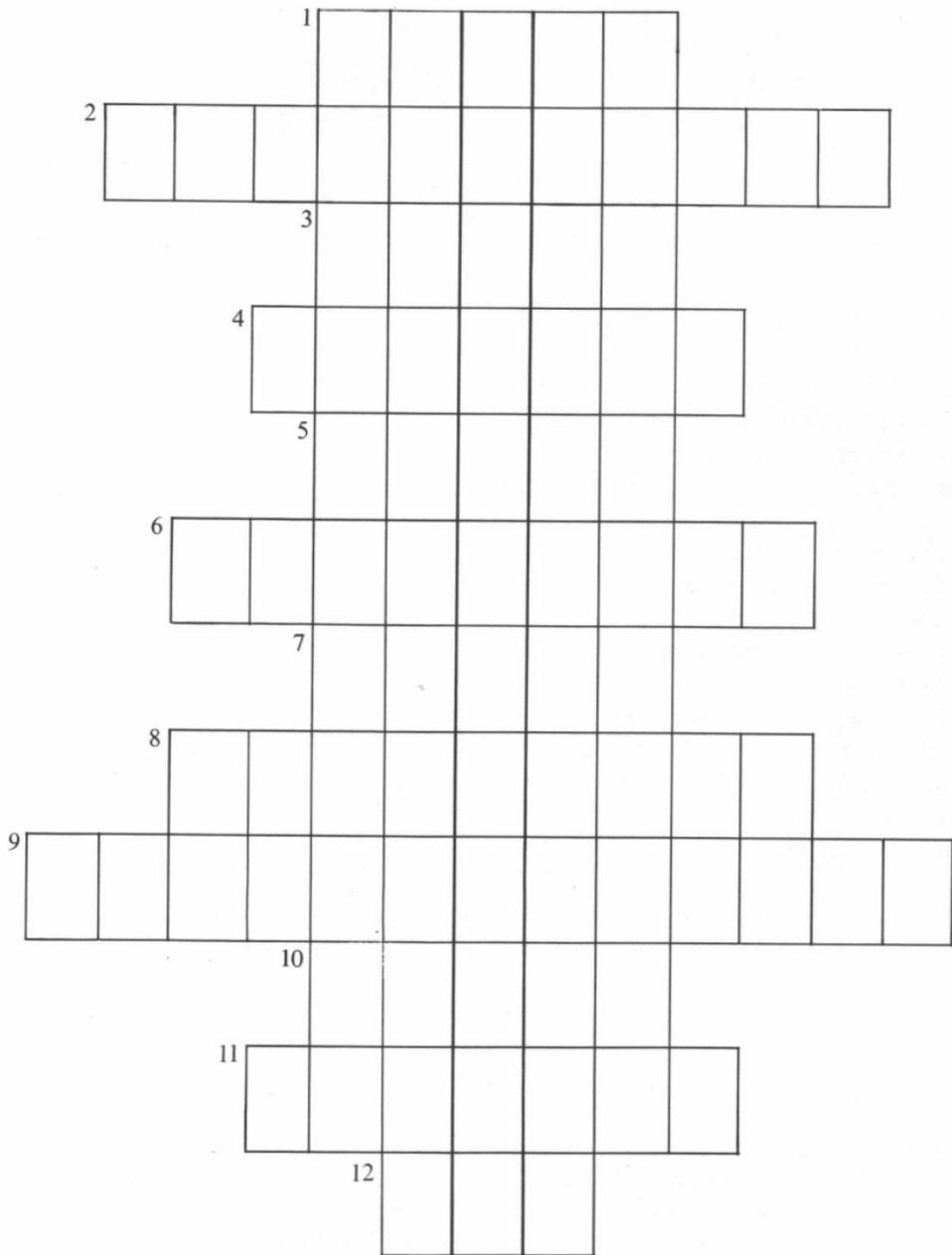
Das Lösungswort wird auf die Kontrollmarke (S.229) übertragen, die vollständig ausgefüllte Kontrollmarke wird ausgeschnitten, auf die Rückseite einer Postkarte geklebt und bis spätestens am *1. März 1979* an den *Walter-Verlag, Wettbewerb «Mein Freund», 4600 Olten*, geschickt.

Preise

Unter den Einsendern der richtigen Lösung werden 120 rassige Jugendbücher ausgelost.

Fragen

1. Wie heisst der junge Mann, der Gilles und Marc in die Wüste begleitete?
2. Wo lebte Jim O'Malleys Onkel?
3. Wie hiess einer der Männer, die Jim am Strand belauschte?
4. Von wo brachen Gilles und Marc mit ihrem ortskundigen Begleiter auf, um den verschollenen Vater zu suchen?
5. Kunstvoll gewickeltes Gewand der Inderin (Mehrzahl)?
6. Anderer Name für den altiranischen Religionsstifter Zarathustra?
7. Vorname der Autorin des Jugendbuches «Vermisst in Afghanistan»?
8. Name der Verfasserin des Jugendromans «Der grosse Entschluss»?
9. Was war Sergios Vater von Beruf?
10. Was trug der Mann, der Espen nach seiner Flucht bei sich aufnahm?
11. Indische Stadt am mittleren Ganges?
12. Arabischer Knabename?

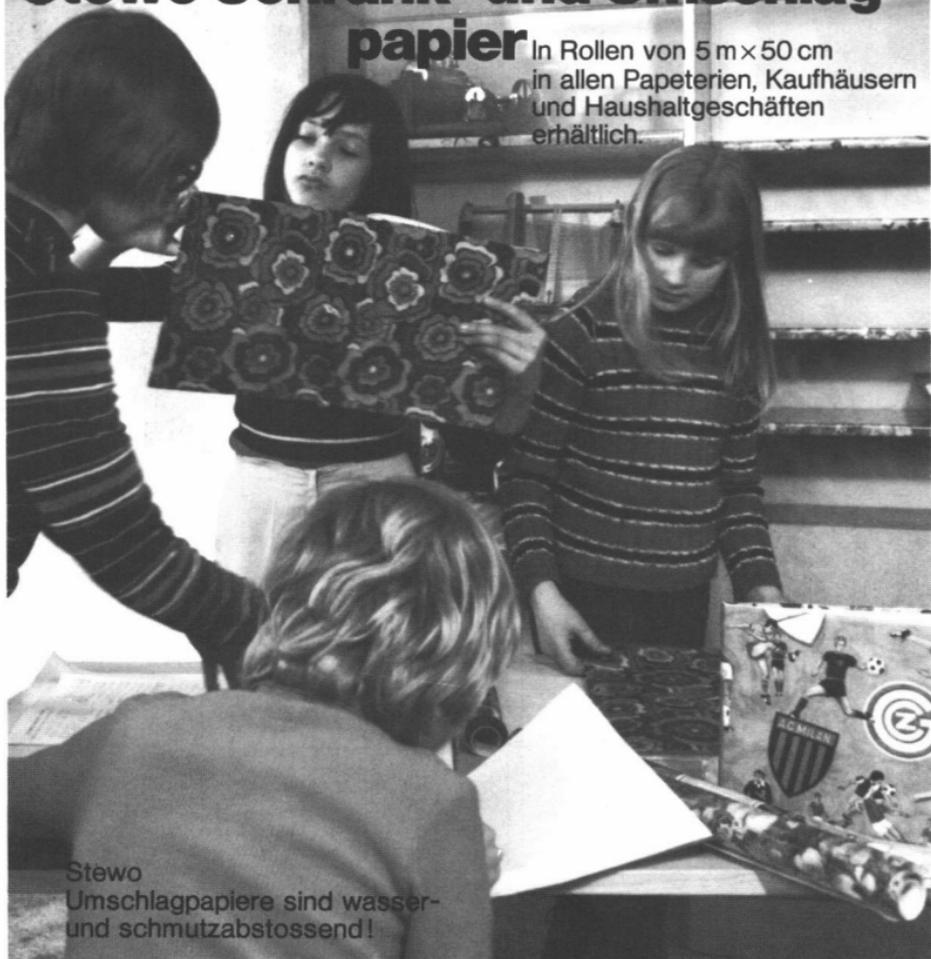




Zum Einfassen von Schulheften und Schulbüchern

nehmen wir am liebsten
Stewo Schrank- und Umschlag-
papier

In Rollen von 5 m x 50 cm
in allen Papeterien, Kaufhäusern
und Haushaltgeschäften
erhältlich.



Stewo
Umschlagpapiere sind wasser-
und schmutzabstossend!

Mein Freund- Wettbewerb 1978

1. Wettbewerb Geographie 1978

Die Wettbewerbsaufgabe bestand darin, die Fotos von neun Schweizer Seen zu bestimmen. Die richtigen Antworten lauteten: 1. Vierwaldstättersee, 2. Thunersee, 3. Bielersee, 4. Oeschinensee, 5. Lac Léman/Genfersee, 6. Grimselsee, 7. Zürichsee, 8. Lago di Lugano/Luganersee, 9. Brienersee.

Folgende 20 Hauptgewinner wurden durch Franziska Kissling, Lehrtochter beim Walter-Verlag in Olten, ausgelost (Namen in der Reihenfolge der Ziehung):

1. Claudia Hüttenmoser, Bergstrasse 1, 6010 Kriens
2. Thomas Räber, Oberbüel, 6284 Gelfingen
3. Maria Henseler, Ey, 6044 Udligenswil
4. Matthias Schmid, Furkastrasse, 3983 Mörel
5. Mirjam Schwerzmann, Allmendgütlistrasse 16, 8810 Horgen
6. Brigitta Zwicky, Ried-Bachstrasse 5, 3900 Brig
7. Astrid Eugster, Bensol, 9413 Oberegg
8. Carlo Schmucki, Speerstrasse 4, 8633 Wolfhausen
9. Bernadette Holenstein, Wellhauserweg 30, 8500 Frauenfeld
10. Philipp Roten, Binenweg 2, 3904 Naters
11. Sonja Fäh, Grünenstrasse 32, 8640 Rapperswil
12. Laura Keller, Buckstrasse 5, 5304 Endingen
13. Margrit Liem, Rengg, 6052 Hergiswil
14. Rita Büeler, Gugi, 6422 Steinen
15. Thomas Würth, Muttwil, 9246 Niederbüren
16. Elisabeth Stalder, Sumpfweg 11, 6402 Merlischachen
17. Gusti Schuler, Grotzä-Egg, 6467 Schattdorf
18. Sabine Wagenbach, Bözingenstrasse 38, 2502 Biel
19. Otmar Brühwiler, Burgweiherweg 9, 9013 St. Gallen
20. Beatrice Oberlin, Eschenbacherstrasse 1, 8734 Ermenswil



2. Wettbewerb Zeichnen 1978

Die eingesandten Zeichnungen und die Handpuppen wurden durch eine Jury bewertet, der Dr. Kuno Stöckli, Seminarlehrer, Zürich, Frau Christl Götz vom Walter-Verlag, Olten, und der Redaktor des «Mein Freund» angehörten.

Die Aufgabe des Wettbewerbes 1978 bestand darin, das *Bildnis eines Menschen* zu zeichnen. Auch dieses Mal war die Art der zeichnerischen Darstellung des Themas freigestellt.

Und wieder waren wir über die Fülle guter Arbeiten überrascht. Mit grossem gestalterischem Sinn, mit Fleiss und gutem Blick auch für Details wurde die interessante Aufgabe gelöst.

In den ersten drei Rängen stehen folgende Mädchen und Buben:

1. Rang

Daniel Breitenstein, Litzibuch 8, 5610 Wohlen; Franziska Bucher, Schiltmattstrasse 13, 6048 Horw (Foto); Josef Bucher, Schönbühlweg 12, 6048 Horw (Foto); Stefan Drack, Hertensteinstrasse 26, 5415 Nussbaumen (Foto); Christoph Honegger, Etzelstrasse 20, 8808 Pfäffikon; Thomas Kämpfer, Seestatt, 8852 Altendorf; Andrea Körner, Neudorfstrasse 10, 6313 Menzingen; Susanne Landerer, Rittmeyerstrasse 7, 9014 St. Gallen; Gabriela Müller, Warth, 6311 Morgarten; Ariane Neff, Haggenstrasse 5, 9242 Oberuzwil; Monika Rutishauser, Tobelweg 35, 8706 Feldmeilen (Foto); Susi Schürch, Rodteggstrasse 8, 6005 Luzern; Daniela Stillhard, Riedthofstrasse 54, 8105 Regensdorf (Foto); Katharina Vonesch, Sälihügel 3, 6005 Luzern; Thomas Wallimann, Hinterdorf, 6055 Alpach Dorf (Foto); Andreas Wetzell, Sonnenbühl 1, 9240 Uzwil; Marc-André Zuber, St.-Klemezstrasse 13, 2544 Bettlach.

2. Rang

Erika Bättig, Zürcherstrasse 141, 8102 Oberengstringen; Werner Baumann, Hofstättli, 6467 Schattdorf; Urs Brügger, Würzenbachstrasse 60, 6006 Luzern; Felizitas

Bucher, Schiltmattstrasse 13, 6048 Horw; Theophil Bucher, Schiltmattstrasse 13, 6048 Horw; Carlo Durrer, Kägswilerstrasse 41, 6064 Frenn; Franziska Eichmann, Häberlinstrasse 60, 8500 Frauenfeld; Trudy Fassbind, Stierlihof, 6285 Hitzkirch; Marianne Geiser, Buttenried, 6264 Pfaffnau; Andreas Güntert, Hardimatt 241, 4322 Mumpf; Lukas Holzhausen, Rigistrasse 54, 8006 Zürich; Gerhard Huser, Buacherweg 22, 5443 Niederrohrdorf; Nicolas Jungo, Bellechasse, 1786 Sugiez; Stefan Koller, Schlepfen, Lehn, 9050 Appenzell; Walter Kofler, Waldheim 248a, 4253 Liesberg BE; Andreas Kofler, Waldheim 248a, 4253 Liesberg BE; Beatrice Meyer, Renggrasse 22, 6052 Hergiswil; Iren Müller, Haus Allegra, 6048 Horw; Stephan Müller, Bühelstrasse 37, 6314 Unterägeri; Ester Murer, Ennetbachstrasse 5, 8754 Nestal; Edith Rechsteiner, Goldacherstrasse 54, 9400 Rorschach; Claudia Rheinboldt, Rainstrasse 28, 8808 Pfäffikon; Astrid von Rotz, Letzistrasse 35a, 6300 Zug; Elisabeth Ruoss, Büelhof, 8503 Hüttwilen; Bettina Schmid, Sonnenbergstrasse 10, 7000 Chur; Martha Schwander, Nunwil, 6283 Baldegg; Dieter Stäger, Wiltstrasse 10, 5610 Wohlen; Paul Stalder, Sumpfweg 11, 6402 Merlischachen; Willi Staubli, Rotachstrasse 5, 9000 St. Gallen; Andreas Stegemann, Hofwiese, 8450 Andelfingen; Richard Stegemann, A. Bauer-Strasse, 8450 Andelfingen; Andreas Studer, Rosenweg 9, 6370 Stans; Peter Romasi, Allmeindstrasse 8, 8716 Schmerikon; Steffi Wettstein, Püntstrasse 24, 8810 Horgen; Beatrice Wey, Soldanella, 6204 Sempach; Verena Wicki, Schnerlen, 6192 Wigen; Gabi Wirth, Churerstrasse 100, 8808 Pfäffikon; Urs Wolf, Sanatoriumstrasse 60, 8636 Wald.

Paul und Fritz besuchen den Zoo. Vor einem Gehege bleiben sie stehen.

«Was sind das für komische Tiere?» fragt Paul.

«Das sind Känguruhs, Bewohner Australiens.»

«Entsetzlich!» stöhnt Paul, «meine arme Tante hat vor einem Jahr einen Australier geheiratet!»

3. Rang

Alex Gähwiler, Weinbergstrasse 6, 9552 Bronschhofen; Paul Gassmann, Erli 78, 6253 Uffikon; Luzia Gassmann, Erli 78, 6253 Uffikon; Flavia Gerber, Ringstrasse 28, 6410 Goldau; Peter Hager, Reckholder, 8722 Kaltbrunn; Markus Hauser, Churerstrasse 106, 8808 Pfäffikon; Luzia Hausheer, Eichlistrasse 2, 6405 Immensee; Lukas Hüslter, Unterdorf, 6247 Schötz; Brigitte Jerg, Schlattwiesenstrasse 8, 9242 Oberuzwil; Markus Jerg, Schlattwiesenstrasse 8, 9242 Oberuzwil; Alois Imhof, Ifwilerstrasse 120, 8362 Balterswil; Therese Käppeli, Hortinweg 6, 3600 Thun; Edith Keiser, Bergidyll, 6382 Büren; Stefan Knecht, Kirchstrasse 1242, 5737 Menziken; Edith Koller, Bühl, 9108 Gonten; Barbara Küchler, Bitzi, 6422 Steinen; Michael Läubli, Rainstrasse 31b,



8808 Pfäffikon; Regina Landolt, Hünenbergstrasse 72, 6006 Luzern; Evi Lerch, Riffmatten 2, 6020 Emmenbrücke; Beat Lüthi, Weyerermattweg 15, 3098 Köniz; Renata Lutz, Im Lutzfeld 391, 9493 Maufen; Irene Marty, Pappelweg 14, 5036 Oberentfelden; Agathe Mauron, Alfons-Aebi-Strasse 15, 3186 Düringen; Annelise Meier, Inzenberg 980, Käbferstwil; Ursula Merz, Schützenstrasse 18, 8808 Pfäffikon; Martin Meury, Leimbank 71, 4249 Blauen; Vreny Mock, Buchen, 9050 Steinegg; Franz Müller, Gotthardstrasse 56, 6438 Ibach; Hansruedi Ochsner, Churerstrasse 54, 8808 Pfäffikon; Agnes Odermatt, Ibikon, 6343 Rotkreuz; Gaby Odermatt, Schindelegistrasse 1, 8808 Pfäffikon; Paul Odermatt, Staldfeld, 6370 Stans; Evi Pally, Albulastrasse 67, 7000 Chur; Claudia Pfiffner, Widenstrasse 17, 6317 Oberwil; Roland Pfyl, Rainstrasse 29, 8808 Pfäffikon; Isabelle Aebli, Goldacherstrasse 58, 9400 Rorschacherberg; Ursula Artho, Enge 9606 Bütschwil; Erika Auf der Maur, Zürcherstrasse 36, 8840 Einsiedeln; Regula Bärlocher, Schwarzackerstrasse 23, 8304 Wallisellen; Cinzia Bassotti, Churerstrasse, 8808 Pfäffikon; Lorenz Belsler, Kirchweg 32, 4613 Rickenbach; Zineb Benkhalifa, beim Bahnhof, 9565 Bussnang; Doris Bienz, Bachstrasse 8, 4654 Lostorf; Thomas Bieri, Baumgarten 338, 5506 Mägenwil; Gaby Brandenburg, Etzelstrasse 80, 8808 Pfäffikon; Beda Breu, Schützenstrasse 27, 8570 Weinfelden;

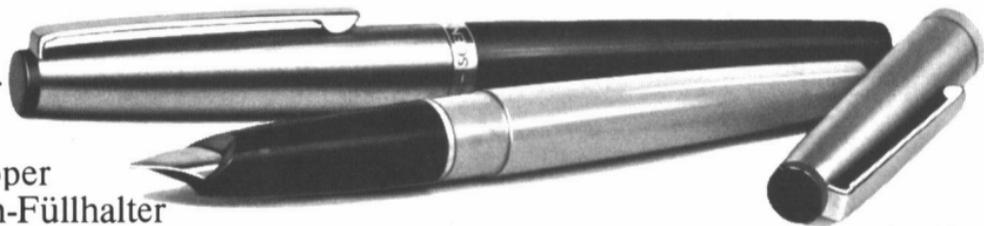
Andrea Brüllhardt, Beaumont 18, 1700 Freiburg; Regula Brun, Pfaffnauerstrasse 482, 6260 Reiden; Irene Brunner, Hängen, 4712 Laupersdorf; Daniel Brunner, Hotel Linde, 9220 Bischofszell; Albert Bucheli, Böhlerstrasse 103, 5726 Unterkulm; Damaris Bucher, Birkenweg 20, 9450 Altstätten; Irma Bucher, Schönbühlweg 12, 6048 Horw; Mirjam Bucher, Schiltmattstrasse 13, 6048 Horw; Vital Bucher, Schiltmattstrasse 13, 6048 Horw; Helmut Bücherl, obere Au, 9464 Rüthi; Thomas Büchel, Hiltbrunnerweg 10, 8713 Uerikon; Pia Christ, Geissfluhstrasse 304, 4514 Lommiswil; Philipp Cuny, Grellingerstrasse 13, 4052 Basel; Gabi Dettwiler, Kirchfeld 156, 4718 Holderbank; Christian Drack, Hertensteinstrasse 26, 5415 Nussbaumen; Armin Durrer, Breiteweg 2, 6064 Kerns; Ruth Eggenchwiler, Grederstrasse 11, 4512 Bellach; Thomas Egli, Pfin, 9313 Muolen; Verena Egli, am Spitzhubel, 6264 Pfäffikon; Andrea Elsener, Abendweg 4, 6440 Brunnen; Lilian Fäh, Hofmatt 10, 8808 Pfäffikon; Paul Fässler, Niederlaad, 8731 Ricken; Herbert Plank, Schindellegistrasse 30, 8808 Pfäffikon; Brigitte Popp, Engensberg, 9323 Steinach; Brigitta Portmann, Bühl, 6170 Schüpfheim; Franziska Portmann, Ch. Schnyder-Strasse 45, 6210 Sursee; Cornelia Reinboldt, Rainstrasse 28, 8808 Pfäffikon; Maria Röthlin, Mattli St. Anton, 6064 Kerns; Monika Sager, Lohrenmatte, 6020 Emmenbrücke; Priska Scheiwiler, Sonnen-

Soennecken-Stundenplan

Soennecken-Flipper - der tolle Schülerfülli

Montag	Dienstag	Mittwoch		Donnerstag	Freitag	Samstag

Für Schulen!
Verlangen Sie unsere
Stundenpläne kostenlos
im Fachgeschäft.



Den Flipper
 Patronen-Füllhalter

gibt es in vielen fröhlichen Farben. Mit dem Soennecken-Flipper schreibst Du immer gleich sauber. Der Füllli kleckst nicht, trocknet nicht aus und ist bruchsicher.

Soennecken-Flipper **Fr. 13.50**

halde, 9243 Jonschwil; Eric Scherrer, Hauptstrasse 79, 8716 Schmerikon; Luzia Schilter, Eichli 7, 6370 Stans; Beatrice Schmid, Hubel 6, 5034 Suhr; Daniel Schmidt, Eisentalstrasse 27, 9242 Oberuzwil; Rita Schmid, Oberhomel, 6206 Neuenkirch; Ursula Schmidt, Churerstrasse 102, 8808 Pfäffikon; Benno Schmuki, Speerstrasse 4, 8633 Wolfhausen; Bruno Schmucki, Lanzenmoos, 8716 Schmerikon; Bruno Schmucki, Titlisstrasse 8, 9500 Wil; Carlo Schmuki, Speerstrasse 4, 8633 Wolfhausen; Brigitte Sieber, Hauptstrasse 142, 9434 Au SG; Claudia Stadelmann, Schützenstrasse 26, 8808 Pfäffikon; Elisabeth Stalder, Sumpfweg 11, 6402 Merlischachen; Peter Steinmann, Mellingerstrasse 62, 5400 Baden; Rainer Stillhart,

Post, 9607 Mosnang; Stefan Tomasi, Allmeindstrasse 8, 8716 Schmerikon; Franz Ulrich, Etzelstrasse 60, 8808 Pfäffikon; Gabriela Unternährer, Spitalstrasse 14, 6004 Luzern; Gerhard Vonesch, Niederwil, 6265 Roggliswil LU; Jörg Wallimann, Hinterdorf, 6055 Alpnach Dorf; Sibylle Wallimann, Hinterdorf, 6055 Alpnach Dorf; Jutta Walthert, Ferrenmühle, 6277 Kleinwangen; Bernadette Weber, Aastrasse 7, 8853 Lachen SZ; Sibylle Wetli, Dammweg 35, 5610 Wohlen; Norbert Wey, Hillimattstrasse 10, 5443 Niederrohrdorf; Ruth Wigger, Ebenaustrasse 15, 6048 Horw; Lukas Wyrtsch, Unterasch 519, 5115 Möriken; Bruno Zumstein, Brünigstrasse, 6074 Giswil; Elmar Zurbriggen, 3983 Mörel.



3. Wettbewerb

Werken/Handarbeit 1978

Versuchsweise haben wir einmal die beiden Wettbewerbe «Werken» und «Handarbeit» kombiniert: Als Wettbewerbsarbeit musste eine *Handpuppe* (Chasperlifigur) gestaltet werden. Der Versuch ist voll gelungen: Wir von der Jury waren hell begeistert von den vielen guten, höchst originellen und phantasievollen Arbeiten!

Bei der Bewertung wurde unter anderem auf die Ausführung und Originalität von Kopf und Bekleidung geachtet, dann auch, ob Kopf und Kleider zusammenpassen. Dann war auch die Spielbarkeit der Figur zu berücksichtigen (allzu schwere Köpfe lassen sich nicht gut führen!). Bei der Rangierung gab oft auch die Pflege des Details (Haare, Hände) den Ausschlag.

Unsere Fotos vermögen nur in beschränktem Masse den Eindruck von den farbenfrohen und originellen Figuren wiederzugeben, welche ringsum auf den Regalen des grossen Raumes sassen, wo die Jurierung stattfand.

1. Rang

Claudia Aaby, St. Josef 11, 6370 Stans; Daniel Aaby, St. Josef 11, 6370 Stans; Christine Albrecht, Schönenbergstrasse 132, 8820 Wädenswil; Monika Baumann, Hofstätli, 6467 Schattdorf; Franziska Bucher, Schiltmattstrasse 13, 6048 Horw; Agnes Bühlmann, Rübgarten, 8811 Hirzel; Regula Bühlmann, Rübgarten, 8811 Hirzel; Andrea Furrer, Püntstrasse 24, 8810 Horgen; Andrea Herzog, Mooswiesenweg 14, 8404 Winterthur; Bettina Holzhausen, Rigistrasse 54, 8006 Zürich; Christoph Honegger, Etzelstrasse 20, 8808 Pfäffikon; Clau-

dia Huttner, Wältwisstrasse 2, 8311 Winterberg; Leo Imfeld, Fung, 6063 Stalden; Luzia Inderbitzin, Bahnhofstrasse 3, 6330 Cham; Pascale Jacot des Combes, Vorhaldenstrasse 9, 8049 Zürich; Therese Käppeli, Hortinweg 6, 3600 Thun; Bernadette Keller, Hofrain 3, 8964 Rudolfstetten; Elsbeth Kuster, Brücke, 8716 Schmerikon; Stefan Küttel, Erlenmatt 13, 8807 Freienbach; Silvia Rogenmoser, Zugerstrasse 43, 6312 Steinhausen; Olivia Scherrer, Hauptstrasse 79, 8716 Schmerikon; Veronika Spindeldreher, Gracht 17, D-4330 Mülheim a. d. Ruhr; Niklaus Stahlberger, Steinackerweg 10, 4147 Aesch BL; Monika Tomasi, Allmeindstrasse 8, 8716 Schmerikon; Rita Tomasi, Allmeindstrasse 8, 8716 Schmerikon; Konstantin Tönz, Balma, 7132 Vals; Andrea Wechsler, Neulandstrasse 25, 9500 Wil.

Frau Müller hat wirklich Kummer mit ihren beiden Buben. Alle Augenblicke gibt es Streit zwischen ihnen, und niemals können sie sich über etwas einig sein.

Heute war der Krach besonders schlimm, und die Buben kamen beide heulend in die Küche gelaufen.

«Was ist denn wieder los?» fragt die Mutter, «könnt ihr denn nie einer Meinung sein?»

«Doch, das sind wir ja», schluchzt Thomas, «Paul will den Apfel allein essen und ich auch...»

2. Rang

Claudia Aeppli, Grünaustrasse 4, 9403 Goldach; Simone Aldorfer, Bänikon, 8302 Kloten; Ernst Barmettler, Rüeggisingerstrasse 90, 6032 Emmen; Markus Barmettler, Rüeggisingerstrasse 90, 6032 Emmen; Rita Barmettler, Rüeggisingerstrasse 90, 6032 Emmen; Lorenz und Philipp Belsler, Kirchweg, 4613 Rickenbach; Monika Benz, Algierstrasse 70, 5620 Zufikon; Doris Braun, Hirschenstrasse 35, 9202 Gossau; Domenica Bucher, Schönbühlweg 12, 6048 Horw; Josef Bucher, Schönbühlweg 12, 6048 Horw; Theophil Bucher, Schlittmattstrasse 13, 6048 Horw; Claudia Dietrich, Hauptstrasse 72, 5035 Unterentfelden; Stefan Drack, Hersteinstrasse 26, 5415 Nussbaumen; Armin Durrer, Breitelweg 2, 6064 Kerns; Felix Gähwiler, Weinbergstrasse 6, 9552 Bronschhofen; Claudia Gregori, Toggenburgerstrasse 27, 9500 Wil; Franz Kälin, Moos, 8841 Trachslau; Judith Kessler, Rietstrasse 4, 8807 Freienbach; Patrick Kessler, Rietstrasse 4, 8807 Freienbach; René Kluser, Bachstrasse, 9463 Oberriet SG; Gaby Marty, Pappelweg 14, 5036 Oberentfelden; Franziska Mattes, Scheidwegstrasse 36, 9016 St.Gallen; Maria Meier, Zweiern, 6343 Rotkreuz; Daniela Müller, Kantonstras-



se, 6416 Steinberg; Ruth Müller, Obergasse 38, 8716 Schmerikon; Brigitte Popp, Eugensberg, 9323 Steinach; Evi Rieser, Mattenhof 136, 8051 Zürich; Bernadette Rohrer, Talblick, 6073 Flüeli-Ranft; José Rüegg, Gublen, 8494 Bauma; Priska Sacher, Baumgarten, 6261 Reidermoos; Edith Schlüssel, Funkwiesenstrasse 95, 8050 Zürich; Fides Schmuki, Speerstrasse 4, 8633 Wolfhausen; Fabiane Theus, Versamerstrasse, 7402 Bonaduz; Franz Ulrich, Etzelstrasse 60, 8808 Pfäffikon; Jörg Wallimann, Hinterdorf, 6055 Alpnach Dorf; Pia Wallimann, Hinterdorf, 6055 Alpnach Dorf; Thomas Wallimann, Hinterdorf, 6055 Alpnach Dorf; Rachel Zuber, St. Klemenz-Strasse 13, 2544 Bettlach.

3. Rang

Thomas Abry, St. Josef 11, 6370 Stans; Judith Albert, Brünigstrasse, 6055 Alpnachsdorf; Irmad Amman, Stikerei, 9534 Gähwil; Alice Auf der Maur, Frauholz, 6422 Steinen; Erika Auf der Maur, Zürcherstrasse 36, 8840 Einsiedeln; Werner Baumann, Hofstätli, 6467 Schattendorf; Stefan Benz, Algierstrasse 70, 5620 Zufikon; Françoise Birbaum, Bernstrasse 5, 1700 Freiburg; Heini Bischor, Höhigasse 6, 4436 Oberdorf BL; Franziska Bolt, Bodenmattstrasse 8, 4153 Reinach; Rita Cortesi, Wiesenweg 194, 5300 Turgi; Abis Deplazes, Tellstrasse 3, 5647 Oberrüti; Renate Dobler, Neuhof, 9607 Mosnang; Beatrice Cucry, Nobsstrasse 1, 3072 Ostermündigen; Franziska Eichmann, Höberlinstrasse 60, 8500 Frauenfeld; Verena Gassmann, Panoramaweg 6, 5610 Wohlen; Flavio Gerber, Ringstrasse 28, 6410 Goldau; Peppino Giarritta, Baumgarten 17, 6432 Rickenbach SZ; Helen Greber, Feld, 6247 Schötz; Leo Grünenfelder, Büntli, 7321 Weisstannen; Thomas Güntert, Hardlimatt, 4322 Mumpf; Stefan Häseli, Langgasse 26, 9008 St. Gallen; Markus Hauser, Churerstrasse 106, 8808 Pfäffikon; Claudia Hilber, Austrasse 24, 7000 Chur; Stefan Hinna, St. Erichstrasse 224a, 9011 St. Gallen; Erich Höfliger, Rebstockstrasse 5, 8808 Pfäffikon; Othmar Jenni, Schönfeldstrasse, 6275 Ballwil; Thomas Kämpfer, Seestatt, 8852 Altendorf; Jakob Kaufmann, Oberfeld, 6275 Ballwil; Gabriele Kessler, Rietstrasse 4, 8807 Freienbach; Vroni Kliebenshädel, Wilerstrasse 17, 9630 Wattwil; Daniel Knecht, Kirchstrasse 1242, 5737 Menziken; Edith Koller, Bähl, 9108 Gonten; Michael Läubli, Rainstrasse 31b, 8808 Pfäffikon; Christina Langenauer, Seeblick 3, 9422 Staad SG; Irene Marty, Pappelweg 14, 5036 Oberentfelden; Daniela Meier, Ziel 7, 9050 Appenzell; Isabelle Meier, Poststrasse 659, 5016 Obererlinsbach; Hansruedi Ochsner, Churerstrasse 54, 8808 Pfäffikon; Roland Odermatt, Obergbracker, 6362 Obbürgen; Roland Pfyl, Rainstrasse 29, 8808 Pfäffikon; Isabelle Portmann, Chr. Schnyderstrasse 45, 6210 Sursee; Kattrin Rieder, Tulpenweg, 3324 Hindelbank; Priska Rüttimann, Dorf, 6280 Urswil; Andreas Scherrer, Ruderbach, 9424 Rheineck; Silvia Scherrer, Ruderbach 123, 9424 Rheineck; Ursula Scherrer, Ruderbach 123, 9424 Rheineck; Andreas Schwaiger, Im Sträler 21, 8047 Zürich; Guido Staub, Musterplatz, 8494 Bauma; Roman Ullmann, Gozenbergstrasse 30, 9202 Gossau; Sibylle Welti, Dammweg 35, 5610 Wohlen; Urs Wolf, Sanatoriumstrasse 60, 8636 Wald; Silvia Zünd, Brübach, 9245 Oberbüren.

«Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen», sagt Mama zu Peter, der die Hausaufgaben erst am folgenden Tag lösen will.

«Also gut», meint Peter, «dann werde ich den Kuchen, der für morgen parat ist, auch gleich essen.»

Lehrer: «Letzte Stunde habe ich euch von Dornröschen erzählt. Nun, Hansli, weisst du noch, womit der Prinz Dornröschen aufgeweckt hat?» Hansli kann sich nicht mehr erinnern. «Denk einmal nach: es ist dasselbe, was dir deine Mutter am Morgen gibt.»

«Oh, einen Löffel Lebertran...» strahlt Hansli.

Im Sprachunterricht sagt der Lehrer: «Die Vorsilbe (un-) bedeutet meist etwas Unangenehmes, Hässliches, etwas, das nicht sein sollte, wie zum Beispiel Unrecht, Unfug. – Nennt weitere Beispiele!»

Da meldet sich Fritz und sagt: «Unterricht, Herr Lehrer.»

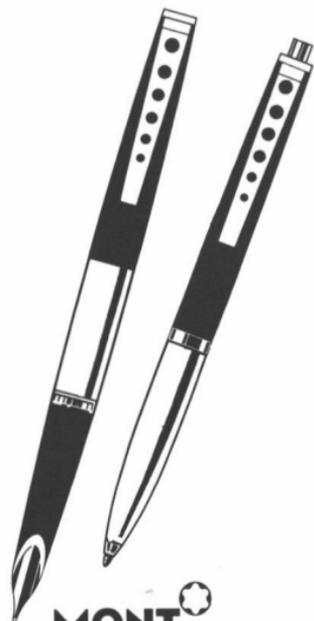
Der Lehrer will den Kindern den Begriff Versuchung erklären. Aber das will und will ihm nicht gelingen. Schliesslich sagt er zu Karli: «Sag mal, Karl, bist du noch nie in Versuchung geraten, mit einem Messer Geld aus dem Schlitz der Sparbüchse zu holen?»

«Nein», meint Karli und grinst über das ganze Gesicht, «aber die Idee ist prima, Herr Lehrer.»

«Mit solchen Händen kommst du an dem Tisch!» entsetzt sich die Tante.

«Das ist noch gar nichts», beschwichtigt sie Hansli, «du solltest einmal meine Füsse sehen...»





**MONT
BLANC**
Carrera

Füllhalter nur Fr. 19.50
Kugelschreiber Fr. 11.-

4. Wettbewerb Leserratte 1978

Ein rundes Dutzend Wörter waren zu suchen, und ihre Mittelbuchstaben ergaben die Antwort auf die Frage: Was bekommen Buben und Mädchen, wenn sie rassige Jugendbücher lesen?

Die Antwort lautete: *Heisse Köpfe*. Unter den Einsendern der richtigen Lösung wurden 120 rassige Jugendbücher ausgelost:

Dora Abegg, Lätten, 6066 St. Niklausen; Roland Ammann, Untere Sonnhalde, 9607 Mosnang; Thomas Angeli, Vordorf, 3714 Frutigen; Trudi Arnold, Blumenfeldgasse 25, 6460 Altdorf; Luzia Artho, Enge, 9606 Büttschwil; Regula Bärlocher, Schwarzackerstrasse 23, 8304 Wallisellen; Thomas Bartholet, Grof, 8890 Flums; Werner Baumann, Hofstätli, 6467 Schattdorf; Franziska Baumgartner, Schoried, 6055 Alpnach; Cornel Beffa, Bahnhofstrasse, 6422 Steinen; Sabine Benesegger, Träumli, 5647 Oberrüti; Kathrin Benz, Post, 9437 Marbach; Marianne Birchler, Grütlistrasse 9, 8840 Einsiedeln; Paul Birchler, Tödistrasse 13, 8304 Wallisellen; André Bischofberger, Bündtenhag 8, 4411 Hersberg; Luzia Blum, Zihlenfeld 5, 6110 Wohlhusen; Bernadette Braunwalder, Schäfliwiese 474, 9162 Waldstatt; Martin Brügger, Rickenbachstrasse 183, 6432 Rickenbach; Roman Brülisauer, Rislen, 9512 Rosstrüti; Barbara Bruhin, Oberfeldhof, 8862 Schübelbach; Peter Brünegger, Wiesen 2479, 9100 Herisau; Caroline Buchenberger, Bellevueweg 18, 6300 Zug; Hansjörg Bucher, Kantonalbank, 6390 Engelberg; Margrith Bucher, Blumenau, 6166 Halse; Monika Büchler, Peter- und Paulstrasse 43, 9010 St. Gallen; Beatrice Bürkler, Sirmacherstrasse 20, 9355 Aadorf; Jacqueline Cueni, Breitenbachstrasse 59, 4242 Laufen; Iso Dudler, Reutenenstrasse 32, 8500 Frauenfeld; Brigit Eicher, Amlehnhalde 7, 6010 Kriens; Ruth Elmiger, Hölzli, 6252 Dämgersellem; Markus Emmenegger, Grosslücken 22, 6430 Schwyz; Urs Emmenegger, Grosslücken 22, 6430 Schwyz; Elvira Feusi, Eitzelstrasse 167, 8808 Pfäffikon; Evelyn Fliss, Luzernerstrasse 4, 6014 Littau; Martin Flückiger, Grütmatstrasse 4, 4563 Gerlafingen; Heidi Flury, Unterdorf, 6211 Gunzwil; Jürg Forrer, Tellstrasse 1, 4053 Basel; Erika Fries, am See, 6062 Wilen; Marianne Gähwiler, Zielstrasse 101, 8105 Watt; Silvia Gail, Allmendgütlistrasse 43, 8810 Horgen; Balz Gassmann, Sonnhalde 50, 6024 Hildisrieden; Regina Gassmann, Sonnhalde 50, 6024 Hildisrieden; Verena Gassmann, Panoramaweg 6, 5610 Wohlen; Pia Gigandet, im See 303, 4208 Nunningen; Urs Glaus, Schönau 21, 8717 Benken; Regina Greber, Feld, 6247 Schötz; Othmar Häfliger, Zühnhof, 6145 Fischbach; Thomas Häfliger, obere Wiese 7, 6020 Emmenbrücke; Irmgard Hässig, Hauptstrasse 43, 8716 Schmerikon;

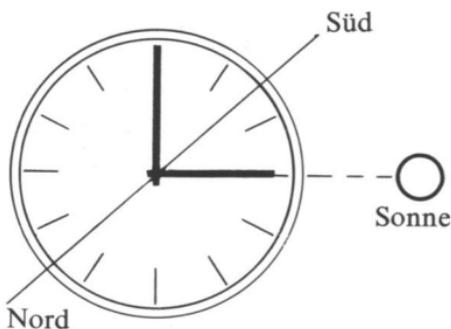
Priska Hafner, Bergstrasse 32, 6410 Goldau; Heidi Hager, Reckholder, 8722 Kaltbrunn; René Haldner, Lerchenstrasse 17, 9202 Gossau; Martin Hannich, Justus-von-Liebing-Strasse 20, D-7518 Bretten; Heinz Hauser, im Güetli 2, 8750 Riedern; Ursula Jakober, Allmendstrasse 2, 6060 Sarnen; Theo Janssen, Lindenheim, 6017 Ruswil; Peter Jenny, Blatt, 6345 Neuheim; Heidy Inderbitzin, Wegscheide, 6415 Arth; Erich Isenring, Sonnhaldstrasse 6, 9050 Appenzel; Markus Kälin, Zürcherstrasse 20, 8840 Einsiedeln; Edgar Kelter, Buchstrasse 5, 5304 Endingen; Trudy Klaus, Linolen, 6285 Hämikon; Rita Krummenacher, Neuheim, 6213 Knutwil; Barbara Kändler, Bitzi, 6422 Steinen; Erich Lambelet, Heidenhubelstrasse 28, 4500 Solothurn; Jürg Leibundg, Werdengew 7a, 9053 Teufen; Dominik Löpfe, Bünthenstrasse 7, 5442 Fislisbach; Mariann Louis, St. Leonhard, 9652 Neu St. Johann; Andrea Marti, Im Höfli 9, 9425 Thal; Thomas Mathis, Dunantstrasse 2, 6020 Emmenbrücke; Kathrin Mangold, Schöngrundstrasse 69, 4600 Olten; Daniela Meier, Ziel 7, 9050 Appenzel; Peter Meier, Oberfondeln, 6048 Horw; Adrean von Moos, zur Post 91, 8439 Wislikofen; Urs Moser, Flusstrasse 7, 9030 Abtwil; Erika Müller, Kumschick, 6131 Ostergau-Willisau; Daniel Muff, Martinshof, 6280 Hochdorf; Iris Neuhaus, Sonnenheim 84, 9445 Rebstein; Bruno Nützi, Hirschenstrasse 8, 9242 Oberuzwil; Brigitta Pfefferli, Mittelgäustrasse 1, 4612 Wangen bei Olten; Margrit Rappo, Bachmannstrasse 10, 8752 Näfels; Eveline Reber, Schützenmatte 4, 6362 Stansstad; Daniel Reinhard, Leimanstrasse 28, 9000 St. Gallen; Claudia Rimk, Post, 9313 Muolen; Beat Risi, Froheim, 6053 Alpnachstad; Nicole Roher, Zielmatte 4, 6362 Stansstad; Susanne Roth, Carl-Günterstrasse 30a, 4310 Rheinfelden; Monika Rüegg, Halden, 8717 Benken; Irene Scherrer, Geissbühlstrasse 22, 8353 Elgg; Olivia Scherrer, Hauptstrasse 79, 8716 Schmerikon; Silvia Scherrer, Ruderbach 123, 9424 Rheineck; Alois Schneider, Unterdorf, 9607 Mosnang; Marcel Schneider, Hilagstrasse 7, 8360 Eschlikon; Monika Schönbächler, Rietstrasse 17, 8840 Einsiedeln; Theres Schönenberg, Oberdorf, 6286 Altwis; Susanne Schorta, sper Lawoi, 7015 Tamins; Beat Schwander, Breitenstrasse 103, 6370 Stans; Heidi Schwander, Breitenstrasse 103, 6370 Stans; Verena Schwarz, Biserhofstrasse 26, 9011 St. Gallen; Seppi Seeholzer, Ferren, 6277 Kleinwangen; Beatrice Spuhler, Dorfstrasse 85, 8439 Wislikofen; Luzia Stadelmann, Friedegg, 6264 Pfäffikon; Esther Steigmeier, Pilatusstrasse 6, 8908 Hedingen; Gabriela Steiner, Simplonstrasse, 3901 Ried-Brig; Andreas Stoffel, Fitg Sura, 7017 Flims Dorf; Käthy Studer, Bahnhofplatz, 6170 Schüpfikon; Esther Styger, Schlossgasse 6, 7320 Sargans; Patricia Thalmann, Av. Granges-Paccot 5, 1700 Freiburg; Beatrice Hür, Ödenhofstrasse 23, 9303 Wittenbach; Martin Truttmann, Langacher, 6446 Seelisberg; Barbara Ulrich, Rickenbachstrasse 75, 6430 Schwyz; Andreas Wagner, Postfach 15, 9607 Mosnang; Barbara Walss, Dübendorferstrasse 11, 8117 Fällanden; Adelheid Wanner, Leisibachstrasse 30, 6033 Buchrain; Sibylle Wetli, Dammweg 35, 5610 Wohlen; Simon Wirth, Frauenfelderstrasse 6, 8570 Weinfelden; Patricia Ziegler, Baumgarten, 6499 Basen; Sibylle Zoller, Bahnhof, 9230 Flawil; Susann Zoltai, Hofmatt 95, 4324 Obermumpf; Stefan Zürcher, Emmenweg 24, 4528 Zuchwil.

Genau nach Norden

Wo ist Norden? Wir nehmen den Kompass zur Hand: Die dunkle bzw. mit einer Leuchtmasse versehene Spitze der Magnetnadel weist direkt nach Norden.

Was aber, wenn wir den Kompass vergessen haben?

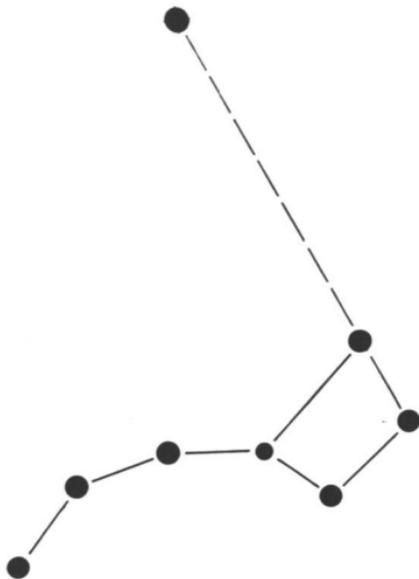
Tags orientieren wir uns mit Hilfe der Uhr nach der Sonne.



Norden, links Osten und rechts Westen.

Nachts orientieren wir uns nach den Sternen. Und zwar mit Hilfe des Polarsterns, der genau über dem Nordpol der Erde steht. Er gibt uns die genaue Nordrichtung an.

Man findet den Polarstern leicht von dem bekannten Sternbild des Großen Bären oder Himmelswagens aus.



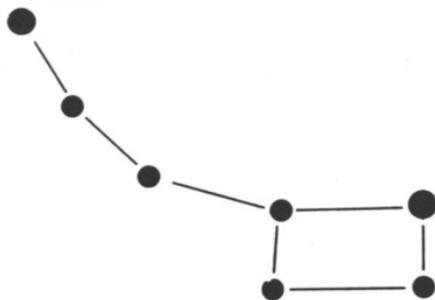
Man legt die genau gehende Uhr so, dass der *kleine* Zeiger nach der Sonne zeigt. Halbiert man dann den Winkel, der von der Zahl 12 und dem kleinen Zeiger gebildet wird, so hat man die Südrichtung. In entgegengesetzter Richtung liegt also genau

Verlängert man nämlich die beiden letzten Sterne des Wagens um etwa das Fünffache «nach oben», so kommt man zu einem zwar nicht besonders hellen, aber in der relativ sternarmen Gegend leicht erkennbaren Stern: Das ist der Polarstern.

Stellt man sich mit dem Gesicht zum Polarstern, so ist vor uns Norden, hinter uns Süden, links Westen und rechts Osten.

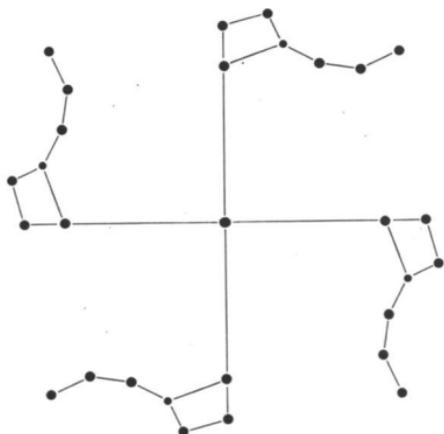
Der Grosse Bär nimmt nicht immer die gleiche Stellung am Himmelsgewölbe ein. Je nach Jahreszeit und je nach dem Zeitpunkt unserer Beobachtung steht er anders am Himmel, aber immer zeigt die Verlängerung der beiden letzten Sterne auf den Polarstern.

Der Polarstern gehört übrigens zum Sternbild des *Kleinen Bären*:



Dieser besteht aus weniger hellen Sternen als der Grosse Bär, hat aber eine ähnliche Form, also auch die Form eines Wagens. Der Polarstern ist der letzte Stern an der «Deichsel» des Kleinen Wagens.

Wenn wir übrigens den dritten Stern des Grossen Bären mit dem Polarstern verbinden und die Linie nochmals weiterziehen, so stossen wir auf eine Gruppe von fünf Sternen, die, eingebettet in die Milchstrasse, den Buchstaben W bilden: Es ist das Sternbild der *Kassiopeia*.



Der Grosse Bär, der Kleine Bär und die Kassiopeia sind zirkumpolare Sternbilder, d.h., sie stehen so um den Himmelspol, dass sie bei uns immer sichtbar sind, also nie unter den Horizont verschwinden.

Streng geheim

Geheimagenten, so kann man in den Krimis lesen, chiffrieren gern ihre Mitteilungen, d. h., sie schreiben sie in Geheimschrift, die nicht jeder lesen kann.

Für uns ist es ein Plausch, mit unsern Kameraden in der Gruppe eine Geheimschrift zu benutzen, die nicht jedermann lesen kann. Mit etwas Phantasie lassen sich unzählige Chiffriermöglichkeiten erfinden.

Verschiebungsmethode

Eine gute Methode mit vielen Möglichkeiten ist die Verschiebung des Alphabets um eine ganz bestimmte Anzahl Buchstaben: Wir schreiben also jeden Buchstaben des Alphabets der Reihe nach zweimal auf.

Wollt ihr die Sache noch etwas erschweren? Dann setzt ihr zwischen die chiffrierten Buchstaben Zahlen (irgendwelche Zahlen, sie bedeuten gar nichts!) und verwirrt so den Leser noch mehr:

I2AE6J7 B8NAQ3J6H

Man kann sogar in die Mitteilung die jeweils wechselnde Geheimzahl verstecken (es ist z. B. immer die dritte Zahl):

I2AE6J7 B8NAQ3J6H

A	B	C	D	E	F	G	H	I	J	K	L	M	N	O	P	Q	R	S	T	U	V	W	X	Y	Z
A	B	C	D	E	F	G	H	I	J	K	L	M	N	O	P	Q	R	S	T	U	V	W	X	Y	Z

Nun verschieben wir die zweite Reihe um eine vorher genau verabredete Anzahl Buchstaben. Unsere *Geheimzahl* sei z. B. 4:

A	B	C	D	E	F	G	H	I	J	K	L	M	N	O	P	Q	R	S	T	U	V	W	X	Y	Z	A	B	C	D
=	=	=	=	A	B	C	D	E	F	G	H	I	J	K	L	M	N	O	P	Q	R	S	T	U	V	W	X	Y	Z

«Mein Freund» lautet also in Geheimschrift: IAEJ BNAQJH

Beim Dechiffrieren braucht man wiederum zwei Reihen und die Geheimzahl. Dann verschiebt man wieder den zweiten Streifen um die verabredete Zahl nach rechts und kann dann, von unten nach oben, die richtigen Buchstaben wieder ablesen.

Man kann zum Chiffrieren auch ein *Schlüsselwort* verabreden, z. B. RUDOLF. Dann beginnt die zweite Reihe mit RUDOLF und endet mit dem von hinten nach vorn eingetragenen Alphabet, in dem die Buchstaben D, F, L, O, R und U aber fehlen (weil sie schon im Schlüsselwort enthalten sind). In der ersten Reihe steht wieder das richtige Alphabet:

A	B	C	D	E	F	G	H	I	J	K	L	M	N	O	P	Q	R	S	T	U	V	W	X	Y	Z
R	U	D	O	L	F	Z	Y	X	W	V	T	S	Q	P	N	M	K	J	I	H	G	E	C	B	A

Quadratschrift

Eine weitere Möglichkeit ist, die 25 Buchstaben des Alphabets in ein Quadrat zu schreiben (J fällt aus!). Die linke und obere Seite werden mit einem Schlüsselwort von fünf Buchstaben angeschrieben (auch dieses Wort darf nicht zwei gleiche Buchstaben aufweisen).

Wenn wir unseren Kameraden nun eine Botschaft verschlüsselt übermitteln wollen, dann suchen wir für jeden Buchstaben (obere Reihe) den chiffrierten Buchstaben der untern Reihe. «Wir kommen» heisst dann:

EXK VPSSLQ

Der Empfänger der Mitteilung, der ja das Schlüsselwort kennt, übersetzt die verschlüsselte Botschaft, indem er die Buchstaben der ersten Reihe aufsucht und fortwährend notiert.

Wenn wir einmal das Schlüsselwort auswechseln, müssen wir darauf achten, dass nicht zwei gleiche Buchstaben im Wort vorkommen (z. B. eignet sich PETER nicht).

Das Schlüsselwort ist z. B. ELIAS:

	E	L	I	A	S
E	A	B	C	D	E
L	F	G	H	I	K
I	L	M	N	O	P
A	Q	R	S	T	U
S	V	W	X	Y	Z

Beim Chiffrieren muss man konsequent mit dem Schlüsselwort *links* beginnen. A ist also EE, B ist EL, R ist AL usw.

«Mein Freund» lautet also chiffriert: ILES LAII LEALESASII EA

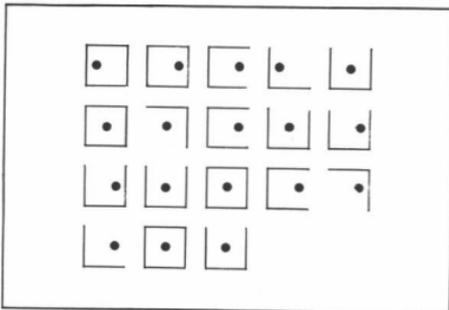
Schriftgitter

Diesmal ist der Schlüssel ein Gitter, in dem ihr Punkte und darüber Buchstaben seht:

•	•	•	•	•	•	•	•	•
A	B	C	D	E	F	G	H	I
•	•	•	•	•	•	•	•	•
J	K	L	M	N	O	P	Q	R
•	•	•	•	•	•	•	•	•
S	T	U	V	W	X	Y	Z	

Die verschlüsselte Nachricht besteht aus Gitterteilen: In jedem ist ein Punkt, an dessen Lage wir von Fall zu Fall feststellen können, welcher Buchstaben gemeint ist.

Wer kann folgende Meldung entziffern?



(Morgen – Treffen – Ruine)

Nun wird vielleicht einer einwenden, dass diese Geheimschrift keine mehr ist, nachdem alle Leserinnen und Leser des Jugendkalenders «Mein Freund» den Schlüssel kennen. Da ist aber jede Sorge unbegründet, denn unser Muster ist nur ein Vorschlag: Ihr braucht die Buchstaben des Alphabets gar nicht in der richtigen Reihenfolge einzutragen, sondern ihr könnt sie willkürlich durcheinander stellen, dann wird niemand mehr die Meldung entziffern können. Da müsste schon ein Spezialist vom Geheimdienst kommen, und auch der würde Mühe beim Dechiffrieren haben.

Dechiffrieren

Höchst spannend ist es nämlich, eine gefundene Meldung zu entziffern, ohne dass man den Schlüssel kennt. Ein Anhaltspunkt ist die Häufigkeit der verschiedenen Buchstaben im Deutschen: Die Hälfte aller Zeichen betreffen die Buchstaben E, N, I, R und S (sie machen etwa 52% aus). Dann folgt mit 3–5% die Gruppe der Buchstaben T, D, F, A, H, B und U. Etwa 3% machen die Buchstaben O, C, L und G aus, während 1–2% M, K, W, V und Z sind. Die Gruppe X, Y, Q kommt (ausser in Fremdwörtern) kaum vor.

Wir denken auch daran, dass ein C zu 80% in Verbindung zum H als CH steht und etwa zu 20% mit K als CK. Beim Dechiffrieren beginnt man am besten mit den kürzesten Wörtern.

A black and white photograph of two young boys sitting on a set of concrete stairs. They are both wearing glasses and are intently reading books. The boy on the left is wearing a dark jacket and light-colored pants, while the boy on the right is wearing a dark hoodie and dark pants. The scene is lit from the side, creating strong shadows and highlights on the steps and their clothing. The overall mood is quiet and studious.

*Für die
Leseratten*

Was ist mit Onkel Martin los?

Jim O'Malley bricht von zu Hause auf, um bei seinem Onkel in Cloghanmore Arbeit zu suchen. Nach einem längeren Marsch findet er endlich das Haus des Onkels: düster, schmutzig und wie ausgestorben. Völlig erschöpft lässt er sich in der Küche nieder und fällt sogleich in tiefen Schlaf.



Eilis Dillon

Das Haus an der Küste

Als ich aufwachte, herrschte Abenddämmerung. Ich war steif vom Schlafen im Sessel und fror. Erstaunt sah ich auf die Reste des Feuers, das ich aufgeschichtet hatte. Es war zu einem Häufchen brauner Asche zerfallen. Ich musste stundenlang geschlafen haben. Das Küchenfenster war an der Längsseite des Hauses, und mir kam es so vor, als seien die dunklen Bäume dort draussen näher herangerückt. Es fehlte nicht viel, und ich hätte geglaubt, dass sie voller Kobolde und anderer böser Geister steckten, die mich durch die kahlen Scheiben beobachteten. Ich versuchte über solchen Unsinn zu lachen, wünschte mir aber von ganzem Herzen, die starrende Nacht aussperren zu können.

Zuerst musste das Feuer geschürt werden. Das tat ich und nahm dazu den übriggebliebenen Torf im Korb. Bald wurde ich mit einer tröstlichen kleinen Flamme belohnt, die das dunkle Zimmer spärlich erhellte. Dann trug ich den Korb in den Hof und füllte ihn wieder mit Torf auf; die Hintertür liess ich offenstehen. Ich lauschte eine Weile an der Stalltür, ob Pferdehufe im Stroh raschelten, doch noch immer war alles still und leer. Ziemlich ratlos und niedergeschlagen kehrte ich in die Küche zurück.

Ich war wieder entsetzlich hungrig, und dazu noch die Kälte, die mich aufgeweckt hatte – das nahm mir al-

len Mut. Ich wollte das Anwesen meines Onkels noch ein bisschen mehr erkundschaften, bevor es ganz dunkel wurde, aber ich wusste, dass ich nicht mal den Mut haben würde, einer Fledermaus zu begegnen, wenn ich in meinem hungrigen Zustand hinausging.

Es gab nur einen Schrank in der Küche, und ich vermutete, dass dort auch die Lebensmittel aufbewahrt wurden. Ich hoffte, mein Onkel würde mich bei seiner Rückkehr nicht beim Plündern des Schrankes ertappen, doch ich war entschlossen, mich dann auf keinen Fall zu entschuldigen.

Ach, es gab wenig genug zu plündern. Ein Stück trockenes Sauermilchbrot und ein Schnitz Speck von der Grösse einer Zwiebel war alles, was ich fand. Daneben auf dem kahlen Bord stand eine halbvolle Kanne mit schalem Bier, in dem eine Spinne schwamm, die von dem Alkohol regelrecht konserviert war. In einem Schubfach des Tisches stöberte ich eine Gabel auf, mit der ich sie herausfischte. Mit derselben Gabel hielt ich den Speck dicht ans Feuer, bis er gebraten war. Leise schwebten Ascheteilchen darauf, so dass er wie ein kleiner, nasser Trofbrocken schmeckte. Dem Brot war ein kurzer, blassblauer Bart gewachsen. Ich redete mir ein, dass das gesund war, sehr gut, wie ich wusste, gegen Schnittwunden am Finger, und

schickte es dem Speck hinterher. Es war knochentrocken, und liess meinen Blick zweifelnd zu dem Bierkrug wandern. Die ertrunkene Spinne störte mich daran, aber zu guter Letzt goss ich einen Schluck in einen angeschlagenen Becher von der Anrichte, machte die Augen zu und kostete. Ich fand, es schmeckte. Vielleicht hatte die Spinne dem Bier einen besonderen Geschmack verliehen.

Im Schubfach der Anrichte fand ich eine alte Kerze, Mäuse hatten daran geknabbert, wie ich an den Spuren von Zähnen feststellte. Ich zündete sie am Feuer an und stellte sie wieder aufs Fensterbrett. Ihr kleines, gelbes Gesicht schaute im Widerschein des Glases zurück, und ihr Licht warf riesige, düstere Schatten im Zimmer. Jetzt hörte ich, wie der Wind im Haus heulte und stöhnte, und einen Augenblick lang hätte ich am liebsten eingestimmt. Zu Hause hatte ich nie Angst vor der Dunkelheit. Abends war das Licht aus unserer offenen Türe eine gute Meile weit zu sehen, und meine Mutter erfüllte, wenn sie in der Küche hantierte, durch ihre Gegenwart das ganze Haus mit Wärme und Sicherheit. Unser Haus war klein, gar nicht zu vergleichen mit dieser gewaltigen, unheimlichen Kaserne, wo sich eine ganze Armee versteckt halten konnte, ohne entdeckt zu werden.

Ich öffnete die Hintertür. Es war heller, als es von drinnen den Anschein

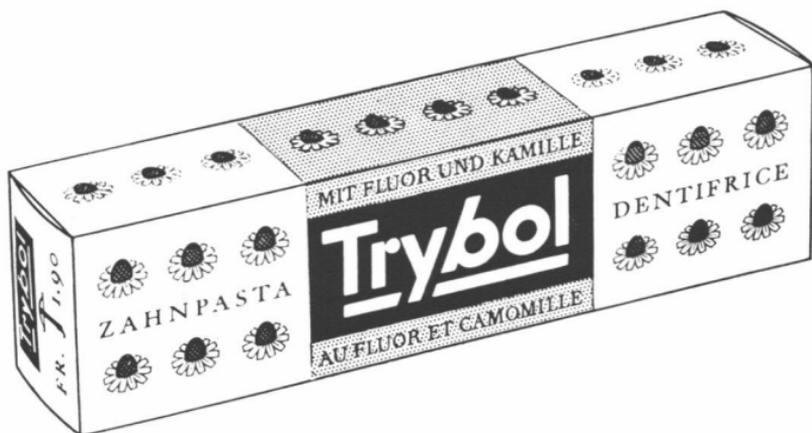
Schöne, gesunde Zähne

Liebe Mädchen, liebe Buben!

Tragt Sorge zu Euren Zähnen. Macht sie schön und schützt sie vor dem Zerfall. Putzt die Zähne so oft als möglich mit Trybol Zahnpasta.

Trybol enthält Fluor, das die Zähne härter macht, und Kamille, die das Zahnfleisch gesund hält. Bittet deshalb Eure Mutter, Euch Trybol Zahnpasta zu geben. Härtere Zähne bekommen viel weniger Löcher, und gesundes Zahnfleisch schützt den Zahnhals, die empfindlichste Stelle des Zahnes.

Nur Trybol Zahnpasta enthält Fluor und Kamille.



hatte. Der Mond hatte einen Hof, es würde wohl später noch regnen. Ich ging lieber auf diesem Wege hinaus, denn ich hatte keine Lust, mich durch das dunkle Haus zu tasten. Unten, hinter dem Torfbunker, hatte ich ein hölzernes Tor bemerkt, das ins Freie führte, und als ich hinkam, stellte ich erfreut fest, dass es nicht verriegelt war. Am Tor fingen die Bäume wieder an, an ihnen lief ein ganz schmaler Pfad entlang. Ich folgte ihm, bis er die Bäume hinter sich liess und allmählich zum Meer hinunterführte. Ich hörte, wie sich die Wellen über den Kiesstrand wälzten. Kurz darauf sah ich die im Mondlicht funkelnde Brandung. Ich befand mich wohl auf dem nur von meinem Onkel benutzten Pfad zum Meer und fragte mich, ob mir endlich ein Zeichen verriet, wo er sich aufhielt.

Der Strand war steinig, wie ich nach den Geräuschen der Wellen vermutet hatte. Zwei Riffe, etwa einen halben Kilometer voneinander entfernt, bildeten eine Art Bucht, und dazwischen war ein kurzer Landesteg in die See gebaut worden. Der Strand hier fällt bestimmt steil ab, dachte ich, denn im Dämmerlicht war zu erkennen, dass das Wasser am Ende des Stegs dunkel war und die Wellen sich erst zu brechen begannen, als sie fast am Ufer waren. Dort draussen war ein Boot vertäut, an seinem Bug hing eine brennende Laterne.

Der Pfad, der mich vom Haus bis hierher geführt hatte, war nun zu Ende, und man kam nur noch oben am Strand weiter. Zu meiner Rechten lagen Felder, von locker gefügten Steinmauern begrenzt, links von mir war ein mit Gras bewachsener Damm, der in niedrige Klippen auslief. Ich trat näher an die Mauer heran, um das Boot besser sehen zu können, und plötzlich hüpfte mein Herz derartig, dass ich glaubte, es sei mir gegen die Zähne geschlagen. Ich stand still wie ein Jagdhund und lauschte.

Auf der anderen Seite der Mauer unterhielten sich zwei Personen leise auf irisch. Gleich wurde mir klar, dass sie von meiner Anwesenheit nicht das geringste ahnten. Sie waren zu eifrig damit beschäftigt, durch Mauerlöcher das Boot zu beobachten. Anfangs dachte ich daran, etwas hinüberzurufen und zu fragen, ob sie meinen Onkel gesehen hätten, aber im nächsten Augenblick blieben mir die Worte in der Kehle stecken. Eine gedämpfte Stimme hatte hitzig gesagt:

«Mit meinem scharfen Messer erledige ich den Kleinen, und du nimmst dir den anderen vor.»

«Nein, nein!» sagte die zweite Stimme. «So nicht. Wir müssen uns zusammmentun, sie gefangennehmen und den Wachleuten übergeben.»

«Den Wachleuten!» Die Stimme klang verächtlich. «Die sagen ihnen

bloss, sie sollen in Zukunft recht brav sein, und lassen sie dann wieder laufen. Wir können ihnen nichts beweisen.»

«Da hast du recht», entgegnete der zweite. «Aber ich will trotzdem nichts von Messern wissen. Steck auf der Stelle dein Messer ein, Roddy! Ich weiss, du hast es in der Hand.»

«Ja, ja, schon gut», sagte der mit dem Namen Roddy mürrisch. «Aber wenn wir zu lange warten, entwischen sie uns vielleicht.»

«So lange warten wir nicht», sagte der andere grimmig.

Es entstand eine Pause, und ich kam auf den Gedanken, ich selber könnte der «Kleine» sein, der mit einem Messer erledigt werden sollte, und mein Onkel der andere. Höchstwahrscheinlich hatte dieses blutrünstige Gespann meine Ankunft im Haus beobachtet und glaubte, ich sei hergekommen, um meinem Onkel aus seinen Schwierigkeiten zu helfen, wie immer diese aussehen mochten. In dem Augenblick wünschte ich, ich hätte den Rat des alten Patrick Joyce befolgt und wäre nach Borris zurückgekehrt, wo wir keine Messer bei uns trugen, um unschuldige Fremde zu überfallen.

Mir blieben nur wenige Sekunden für diesen sinnlosen Wunsch, denn ich erlebte die zweite Überraschung. Unten am Boot machten sich zwei Gestalten zu schaffen. Sie zeichneten sich einen Augenblick lang von dem

letzten grünen Lichtstreifen über dem Meer ab. Dann schickten sie sich an, den Landesteg hinaufzukommen. Ich hörte den dumpfen Tritt von Wasserstiefeln. Nun sass ich in der Klemme. Ich wusste nicht, ob ich wegrennen und damit riskieren sollte, von diesen Banditen hinter der Mauer verfolgt zu werden, oder ob ich bleiben und mit den Männern vom Boot reden sollte. Es sah aus wie eins von den Connemara-Booten, obgleich es aus dieser Entfernung nicht genau zu erkennen war, und die am Bug aufgehängte Lampe deutete nicht auf etwas Geheimnisvolles. Vielleicht war einer von den beiden mein Onkel, der endlich nach Hause kam. Als die beiden Männer vom Landesteg aufs Gras traten, erkannte ich, dass einer von ihnen sehr klein war. Wahrscheinlich ist das «der Kleine», dachte ich und fühlte mich mächtig erleichtert. Ich wich zurück in den Schatten und versuchte, völlig mit der Mauer zu verschmelzen. Ich wollte warten, bis die Männer bei mir waren, und dann kühn vortreten und mich vorstellen. Sie gaben sich keine Mühe, leise zu gehen. Warum sollte mein Onkel sich auch in sein eigenes Haus zurückschleichen, dachte ich, wie ein Dieb oder ein Feigling?

Aber als sie näher kamen, blieb der Grosse stehen und zündete mit einem Streichholz seine Pfeife an. In der spärlichen Beleuchtung sah ich ein grobes, dunkles Gesicht mit einer

Hakennase und – mir blieb beim Anblick der Mund offenstehen – langem, fettigem schwarzem Haar, das ihm in Locken bis auf die Schultern fiel. Das war kein Ire. Ich fragte mich kurz, ob der Kleine vielleicht mein Onkel war, doch als sie an mir vorbeikamen, sang er ein paar Takte eines Liedes in einer fremden Sprache und wurde von dem andern jäh zum Schweigen gebracht. Ich verstand zwar die Sprache nicht, aber der warnende Unterton in der Stimme des Grossen war leicht herauszuhören. Dann gingen sie ganz dicht an mir vorbei, ohne meine Gegenwart zu bemerken.

Mir zitterten jetzt die Knie, und am liebsten hätte ich mich hingesetzt. Aber zuerst musste ich warten, während meine beiden Nachbarn hinter der Mauer noch einen Schwatz hielten. Roddy jammerte um die grossartige Gelegenheit, die er vertan hatte, sein Kumpan versuchte ihn zu beruhigen, schien aber doch seine eigene Vorsicht zu bedauern.

Ich lehnte mich gegen die Mauer und dachte darüber nach, was das alles zu bedeuten hatte, auf welches Schlachtfeld ich geraten war und welches Land dieses ungewöhnliche Paar hervorgebracht hatte, das so züversichtlich auf das Haus meines Onkels zuhielt. Es war nicht ihr erster Besuch, das war mir klar. Sogar in der Dämmerung hatten sie keine Schwierigkeiten, den Weg zum Pfad

unter den Bäumen zu finden. Und meine Kerze im Fenster würde sie geradewegs zur Küchentür führen. Jetzt rüsteten meine Nachbarn hinter der Mauer zum Aufbruch. Ich reckte mich und spähte über den Rand, aber in der Dunkelheit konnte ich bloss zwei dunkle Gestalten sehen, die über das Feld gingen und in der Nacht untertauchten. Jetzt, da mich sogar die Angst verlassen hatte, fühlte ich mich sehr einsam.

Ein unerwarteter Windstoss, der ein paar schwere Regentropfen mit sich trug, brachte mich zu mir selber. Ich lief den Grasstreifen hinunter und den Bootssteg entlang. Hoffentlich änderten die Männer nicht ihren Plan und kamen zurück, bevor ich Zeit hatte, das Boot zu untersuchen. Die nassen Steinplatten waren schlüpfrig von Tang, denn die Flut hatte noch nicht voll eingesetzt, und auf dem letzten Teil des Weges musste ich meine Schritte mit Bedacht setzen.

Noch ehe ich das Boot ganz aus der Nähe sah, erkannte ich an seiner Form, dass es ein kleines Fischerboot aus Connemara war. Das spärliche Mondlicht schien auf seine geteerten Seiten, es versilberte den Mast und die Schoten. Ich legte mich auf den nassen Steinen platt auf den Bauch und las den Namen. Es hiess «St. Brendan» und wirkte seetüchtig genug, den Atlantik zu überqueren,



Fliegerbücher aus einem flugbegeisterten Verlag

SV SCHWEIZER
VERLAGSHAUS
ZÜRICH



Walter Jost

Rufzeichen: Haifa

Ein Passagier erlebt die Entführung der Swissair DC-8 «Nidwalden» und als Geisel den Krieg der Fedayin

320 Seiten, davon 16 Seiten Schwarzweißfotos, 13 x 20 cm. Leinen. Fr. 19.80
Fremdsprachige Ausgabe erschien in holländisch.

Statt in New York landete am 6. September 1970 die Swissair DC-8 auf einem improvisierten Flugfeld in der jordanischen Wüste – entführt von der Volksfront für die Befreiung Palästinas», die damit die bisher umfangreichste Entführungsaktion in der Geschichte der Zivilluftfahrt einleitete. Drei Wochen voller Angst und Ungewißheit verbrachte Walter Jost in der Gewalt der Fedayin.

Robert Fretz

Swissair – im Kampf und Aufstieg

Ein autobiographischer Beitrag zur Geschichte der Swissair

320 Seiten und 8 Seiten Schwarzweißbilder
Fr. 19.80

Da der Autor, zunächst als Pilot und Flugkapitän und später in leitender Funktion, von den frühesten Anfängen an dabei war, hatte er, bis er 1967 in den Ruhestand trat, Gelegenheit, das Auf und Ab in der Entwicklung der Swissair aus nächster Nähe mitzuerleben.

Erhältlich in allen Buchhandlungen

Carl H. Pollog/Erich Tilgenkamp

Pioniere der Aviatik

Tollkühne Piloten entdecken die Welt

384 Seiten Text, 16 Seiten Schwarzweißbilder, 14 x 21,8 cm, Leinen, Fr. 19.80
ISBN 3-7263-6114-6

Beim Versuch, den uralten Flugtraum der Menschheit zu verwirklichen, haben unzählige Forscher und Piloten ihr Leben aufs Spiel gesetzt. Ihnen ist nicht nur die Entwicklung des Flugwesens, sondern auch die bemannte Mondlandung zu verdanken. Diesen kühnen Pionieren und ihren wagemutigen Erstflügen ist der Band «Pioniere der Aviatik» gewidmet. Mit Freiballonen, Luftschiffen und primitiv gebauten Flugzeugen überflogen sie Schneewüsten und Sandöden, sie überquerten Bergriesen und weite Meere, sie kreuzten über Urwäldern und Sümpfen und entrissen den bisher unzugänglichen Gebieten ihre jahrtausendealten Geheimnisse.

Jean Zumbach

Mister Brown

Mein Leben als Flieger, Schmuggler und Abenteurer

Lebensbericht, Übersetzung aus dem Französischen («Mister Brown») von Willy Thaler.
384 Seiten und 8 Seiten Schwarzweiß-Fotos, Leinen, 12,8 x 21,2 cm, Fr. 26.50.

Es gibt sie noch, die Abenteurer, die Piraten und Vagabunden! Einer der unglaublichsten Vertreter dieser Gattung nennt sich schlicht und einfach «Mister Brown». Vom Paß her ist er Schweizer und heißt Zumbach.

wie es Sankt Brendan, der Seefahrer, in ebensolchem Boot getan hatte.

Aber was machten die beiden Fremden auf einem irischen Fischerboot, grübelte ich. Plötzlich kam mir der entsetzliche Gedanke, der Besitzer des Bootes könnte an Bord sein und mich vom dunklen Geviert des Laderaumes aus beobachten. Ich lag so still wie ein Kaninchen, das vom Wiesel erspäht wurde, und die einzigen Laute, die an mein Ohr drangen, waren das Glucksen des schwarzen Wassers zwischen Boot und Steg und das schwere Brausen des Windes hoch über mir. Ich stahl mich davon wie eine Schlange, die durch den Dschungel gleitet, und kroch dicht am Boden, bis ich das Ende des Stegs erreichte. Dann stand ich auf und flitzte zum Pfad. Einmal blickte ich zurück, ob mir ein riesiger Schatten folgte, aber nur der Mond lugte neugierig aus sturmgetriebenen Wolken auf mich herunter.

Als ich den Pfad erreicht hatte, ging ich vorsichtiger. Ich hatte eine Abneigung gegen diese freie Natur gefasst, wo hinter Mauern von Messern geflüstert wurde, wo ein Riese mit vorstehenden Eckzähnen im Laderaum eines Bootes lauerte und darauf wartete, irgendeinem unschuldigen Vorübergehenden den Kopf abzubeissen. Ich war entschlossen, mich bis zum Morgen im Haus meines Onkels zu verbarrikadieren und mich mit dem ersten Morgengrauen

auf den Heimweg zu machen. Ich hatte genug Aufregung für eine ganze Reihe von Jahren gehabt.

Ich beschloss, die Haustür zu benutzen, und folgte dem Pfad, der seitlich am Haus entlangführte. Als ich am Küchenfenster vorbeikam, sah ich, dass meine Kerze nicht mehr leuchtete. Vielleicht ist sie heruntergebrannt, dachte ich, denn sicher war ich fast eine Stunde lang fort gewesen. Ich hielt mich dicht am Haus, bis ich die Ecke erreichte, wartete mit klopfendem Herzen und lauschte. Alles war vollkommen still, bis auf das Ächzen der hohen Bäume. Ich vermutete, die beiden Besucher waren, nachdem sie das Haus verlassen vorgefunden hatten, weiter ins Dorf gegangen, um etwas zu trinken und mit den Leuten zu schwatzen, wie es fremde Fischer immer taten.

Aber als ich zur Haustür kam, war sie fest verriegelt. Ich stemmte mich mit aller Kraft dagegen, aber ebensogut hätte ich gegen die Steinwand daneben drücken können. Ich lief den Weg, den ich gekommen war, zurück und fand das Hoftor offen. Dafür war die Küchentür abgeschlossen, und durch das kleine Fenster daneben sah ich verführerisch mein Feuer glühen.

Schon hatte ich die Hand erhoben, um gegen die Tür zu trommeln, als ich innehielt. Es war meine eigene Schuld, dass ich ausgesperrt war; ich hätte mich nicht vom Feuer wegrüh-

ren und lieber auf meinen Onkel warten sollen. Vielleicht war er jetzt dort drin und bewirtete seine Gäste mit dem Rest Bier aus der Kanne und den wenigen Krümeln verschimmeltem Brot, die ich auf dem Tisch liegengelassen hatte.

Es war der Gedanke an diese Mahlzeit, der mich wieder vom Haus vertrieb. Wenn mein Onkel so knickrig war, wie der Zustand seiner Vorratskammer zu verraten schien, dann hatte es keine Eile, seine Gesellschaft zu suchen. Ich machte kehrt und widerstand der Versuchung, der Tür einen kräftigen Tritt zu versetzen.

Zuerst war ich nicht sicher, wo ich die Nacht verbringen sollte. Da war der Stall, warm und einladend und noch leer. Ich hatte schon in Ställen geschlafen und sie immer als ganz angenehm empfunden, voller Duft nach Leder und Pferden. Ich sah in einem anderen Schuppen nach, in dem ein schläfriges Huhn gähnte, während ich zögernd davorstand. Aber Hühner sind unangenehme Kreaturen, jedenfalls hatte ich keine Lust, ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, wenn sie mir von meinem Onkel verweigert worden war. Gewiss, ich konnte zu Patrick Joyce zurückgehen, sicherlich würde ich eine Schlafstelle kriegen und sogar zu so später Stunde willkommen sein. Aber ich wollte ihn nicht sobald wiedersehen und zugeben müssen, dass mein Onkel mich ausgesperrt

hatte. Auch wollte ich niemand von den Leuten im Ort bitten, mich aufzunehmen, denn ganz bestimmt würden sie mich ausfragen wollen.

Da fiel mir die kleine Lichtung im Wald wieder ein, durch den ich vor ein paar Stunden gekommen war. Um im Freien zu übernachten, war es recht spät im Jahr, doch die Bäume standen dort so dicht, dass ich gewiss Schutz unter den verzweigten Ästen finden konnte. Ich würde mir ein Lager in dem herabgefallenen Laub bauen und dort bis zum Morgen sitzen bleiben.

Den Weg in den Wald fand ich mühelos und stand sofort in tiefster Dunkelheit. Trotzdem war es einfach, sich auf dem kleinen Pfad zu halten, denn jedesmal, wenn ich ihn zu verlassen versuchte, stiess mich der spitze Finger eines Busches wieder zurück. So tastete ich mich vorwärts, bis ich einen Streifen Mondlicht vor mir sah. Wenig später erreichte ich die Lichtung. Sie war von einem weichen, unheimlichen Licht übergossen, das dem kümmerlichen Gras eine sonderbare Farbe verlieh. Ich sah mich in der Runde der Baumstämme um, und mich überlief ein Schauer, nicht nur vor Unbehagen, sondern auch vom kalten Wind. Ein paar schwere Regentropfen fielen leicht prasselnd. Wenn mich jetzt bloss meine Mutter sehen könnte, dachte ich sehnsüchtig. Vor allem erinnerte ich mich, dass sie mir heisse

Ziegelsteine zum Anwärmen ins Bett legte, wenn ich lange auf der Suche nach den Schafen draussen war. Aber es hatte keinen Sinn, jetzt daran zu denken. Es war am besten, ein Plätzchen zum Schlafen zu suchen, denn ich wusste, am Morgen würde mir meine Lage nicht mehr ganz so schlimm vorkommen.

Ich wählte mir eine grosse Kastanie aus, deren Wurzeln sich wie Beine ausstreckten und eine bequeme Kuhle bildeten, wo ich vor dem Wind geschützt war. Die grossen, fächerartigen Blätter fielen schon herab, doch eine kräftige Efeuranke kletterte den Stamm hinauf und bildete dort oben eine dicke Matte aus verschlungenen Ästchen und Blättern, so dicht wie die Strohdächer in Connemara. Ich hockte mich in die Höhlung zwischen den Wurzeln, schaute nach oben und konnte auch nicht ein Eckchen vom Himmel sehen. Wäre nicht der elende Wind gewesen, der um mich herum spielte, hätte ich es hier ganz bequem gehabt.

Ich lehnte mich an den Baumstamm und schloss die Augen. Da war etwas Knorriges, und ich konnte keine gemütliche Lage finden. Ich setzte mich wieder auf – und dann konnte ich gerade noch einen Schrei unterdrücken.

Dort, ein paar Fuss von meiner Nase entfernt, baumelte das Ende einer Strickleiter. Daran bestand kein Zweifel. Ihre Umrisse hoben sich ge-

gen das schwache Mondlicht deutlich ab. Sie schaukelte sanft hin und her.

*

Seit vielen Jahren bringt «Mein Freund» Kostproben empfehlenswerter neuer Jugendbücher und macht die Leser aufmerksam auf spannende Neuerscheinungen.

Unsere erste Kostprobe wurde mit Erlaubnis des Herder-Verlages, Freiburg im Breisgau, dem Abenteuerbuch «*Das Haus an der Küste*» von Eilis Dillon entnommen. Die düstere Einsamkeit der irischen Landschaft bildet den stimmungsvollen Hintergrund zur Mutprobe des tapfern Jim O'Malley.

Luigi ist der Held der spannenden Abenteuergeschichte «*Schmuggler wider Willen*» des erfolgreichen Jugendbuchautors A. R. Channel.

Schauplatz ist ein kleines Fischerdorf an der italienischen Adriaküste (Schweizer Jugend-Verlag, Solothurn).

Faszinierend erzählt Nikolaus Michalewsky von den dramatischen Versuchen, im Mittelmeer aus 230 Meter Tiefe ein Flugzeugwrack mit einer wertvollen technischen Neuerung zu bergen. Der erregende Taucherroman «*Tödliche Bergung*» entwirft ein eindrückliches Bild von den harten Anforderungen und den Gefahren des Taucherberufes (Herder-Verlag, Freiburg im Breisgau).

Leif Esper Andersen

Auf der Flucht

Espens Mutter half, wo immer sie konnte. Eines Tages brachte ihr eine Frau ihr schwerkrankes Mädchen, doch Espens Mutter sagte, es hätte die Schwindsucht, sie könne da nicht mehr helfen. Als das Kind starb, tauchte das Gerücht auf, Espens Mutter sei eine Hexe. Sie wurde auf dem Scheiterhaufen verbrannt, Espen aber ergriff in panischer Angst die Flucht.



Espens Kräfte waren längst aufgebraucht, und er hielt sich nur mit der Verbissenheit aufrecht, die Furcht, Hass und Zorn einem Menschen verleihen können. Aber auch diese Kraft lässt nach, oft sogar ganz plötzlich. Als er über einen Graben sprang, gaben seine Beine nach. Er lief noch ein Stück weiter, ohne zu stürzen. Dann liessen ihn seine Beine endgültig im Stich. Er fiel vornüber, schlug auf, rutschte auf Gesicht und Schulter ein Stück weiter, ohne sich abzustützen. Dann lag er still; das Gras war weich und feucht und kühlte sein erhitztes Gesicht.

Von einem umgestürzten Baumstamm am Fuss des Hügels erhob sich ein Mann. Er wirkte gross und kräftig, obwohl sein Körper nur aus Knochen und Sehnen zu bestehen schien. Sein Haar war eisengrau, und er trug ein langes, schwarzes Gewand mit einer Kapuze.

Schon eine ganze Weile hatte der Mann von seinem Platz aus den Läufer beobachtet, der auf ihn zukam. Er hatte auch die Rauchsäule gesehn, die drohend und unheilverkündend drüben im Westen stand, dort wo der Fjord sich zu einem schmalen, von Steilhängen umschlossenen Sund verengte.

Der Läufer war kaum zweihundert Meter von dem Baumstamm entfernt zusammengebrochen. Der Mann ging zu ihm hin. Trotz seines knochigen Körperbaus bewegte er sich ge-

schmeidig wie eine Katze. Minuten später beugte er sich über den Fremden, der halb verborgen im hohen Wiesengras lag. Er fasste ihn an der Schulter und drehte ihn behutsam auf den Rücken. Es war ein Junge, vielleicht fünfzehn oder sechzehn Jahre alt. Seine weit geöffneten, geröteten Augen starrten zum Himmel hinauf. Sein Brustkasten hob und senkte sich keuchend. Schaum stand in seinen Mundwinkeln.

Der Mann blieb stehen und schaute dem Jungen ins Gesicht. Dann schob er vorsichtig seinen Arm unter den Kopf des Jungen und wischte ihm mit der Hand den Schaum vom Mund. Der Junge bemerkte es nicht. Mit leeren Augen starrte er in den Himmel. Nur sein pfeifender Atem verriet, dass er noch lebte.

«Musstest du fliehen, mein Junge?» Die Stimme des Mannes war tief und kräftig, aber sie klang freundlich. Langsam kehrte in die Augen des Jungen Leben zurück. Er drehte den Kopf und sah den Mann an. Dann flüsterte er heiser: «Sie... sie haben meine Mutter verbrannt!»

Sein Körper erschlaffte, seine Augen schlossen sich, sein Kopf sank auf die Seite. Der Junge hatte das Bewusstsein verloren.

Langsam erhob sich der Mann. Seine Kiefermuskeln spannten sich, und seine Stirnadern schwellen an. Er reckte die Faust dem Rauch am Horizont entgegen. Dann schrie er, und

seine Worte rollten über den Fjord: «Ihr Bestien! Ihr verfluchten Bestien!»

Er beugte sich wieder über den Jungen und hob ihn vorsichtig auf. Rasch stieg er mit seiner Last den Hang hinauf und auf die Bäume zu. Oben wandte er sich noch einmal um. Eine leichte Abendbrise liess die stickige Sommerluft erzittern; langsam löste sich der Rauch auf, wie ein schwarzes Zeichen, das von einer gnädigen Hand weggewischt wird. Dann verschwand der Mann hinter den Bäumen.

Langsam kehrte der Junge ins Bewusstsein zurück. Anderthalb Tage waren vergangen, seit er auf der Wiese zusammengebrochen war. Meistens hatte er still dagelegen. Hin und wieder hatte er im Schlaf gewimmert, ein paarmal sogar geschrien.

Während der ganzen Zeit hatte der Mann neben ihm gesessen oder war in seiner Nähe geblieben. Als der Junge endlich zu sich kam, sass der Mann an seinem Lager und hielt seine Hand. Der Junge schien es nicht einmal zu merken. Seine Augen waren so leer wie damals, als er auf der Wiese lag. Lange sass der Mann und schaute ihn an. Dann fragte er: «Nun, mein Junge, geht es dir besser?» Es schien, als wecke die Stimme den Jungen erst auf. Mit einem leichten Schrei fuhr er zusammen und zog seine Hand zurück.

...ein Schlager aus
Gianduja mit
Haselnuss-Splittern!



MINOR GIANDUJA
MINOR GIANDUJA

Maestrani

...ein Volltreffer
mit ganzen
Hasel-
nüssen!



Krachnuss
MILCHSCHOKOLADE

Maestrani

Maestrani

«Wer bist du? Wo bin ich?»

Er wollte aufspringen. Aber der Mann drückte ihn sanft aufs Lager zurück.

«Sei ganz ruhig! Hier tut dir niemand etwas Böses! Ich heisse Hans. Manche nennen mich den «Grossen Hans», andere sagen «Kluger Hans» zu mir. Ich habe dich unten im Tal gefunden!»

Die Stimme des Jungen brach. Er rollte sich auf dem Lager zusammen und vergrub sein Gesicht in den Armen. Sein Körper fing an zu zittern.

«Das weiss ich! Sag mir, wie du heisst. Dann kannst du weinen. Das hilft. Vielleicht.»

Er legte seine Hand auf den Kopf des Jungen und strich ihm übers Haar. Lange schwieg der Junge. Es war, als wage er nicht zu glauben, dass er einem Menschen begegnet war, der nichts Böses mit ihm im Sinn hatte. Noch immer strich ihm der Mann übers Haar, über den Nacken, über den Rücken. Langsam begannen sich die Muskeln des Jungen zu entspannen. Er streckte die Beine aus und drehte sich um. Nun lag er auf dem Rücken.

«Ich heisse Esben.»

Dann, endlich, konnte er weinen. Tief unten in den Eingeweiden löste sich ein Krampf. Es war ein Weinen, das nicht durch körperliche Schmerzen ausgelöst wird und das doch in der Seele des gepeinigten Menschen vieles lösen kann. Für solch ein Wei-

nen gibt es keinen Trost. Es hört erst auf, wenn man sich leergeweint hat. Der Mann kannte dieses Weinen. Er ging zum Herd und stocherte in der Asche herum. Bald darauf züngelten die ersten Flämmchen hoch, und es dauerte nicht lange, bis würziger Essensduft die Hütte erfüllte. Esben hatte sich ausgeweint. Erschöpft und still lag er da. Der Essensduft stieg ihm in die Nase, in seinem Mund sammelte sich das Wasser. Sein Magen hatte sich schon beinahe daran gewöhnt, ohne Essen auszukommen. Doch nun merkte Esben, wie sich ein saugendes, fast schmerzhaftes Gefühl in ihm ausbreitete. Mit geschlossenen Augen lag er da, bohrte sich die Faust in die Magengrube und zwang sich, den Speichel immer wieder hinunterzuschlucken, der ihm im Mund zusammenlief. Da kam Hans mit einem derben Tonkrug.

«Trink! Das wird dir guttun. Wann hast du zum letzten Mal gegessen?»

«Ich weiss es nicht mehr.»

Esben trank die warme, würzige Kräutersuppe. Sie war bitter und dennoch süss, und sie schmeckte nach Sommer und sonnendurchglühter Erde.

Hans füllte den Krug noch einmal, und nun schwammen Kräuter und kleine Fischstücke in der Suppe. Esben ass und trank. Allmählich breitete sich prickelnde Wärme in seinem Körper aus. Esben schob die Schafelldecke zur Seite und setzte sich

auf. Zum ersten Mal schaute er sich den Mann richtig an, der ihn bei sich aufgenommen und gepflegt hatte. Sein Blick glitt über die lange schwarze Kutte, über den Bart, die Haare. In den Augen des Fremden kam sein Blick zur Ruhe, und mit einmal fühlte sich Esben geborgen. Es waren die gütigsten Augen, denen er je begegnet war. Sie waren nicht sanft und mild, sondern stark und gut und von einer unbestimmbaren Farbe, die alle Farbtöne in sich barg.

Diese Augen schauten ihn ruhig und ernst an, bis Esben verlegen seinen Blick weiterwandern liess über die Wände, die aus unbehauenen Baumstämmen errichtet und mit Moos abgedichtet waren. Von der Decke hingen Kräuterbüschel, und in der hintersten Ecke befand sich im Halbdunkel die Feuerstelle mit dem Tongeschirr. Nur wenige einfache Möbelstücke standen in der Hütte: eine Liege, ein paar Schemel und ein Tisch, alles aus rohen Brettern angefertigt. In einer Ecke bemerkte Esben eine kleine Truhe mit Eisenbeschlägen. In der anderen Ecke lagen allerlei Angelgeräte und Netze. Die helle Vormittagssonne fiel in einem schrägen Balken durch die Tür, und die Flügel der Insekten schossen winzige Blitze, wenn sie durch den Eingang hereinschwirrten. Ganz oben unter dem Dach befanden sich zwei Öffnungen, die mit einer Schweinsblase abgedeckt waren. Es roch nach ge-

trockneten Kräutern, nach Harz, nach Meer und Tang.

Lange sass Esben so da und schaute sich alles an. Der Mann schwieg. Schliesslich blickte Esben ihn fragend an: «Wohnt sonst niemand hier?»

«Nein. Bis vorgestern habe ich hier allein gewohnt. Du kannst hierbleiben, wenn du möchtest. Aber das musst du selber entscheiden.»

«Bin ich denn schon seit vorgestern hier?»

«Ja, und du solltest noch ein paar Tage hierbleiben. Wenn du dich erholt hast, werden wir weitersehen.»

Der Junge schwieg. Er schaute zur Tür hinaus. Am Fuss des Hanges standen Kiefern und junge Birken. Ein wenig weiter draussen lag der Fjord. Alles wirkte friedlich und ruhig. Esben fühlte sich auf einmal angenehm warm und schwer. Als er sich zu dem Mann umdrehte, klang seine Stimme ruhiger: «Ich glaube schon, dass ich gerne hierbliebe, wenn du mich behalten magst.»

«Aber ja, das sagte ich doch bereits. Komm mit. Ich will dir zeigen, wie wir hier wohnen.»

Sie gingen den schmalen Pfad zu den Wiesen hinunter. Unten blieben sie stehen. Von hier aus konnte man die Hütte schon nicht mehr sehen, selbst wenn man wusste, wo sie stand. Sie war halb in den Hang hineingebaut, und den Rest verbargen die Bäume.

«Auch wenn du die Hütte nicht

siehst, kannst du sie leicht finden», sagte der Mann. «Der Hügel ist an dieser Stelle am höchsten, und auch die Bäume und Büsche stehen hier besonders dicht.»

Hans ging weiter voran. Er wandte sich nach Osten und folgte einem schmalen Pfad, der am Fusse des Hügels entlangführte. Nach ein paar hundert Metern senkte sich der Höhenzug, und sie erreichten ein breites flaches Tal, das sanft zum Hinterland anstieg. Der Boden war hier nicht bestellt. An vielen Stellen ragten dunkle Wacholderbüsche aus dem Blaubeer- und Himbeergestrüpp. Hans setzte sich ins Heidekraut und wies auf das Tal.

«Jenseits dieser Hügel liegt Borup. Es ist ein Dorf, wie du es überall findest. Hinter Borup ist Weideland und Heide. Wenn du am Fjord entlang nach Osten wanderst, kommst du zu einem anderen Dorf, das draussen am Wasser liegt. Der Fjord ist wichtig für uns. Er gibt uns Nahrung. Du musst lernen, ihn zu respektieren, dann wird er auch dich achten. Komm, wir wollen zum Boot hinuntergehen!»

Gemeinsam gingen sie hinunter zum Strand. Da lag, auf zwei Pfählen aufgebockt, ein breiter, stabiler Kahn. Er roch nach Teer und nach Pech.

«Ich habe das Boot gerade in Ordnung gebracht. Deswegen liegt es noch an Land. Hilf mir, es ins Wasser zu lassen. Wir werden noch etwas

hinausrudern, um zu sehen, dass wir einen Fisch fürs Abendessen fangen.»

Es war nicht schwierig, das Boot ins Wasser zu lassen. Bald glitten sie auf den Fjord hinaus. Für Esben war dies alles ganz neu. Wohl kannte er den Fjord, aber nur von der Landseite. Auf dem Wasser war er noch nie gewesen. Und auch vom Fischen verstand er nichts. Er wunderte sich, wie unbeirrt der Mann auf die Fischreusen zuruderte, denn nur ein Holzpflockchen, das auf dem Wasser schwamm, verriet, wo sie lagen. Eine Leine verband das Holzstückchen mit der Reuse, die auf dem Grund des Fjords lag.

Die ersten beiden Reusen waren leer. Doch die nächsten waren schon voller Aale. Bald lagen sechs schöne grosse Fische auf dem Boden des Bootes. Aber Hans schien damit noch nicht zufrieden zu sein. Enttäuscht brummte er etwas vor sich hin und spähte über das Wasser.

«Was ist denn los?»

Esben konnte nicht begreifen, dass jemand mit einem solch reichen Fang unzufrieden war.

«Eine Reuse fehlt. Der Holzpflock muss sich von der Leine gelöst haben und abgetrieben sein. Wir müssten viel Glück haben, wenn wir die Reuse wiederfänden.»

Sie ruderten lange hin und her. Esben startete ins Wasser. Doch es war schwierig, etwas zu erkennen: Die

Reusen lagen auf einer Muschelbank, und der Grund war dort ebenso dunkel wie die Reusen.

Nachdem sie eine Weile herumgesehen hatten, richtete der Mann sich auf. «Komm, lass uns heimrudern! Ich verstehe es zwar nicht, aber die Reuse ist einfach fort.»

Er warf noch einen Blick auf den Fjord hinaus und stutzte.

«Da stimmt etwas nicht! Sie liegt dort hinten. Ich kann das Holzstückchen sehen, aber dort habe ich sie nie ausgelegt, und abgetrieben kann sie deswegen nicht sein, weil sie dann gegen die Strömung geschwommen wäre. Mal sehen, was da los ist?»

Hans ruderte, und Esben sass im Bug und beobachtete das Holzklötzchen, das ruhig auf dem spiegelglatten Wasser schwamm. Der Grund hatte sich verändert. Sie befanden sich nicht mehr über der Muschelbank, sondern über Sandboden. Da sah Esben die Reuse unten am Grund.

«Hans! Da... da schau, ein Riesenfisch!»

Ja, es war ein riesiger Fisch, auch Hans war überrascht. Flink warf er den Ankerstein aus und lehnte sich über die Bootswand.

«Ich muss hinunter. Es ist ein Lachs, der grösste, den ich je im Fjord gesehen habe. Er sitzt mit den Kiemen in der Reuse fest.»

Hans hatte seine Kutte ausgezogen und stand jetzt nackt in der Sonne. Mit einem Fuss trat er auf die Boots-

kante. Dann sprang er ins Wasser, das ihm nur bis zur Brust reichte. Der Lachs schlug mit dem Schwanz um sich, um zu entkommen, aber seine Kiemen sassens unrettbar in der trichterförmigen Öffnung der Reuse fest. Hans packte die Reuse mit der einen Hand und versuchte, den Schwanz des Fisches zu erwischen. Endlich gelang es ihm. Er klemmte den Schwanz des Fisches unter seinem Arm fest, und damit war der Kampf beendet. Hans warf den Fisch und die Reuse ins Boot.

«Los, Esben, halt ihn fest!»

Esben warf sich über den Lachs und hielt ihn, während Hans ins Boot zurückkletterte. Einen Augenblick später lag der Fisch still auf dem Boden und rührte sich nicht mehr.

«Ich glaube, du hast mir Glück gebracht, Freundchen! Lass uns heimrudern. Wir haben es heute gut gemacht.»

Dann glitten sie zum Ufer hinüber. Esben sass auf dem Boden des Bootes und schaute sich den Fisch an. Behutsam liess er seinen Zeigefinger über die blanken Schuppen gleiten.

«Er ist schön...»

«Ja, und tapfer war er auch. Er hat gut gekämpft.»

Plötzlich musste Esben wieder an den Scheiterhaufen und die Schreie denken. Nichts von dem, was er am Vormittag erlebt hatte, konnte ihn mehr ablenken. Er spürte ein wür-

gendes Gefühl im Hals, in seinen Augen brannte es.

Dann brach er in Tränen aus.

Hans liess ihn weinen, bis sie mit den Fischen oben zur Hütte kamen. Da legte er seine Hand auf die Schulter des Jungen:

«Komm mit hinaus in die Sonne, erzähl mir alles von Anfang an!»

*

Das Buch *«Hexenfieber»*, aus dem wir mit Erlaubnis des Benziger-Verlages, Zürich, die Textprobe abgedruckt haben, wurde mit dem Jugendbuchpreis des dänischen Lehrerverbandes ausgezeichnet. Mit Recht: Spannend, in einer knappen und eindrücklichen Sprache erzählt Leif Esper Andersen von Menschen, die in ihrer Angst und Unwissenheit jene grausam verfolgen, die anders sind als sie.

Anders als die andern ist auch der junge Azio, Held des Buches *«Azio und der Zauberer»*, in dem Jean-François Pays meisterhaft das entbehrungsreiche Leben der Hak-Ana, der Rentierleute in grauer Vorzeit, schildert. Unter den braunhaarigen Menschen wächst Azio heran, dem wegen seiner unbekanntenen Herkunft und wegen der blauen Augen und hellen Haare unheilvolle Zauberkräfte zugeschrieben werden (Herder-Verlag, Freiburg im Breisgau).

Das neue Buch von Inka von Muralt,

«Als die Sterne dunkel wurden», spielt wieder in Australien, dem Land, das die Autorin aus eigener Anschauung bestens kennt. Um 1850 bricht auch in diesem fernen Land der Goldrausch aus: Ballarat in der damaligen britischen Kolonie Victoria entpuppt sich nicht nur als das reichste Goldfeld, es wird auch Schauplatz blutiger Auseinandersetzungen. Schuld daran ist nicht nur die Gier nach dem kostbaren Metall, sondern ebenso auch gesellschaftliche Vorurteile und der herrschende Standesdünkel (Schweizer Jugend-Verlag, Solothurn).

Habt ihr schon etwas gehört vom Erzähler Charles Sealsfield? Er wurde 1793 geboren, zog mit 30 Jahren nach Nordamerika und sammelte auf zahlreichen Reisen jene Eindrücke, die er in seinen Abenteuerbüchern niederschrieb. Sein bekanntester Roman, *«Das Kajütenbuch»*, liegt jetzt in einer bemerkenswerten Neuausgabe vor: Da trifft sich eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft in Kapitän Murkys Behausung. Bei Kerzenlicht wird gezecht und diskutiert, und jeder erzählt eine Geschichte. Was aber Oberst Morse aus Texas von seiner Begegnung mit dem Mörder Bob erzählt, stellt alles andere in den Schatten (Herder-Verlag, Freiburg im Breisgau).

Walter Matthias Diggelmann

Ali Alois

Beat Brechbühl hat mit seinen Geschichten vom Schnüff bewiesen, dass er nicht nur für Erwachsene, sondern auch für die Jungen schreiben kann. Nun hat er einen ungewöhnlichen Versuch gewagt: Er bat Schweizer Schriftsteller, die sonst nur für Erwachsene schreiben, um Geschichten für Kinder und gab diese unter dem Titel «Der Elefant im Butterfass» heraus. Mit Erlaubnis des Benziger-Verlages, Zürich, drucken wir eine Kostprobe aus dem originellen Jugendbuch ab:



Er hiess Alois, aber er hasste diesen Namen. Er nannte sich deshalb Ali. Den Namen Alois hatten ihm die Eltern gegeben, weil der Vater seines Vaters, also der Grossvater, ebenfalls Alois geheissen hatte. Und dieser Grossvater musste ein grosser Mann gewesen sein. Der hatte es nämlich zu etwas gebracht. Ganz klein hatte er angefangen. Als armer Bauernbub vom Bündnerland war er in jungen Jahren nach Zürich gekommen. Er hatte keinen Beruf erlernt, aber er war gescheit und kräftig. Er hatte als Hilfsmechaniker in einem Velogeschäft angefangen, hatte es zum Werkstattleiter gebracht, dann hatte ihn der kinderlose Besitzer zum Nachfolger bestimmt, und er hatte nach dem Tod seines väterlichen Freundes und Gönners aus dem kleinen Velogeschäft ein Grossunternehmen gemacht. Er handelte mit Motorrädern und später auch mit Autos. Er hatte im Laufe der Jahre in allen grösseren Städten der Schweiz Filialen errichtet. Und am Ende seiner Tage war er beinahe Millionär. Darum musste Ali Alois heissen. Auch Alis Vater hiess Alois wie der Grossvater.

«Alois», sagte sein Vater Alois, «ist ein grosser Name. Dein Grossvater hat Alois geheissen, und er hat mit nichts angefangen. Alois muss für dich ein Vorbild sein.»

Alis Vater führte ein strenges Regime sowohl im Geschäft als auch

daheim. Das hatte er von seinem Vater gelernt. Und weil er dank dieser Erziehung ein lebensstüchtiger und ehrenhafter Mann geworden war, dachte er wohl, das sei eine gute Erziehung gewesen, und seine Kinder brauchten eine ebensogute Erziehung. Er regierte mit «Zuckerbrot und Peitsche». Waren die Kinder brav und gehorsam, lobte und beschenkte er sie. Waren sie aber ungehorsam oder erfüllten sie seine Erwartungen nicht, bestrafte er sie hart. Er schlug sie nicht. Auch Alis Grossvater hatte nicht geprügelt. Alis Vater verhängte zur Strafe Zimmerarrest. Vom Samstag nach der Schule bis Montagmorgen durfte dann Ali sein Zimmer nicht verlassen. Die Tür wurde von aussen verriegelt. Das Dienstmädchen brachte die Mahlzeiten auf das Zimmer, und wenn Ali aufs Klo musste, dann musste er an die Tür klopfen, und das Dienstmädchen oder die Mutter öffnete die Tür und begleitete ihn bis zum Bad und wieder zurück bis zu seinem Zimmer. Wenn Alis Vater sehr böse auf ihn war, musste Ali, das ungehorsame Kind, während des Arrestes zum Beispiel fünfhundert Mal schreiben: «Ich bereue, was ich getan habe.» Aber auf der anderen Seite sparte Alis Vater auch nicht mit Lob und grosszügigen Geschenken. Eines Tages kam Ali nach Hause und sagte beim Mittagessen: «Papa, ich habe einen Wunsch.»

«So», antwortete der Vater, «du hast einen Wunsch. Und was für ein Wunsch ist das?»

«Sergio möchte auch ein Velo.»

«Sergio?» fragte der Vater. «Wer ist Sergio?»

«Mein Freund.»

«Du hast uns noch nie von ihm erzählt. Sonst bringst du deine Freunde immer nach Hause und stellst sie uns vor.»

«Sergio ist noch nicht lange mein Freund. Seine Eltern sind erst vor zwei Monaten zugezogen.»

«Aha», sagte der Vater, «also Fremdarbeiter?»

«Nein, Tessiner. Aber das macht doch nichts. Oder?»

«Nein, nein, das macht gar nichts. Ich habe nichts gegen die Tessiner.»

«Sie sind arm», sagte Ali.

«Die Tessiner?»

«Sergios Eltern. Sergio hat noch vier jüngere Geschwister. Sein Vater ist Hilfsarbeiter.»

«Wir brauchen auch Hilfsarbeiter.»

«Aber Sergio möchte ein Velo. Er geht mit mir zur Schule. Wir haben alle Velos. Nur Sergio hat keines.»

«Dann hat er eben keines. Man kann auch ohne Velo leben.»

«Aber das ist doch ungerecht, Papa. Wir alle haben eines, und Sergio hat keines.»

«Das ist nicht ungerecht, sondern das ist der Lauf der Welt.»

«Und wenn ich ihm eines schenken würde?»

EIN GLÜCK GESUND ZU SEIN
EIN GLÜCK GUT VORGESORGT ZU HABEN!



Vertrauensvoll in die Zukunft mit einer Krankenversicherung bei der Konkordia.
Die Konkordia:
günstig und loyal

Schweizerische Kranken- und Unfallkasse

KONKORDIA

Zentralverwaltung
Tel. (041) 24 22 88

6002 Luzern
Bundesplatz 15



«Das kannst du, wenn du kannst.»

«Du kannst doch mir eines schenken, und ich schenke es Sergio.»

«Ich habe dir schon eines geschenkt, du brauchst nicht zwei», sagte der Vater.

«Ich will nicht zwei, ich habe ja gesagt, ich würde das zweite Sergio schenken. Damit auch er ein Velo hat.»

«Du kannst dein Taschengeld sparen, und wenn du genug gespart hast, kaufst du in unserem Geschäft ein Velo für deinen Sergio. Ich gebe dir Rabatt, sagen wir vierzig Prozent.»

Ali sprang plötzlich auf, ergriff seinen Teller und schmetterte ihn auf den Boden. Er schrie:

«Du bist ein ekelhafter Kerl!»

Alis Vater blieb ruhig. Er sagte nur:

«Zimmerarrest von Samstagmittag bis Montagmorgen. Der Plattenspieler wird entfernt, Bücher, ausser den Schulbüchern, gibt es keine. Du hast Zeit, fünfhundertmal zu schreiben: (Mein Vater ist ein ekelhafter Kerl.)

Und jetzt schweig. Ich will nichts mehr von diesem Sergio hören.»

Ali konnte nicht einmal weinen, so zornig war er. Ali wehrte sich nicht, als der Vater ihn in sein Zimmer einschloss, und Ali schrieb auch fünfhundertmal: «Mein Vater ist ein ekelhafter Kerl.»

Sergio bekam das Velo trotzdem. Ali stahl eins beim Velohändler im Nachbardorf. Das war nicht schwierig. Der Velo- und Mofahändler

kannte Ali. Er kannte vor allem Alis Vater. Und er hätte nicht einmal im Traum daran gedacht, Ali könnte mit einem vor der Werkstatt auf dem Trottoir ausgestellten Velo davonfahren. Er bemerkte den Diebstahl erst am Abend, als er seine Velos wieder hereinnahm, und er rief sogleich den nächsten Polizeiposten an. Er sagte aber auch, das sei für ihn nicht weiter schlimm, denn er sei gegen Diensthahl versichert.

Ali übergab Sergio das gestohlene Velo nicht selber. Er hatte durch Fernseh-Krimis gelernt, wie Gangster Drohbriefe basteln. Sie schneiden aus Zeitungen die für sie brauchbaren Wörter heraus und stellen sie dann in neuer Reihenfolge zusammen. Das tat auch Ali. So bastelte er in seinem Zimmer den kurzen Brief: «Für dich, Sergio, ein Velo von einem Freund.»

Sergio war glücklich, seine Eltern waren gerührt. Am glücklichsten aber war Ali.

Doch das Glück dauerte nur ein paar Wochen. Durch Zufall fand die Polizei, die eigentlich gar nicht richtig gesucht hatte, das gestohlene Velo – und den Dieb. Nämlich Sergio. Und obwohl Sergio den anonymen Brief vorzeigen konnte, glaubte ihm kein Mensch, die Mitschüler nicht, und die Lehrer schon gar nicht.

Die Jugendanwaltschaft und die Vormundschaftsbehörde wurden eingeschaltet. Sergio beteuerte seine

Unschuld, aber schliesslich glaubten ihm nicht einmal mehr seine Eltern. Ali wusste in den ersten Tagen nicht, wie er sich verhalten sollte. Mit einem Schlag war ihm klar geworden, was Diebstahl bedeutet. Und dann der Triumph seines Vaters: «Und so einem kleinen Dieb hätte ich ein Velo schenken sollen? Nein, Alois, der Junge verdient unsere Hilfe nicht.»

Ali schwieg. Er musste nachdenken, er musste sich einen Plan zurechtlegen. Schon redete man davon, Sergio's Eltern seien nicht fähig, ihren Sohn richtig zu erziehen, das beste wäre wohl, Sergio in ein Erziehungsheim zu geben.

Ali konnte erst gegen Morgen einschlafen. Aber wenigstens schlief er mit einem klaren Plan im Kopf ein. Am nächsten Morgen bei Schulbeginn, als der Klassenlehrer eingetreten war, stand Ali auf und sagte: «Ich habe das Velo gestohlen. Ich habe diesen kurzen Brief gebastelt. Sergio ist unschuldig.»

Kein Mensch glaubte Ali. Die Mitschüler nicht, die Lehrer nicht, die Polizei nicht, der Velohändler nicht und Alis Vater schon gar nicht.

«Papa», sagte Ali, «glaub mir, ich bin es gewesen, nicht Sergio. Ich bin der Dieb. Und von mir aus kannst du mir ein Jahr Zimmerarrest geben. Und ich schreibe dir fünftausendmal: <Ich bin ein Dieb.> Bitte, Papa, sorg dafür, dass Sergio nichts passiert.»

Der Vater antwortete nicht. Während Tagen sprach er nicht mehr mit Ali. Und in der Schule lächelten sie über Ali. «Ein Herrnsöhnchen, das sich wichtig machen will», sagten sie. Aber genau das konnte Alis Vater nicht vertragen. Er ging zur Polizei und sagte: «Mein Sohn hat das Velo geklaut. Ich weiss es heute. Und ich weiss auch warum. Es ist meine Schuld. Gebt meinem Sohn das Recht, der Schuldige zu sein. Und dann Gras darüber. Und Sergio wird sein Velo bekommen, heute noch.»

Alis Vater änderte sich. Nicht von heute auf morgen, aber allmählich. Ohne Erklärung nannte er Alois nicht mehr Alois, sondern Ali. Und eines Tages sagte er:

«Ali, du musst keine Angst haben. Du musst nicht so werden wie ich. Du musst du werden. Das ist gut.»

*

Ali hat wahrhaftig einen einsichtsvollen Vater. Weniger Glück hat Hugo, der Held des Buches »*Hugo haut ab*« von Richard Parker: Wegen der ständigen Streitigkeiten zu Hause reisst er eines Tages aus. Seine anonymen Telefonanrufe sollen den Anschein erwecken, er sei gekidnappt worden; in Wirklichkeit aber will er damit seine Eltern zur Vernunft bringen. Mit Hilfe eines Mädchens gelingt es ihm, für einige Tage unterzutauchen, doch die Furcht vor

einem geheimnisvollen Fremden und seinem angriffigen Hund treiben ihn bald wieder aus seinem Versteck (Rex-Verlag, Luzern).

Im Band «*Das Mädchen ohne Namen*» erzählt die bekannte schwedische Jugendbuchautorin Gunnel Beckman die schöne Geschichte einer ungewöhnlichen Mädchenfreundschaft: Sara wird neugierig, als im Nachbarhaus ein Ehepaar mit einem fremdartigen Mädchen einzieht. Merkwürdigerweise scheut das Kind vor Sara zurück, und als man es nach seinem Namen fragt, rennt es weg und schreit: «Ich will nicht Mary heissen!» Aber Sara lässt nicht locker, sie freundet sich mit Mary an, darf jedoch nicht nach dem schrecklichen Erdbeben in Persien fragen, bei dem sie alle ihre Verwandten verlor (Schweizer Jugend-Verlag, Solothurn).

Eine spannende Pferdegeschichte für junge Leute schrieb die Schweizer Jugendschriftstellerin Jeanne Schlageter: «*Goldina muss siegen*». Lebensnah sind die Hauptpersonen gezeichnet: die Bäuerin vom Raffael-Hof und ihre pferdebegeisterten Söhne, das geheimnisvolle Mädchen Arlette mit dem Blick einer Zigeunerin und der «Vagabund» Kaiser, der fremd ist im Dorf und über den allerlei gemunkelt wird. Die spannende Geschichte spielt in der urtümlichen Naturlandschaft der Freiberge (Albert Müller-Verlag, Rüschtikon).

Von Erika Ziegler-Stege ist wieder ein neues Pferdebuch erschienen. Es trägt den Titel «*In Freundschaft, Deine...*» und erzählt von der vierzehnjährigen Crissi und ihrem verständnisvollen Onkel und vier Jungen, die alle von Pferden begeistert sind. Die Buben lernen reiten, helfen mit bei der Pflege der Pferde und engagieren sich voll, als es darum geht, den Verkauf der Tiere zu verhindern (Albert Müller-Verlag, Rüschtikon).

Nach fünfzehn Jahren fühlt man sich stark genug, Aufgaben der Erwachsenen zu übernehmen. Wie Paul, der Held des lebensnahen Jugendbuches «*Der Dompfaff*», das die Schweizer Jugendbuchautorin Helen Stark-Towilson verfasst hat: Paul ist ein ganz normaler Bursche, er hat gute Freunde, treibt Sport, schwärmt für Griechenland, liest gern und ist in ein nettes Mädchen verliebt. Und manchmal vertritt er seinen Vater, der als Küster arbeitet. Als der Vater erkrankt, übernimmt er dessen Aufgabe in der Pfarrei ganz. Doch nach dem unerwarteten Tod seines Vaters scheint ihn plötzlich alle innere Sicherheit und Gelassenheit verlassen zu haben, und er muss sein Leben und seine Lebensaufgabe ganz neu überdenken (Verlag Sauerländer, Aarau).

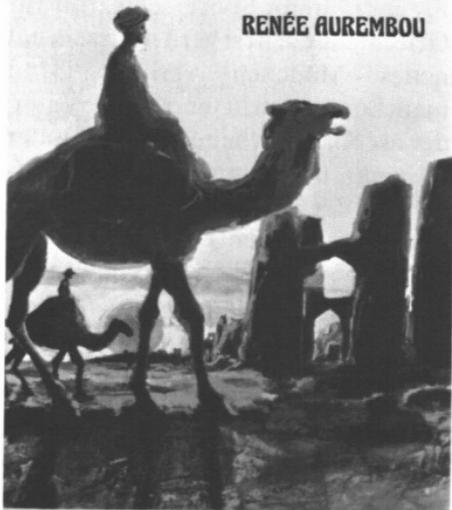
Renée Aurembou

Was plant Ahmad?

Der französische Archäologe Frédéric Dancourt ist seit Monaten in Afghanistan verschollen, wo er die toten Städte in der Wüste des Seistan erforschen wollte. Seine beiden Söhne Marc und Gilles ertragen die Ungewissheit nicht mehr länger und starten eine Suchaktion. Freundlich werden sie in Zahedan vom mächtigen Khan Sahb Hadji aufgenommen. Der gibt ihnen sogar seinen Sohn Ahmad als ortskundigen Führer mit.

Vermißt in Afghanistan

RENÉE AUREMBOU



Schweizer Jugend-Verlag

Wir verliessen Zahedan im Morgenrauen, zu jener Stunde, die die dünnen Hügel rund um die Stadt mit den Farbtönen der Malve überzog. Rasch vergingen die ersten Stunden der Reise. Ich sass auf der Rückbank, von Freude überwältigt, trunken. In seinem bequemen Khakihemd, den linken Arm lässig auf das Fenster gestützt, steuerte Gilles den Wagen. Trotz der grossen dunklen Brille kniff er die Augen zusammen, der Sand reflektierte die Sonnenstrahlen sehr stark.

Neben ihm sass Ahmad; er hatte die grosse gelbe Karte mit den barbarischen Namen auf den Knien ausgebreitet. Kaum zwanzig Worte hatten sie bisher miteinander gesprochen, die beiden!

Ab Zahedan fuhren wir durch offene Wüste, auf einer trostlos geraden Strasse. Allmählich ging sie in eine undefinierbare Piste über, die nur an schwachen Reifenspuren und den Abdrücken von Kamelhufen zu erkennen war.

Wir schleppten eine helle Staubwolke hinter uns her, und die viel zu grelle Sonne machte das Blau des Himmels blass. Links und rechts der Piste reichte die Wüste bis an den Horizont, brennend und unermesslich. Das war wirklich die Wüste, so wie ich sie mir immer vorgestellt hatte.

Ich unterhielt mich gerade mit Ahmad, als uns ein plötzliches Bremsmanöver nach vorn schleuderte.

«Bist du verrückt? Sollen wir uns das Genick brechen?»

«Die Piste? Ich sehe sie nicht mehr!» schrie mein Bruder und nahm die Brille ab.

Mit dem Handrücken wischte er sich den Schweiß ab, der ihm langsam über das Gesicht lief.

«Warum diese Aufregung?» fragte Ahmad. «Eine harmlose Sandverwehung, nur ein bisschen grösser als die anderen, das ist alles. Aber wie Sie schleichen, seit unserer Abfahrt! Wie eine Schildkröte...»

«Marc, kannst du meinen Platz übernehmen?» fragte Gilles schroff.

«Warum? Bist du müde?»

«Nein, aber anscheinend passt meine Fahrweise nicht jedermann...»

«Beeilen Sie sich auf jeden Fall mit dem Plätzetauschen», drängte Ahmad ungeduldig. «In der Wüste verschwendet man die Zeit nicht mit langem Palaver!»

Nein, an zu viel Liebenswürdigkeit konnte er wahrlich nicht ersticken! Er schien es sehr eilig zu haben. Bald danach fanden wir die Piste wieder, aber Schweißtropfen behinderten meine Sicht. Wenn das so weiterging, waren wir am Ende vertrocknet wie die Feigen im Schaufenster eines Gemüsehändlers. Gilles seufzte:

«Wann erreichen wir das erste Dorf?»

«Gegen Ende des Tages, wenn alles gutgeht.»

Drei Uhr nachmittags. Die Wüste flimmerte. Da Ahmad sich einer Rast widersetzt hatte, assen und tranken wir während der Fahrt: Kekse, Feigen, Zitronen und kalten Tee. Schlapp vor Hitze steuerte ich mechanisch das Auto, während unser Begleiter die Piste überwachte, mir riet, langsamer zu fahren oder zu beschleunigen, wenn frischer Sand sie zugeweht hatte. Ich konnte nicht anders, ich bewunderte ihn: Sein Vater hatte recht, er war der perfekte Reiseführer.

In diesem Augenblick stierte er auf den Horizont.

«Sehen Sie etwas?»

«Ja, die dunklen Punkte, das sind Hütten.»

Ich suchte Sand und Himmel ab und entdeckte nichts als Himmel und Sand – ausser einigen winzigen braunen Flecken, die in der heissen Luft zitterten.

Kurz vor sechs Uhr abends erreichten wir das erste Dorf in Seistan, eine kleine Ansammlung von Hütten aus gestampftem Lehm, die man auf den Sand gestellt hatte, wie auf einen gelben Teppich. Kaum hatten wir einige bärtige Bewohner erspäht, die die Neugier vor die Haustür gelockt hatte, da verschwand das Dorf schon wieder im Staub hinter uns.

Vor uns lag das Gebiet der unbeständigen und geheimnisvollen Wasser, die je nach Jahreszeit auftauchten oder verschwanden. Farblos und oh-

Eine hilfsbereite Begleiterin



soll Ihnen die Schaffhauser Reise-Apotheke sein

*Unsere verschiedenen Modelle sind in
Apotheken und Drogerien erhältlich.*

***Int. Verbandstoff-Fabrik Schaffhausen
8212 Neuhausen am Rheinfall***

ne Leben quollen sie aus dem Sand und breiteten sich aus. Kleine Rinn-
sale unbekanntem Ursprungs über-
querten die Piste, und aus dem nas-
sen Boden stieg feuchte Hitze auf.
Plötzlich zeichneten sich inmitten
dieser Sümpfe menschliche Kontu-
ren ab.

«Fischer», beantwortete Ahmad
mein Erstaunen.

«Fischer? Hier?»

«Warum nicht? Wenn es hier Fische
gibt?»

Er konnte einem auf die Nerven ge-
hen, dieser Junge, mit seiner kalten
Logik und der zur Schau getragenen
Überlegenheit. Auf einem rechtecki-
gen Binsengeflecht, das auf Pfählen
befestigt war, kauerten die Fischer.
Unermüdlich hoben sie ihr Senknetz
und tauchten es wieder in das gelbli-
che Wasser.

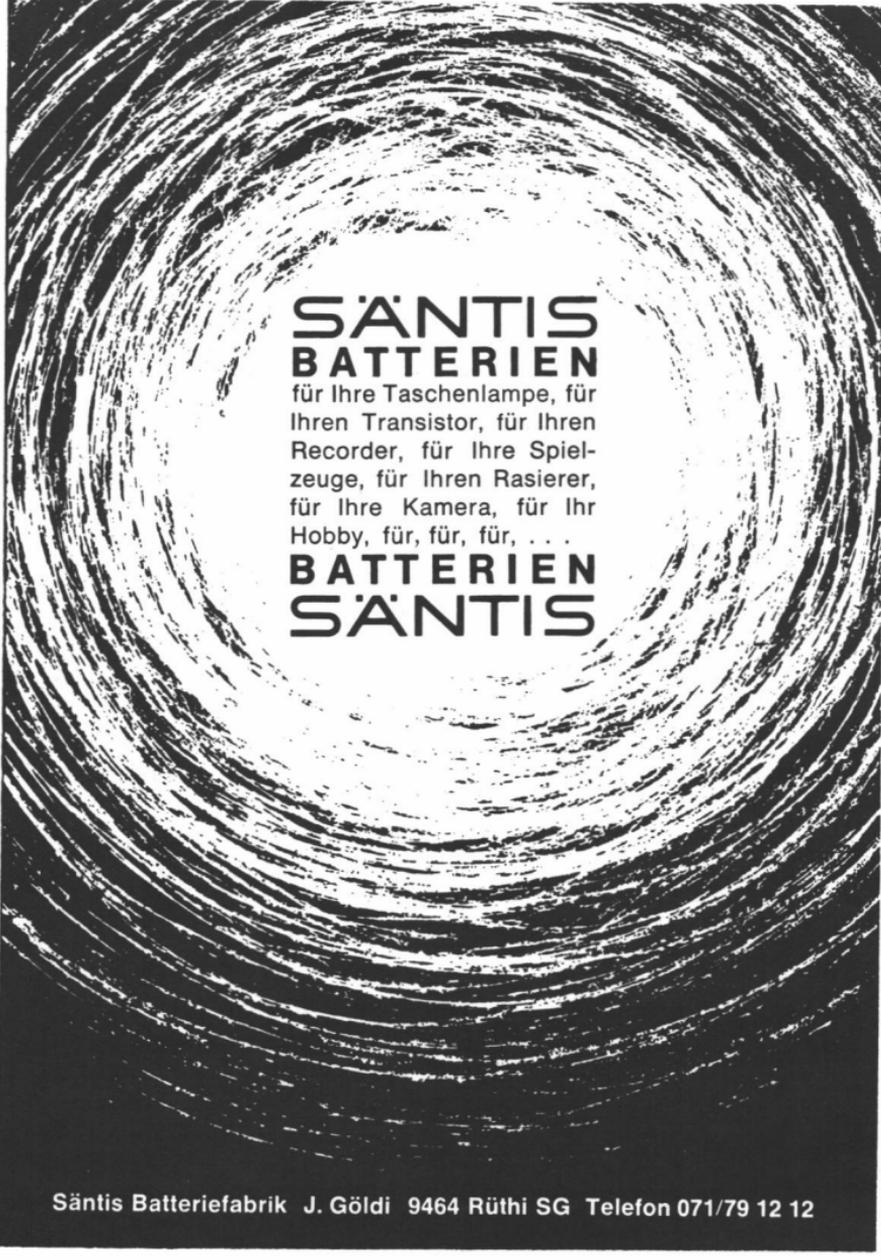
Nahe bei einem armseligen Dorf aus
einigen Hütten hielten wir etwa eine
Stunde vor Einbruch der Nacht, dies-
er Nacht, die ganz plötzlich vom
Himmel fiel, sobald die Sonne ver-
schwand. Wir hatten ein ebenes Ge-
lände ausgesucht und bereiteten un-
ter den neugierigen Blicken halb-
nackter Kinder unser Lager vor. Auf
unserer langen Fahrt sollten wir dies
noch so oft tun, dass wir bald aufein-
ander eingespielt waren... Es war
einfach: Gilles und ich schlugen die
Zelte auf, unseres und das von
Ahmad, und «bauten Betten», wäh-
rend unser Führer sich um das

Abendessen kümmerte: Teewasser
auf dem Camping-Kocher, aufge-
wärmte Gemüsekonserven, gegrilltes
Fleisch, das wir aus Zahedan mitge-
nommen hatten, und frisches Obst.
Er hatte sogar «den Tisch gedeckt»:
Auf einem Wachstuch, neben Alumi-
niumbechern und einem Stapel
«noun» sahen unsere Blechnäpfe
beinahe zivilisiert aus. Wir waren
sprachlos, und zum erstenmal seit der
Abfahrt brach er in schallendes Ge-
lächter aus, unser Koch.

«Ja, ich kann kampieren. Sie dürfen
nicht vergessen, dass ich ein Sohn der
Wüste bin!»

Wir verzehrten unser Mahl mit Ver-
gnügen, dann säuberten und verstaute-
ten wir alles – damit es nicht geklaut
wurde – und schlüpfen rasch in un-
sere Schlafsäcke. Die Nächte waren
sehr kalt, so kalt wie die Tage heiss
waren... Und diese erste Etappe hat-
te uns todmüde gemacht...

Das Frühstück am nächsten Tag, das
wieder Ahmad zubereitet hatte,
schmeckte gut: Kakao, Kekse und
Marmelade. Wir genossen es in der
Frische der rotgoldenen aufgehenden
Sonne! In einer Reihenfolge, die wir
auch später beibehielten, packten wir
Schlafsäcke, Zelte und die «Küche»
ein. Zweckmässig und rasch. Rasch
vor allem, denn Ahmad trieb uns an
und wiederholte unaufhörlich, dass
wir uns vor der grossen Hitze auf den
Weg machen müssten. Wir setzten



SÄNTIS
BATTERIEN
für Ihre Taschenlampe, für
Ihren Transistor, für Ihren
Recorder, für Ihre Spiel-
zeuge, für Ihren Rasierer,
für Ihre Kamera, für Ihr
Hobby, für, für, für, . . .
BATTERIEN
SÄNTIS

Säntis Batteriefabrik J. Göldi 9464 Rüthi SG Telefon 071/79 12 12

unsere Fahrt auf der zweifelhaften Piste fort, den ganzen Tag unter einer Sonne, die uns blendete.

Am Abend erreichten wir Sabul. Sabul! Dieser in der Avenue de l'Observatoire so oft ausgesprochene Name verhieß den Schlüssel des Geheimnisses und das Ende unserer beunruhigenden Ungewissheit... Aber leider! In dem Augenblick, in dem sich diese Stadt vor uns ausdehnte, erkannte ich in ihr nur ein kleines Wüstennest, heiss und schmutzig wie die anderen; von wegen grünende Oase meiner Träume!...

Meinem Bruder schienen solche Betrachtungen völlig fern zu liegen, er hatte nur einen Gedanken: schlafen! Ahmad brachte uns zum Stammesführer, der gleichzeitig Oberhaupt des Dorfes war. Nach einem recht kühlen Empfang erklärte sich dieser bereit, uns in einem winzigen, zellenartigen Zimmer zu beherbergen. Ich hielt es für angebracht, Gilles gegenüber zu bemerken, dass es manchmal doch gut war, in solchen Ländern einen Reiseführer zu haben. Dann stellte ich das Auto unter und inspierte es – nicht ohne Stolz! «Du tapferer Valentin, bist auf diesen zweihundert zeitraubenden, schwierigen und eigenwilligen Kilometern unverdrossen gerollt!» Am nächsten Morgen wollte ich ihn mir genauer ansehen.

Vielleicht war es dieses Vorhaben, das mich im ersten Morgengrauen aus dem Schlaf riss. Oder war es das ungewohnte, leise Klirren von Metall? Im fahlen Licht des anbrechenden Tages konnte ich einen Schatten ausmachen, der sich über die in einer Zimmerecke gestapelten Koffer beugte: die lange Silhouette Ahmads. Unter halb geschlossenen Lidern gewährte ich in seiner Hand einen Schlüsselbund. Er steckte einen Schlüssel nach dem anderen in das Schloss eines Koffers. Von Zeit zu Zeit warf er einen ängstlichen Blick auf unsere Betten. Es fiel mir schwer, ruhig zu verharren und abzuwarten, während mir das Herz wild klopfte. Das Schloss gab nach; er überflog hastig die Papiere, die der Koffer enthielt – Pläne und Routen soweit ich mich erinnerte – und schloss ihn wieder sorgfältig. Dann hob er den Vorhang, der uns als Tür diente, und verschwand! Eine böse Geschichte! Sollte ich Gilles wecken und es ihm erzählen?... Nein, das war nicht ratsam, würde nur die Atmosphäre weiter vergiften. Mein Bruder traute Ahmad ohnehin nicht... Hatte unser Führer vielleicht nur unsere Identität nachprüfen wollen, um herauszufinden, ob wir die Wahrheit sagten? Wollte er diskret nachforschen, ohne uns mit seinen Fragen zu verletzen? Sicher war es das und nichts anderes. Nur nichts dramatisieren!

Wieder beruhigt ging ich zu «Valentin», der mich draussen erwartete. Ausser einigen Dorfbewohnern, die stehenblieben und mir zusahen, ehe sie weitergingen, war niemand da... Ich vertiefte mich so sehr in meine Arbeit, dass ich zusammenzuckte, als ich Gilles plötzlich fragen hörte: «He, guten Morgen! Hättest du mich nicht wecken sollen?»

«Wozu denn? Es ist alles in Ordnung, dieser Valentin ist ein richtiges Wüstenschiff... Da kommt gerade Ahmad! Was ist denn mit Ihnen los?» Der junge Mann sah uns mit süßsaurer Miene an, er schien zwei Gesichter zu haben.

«Mit mir ist nichts los, ausser dass wir unverzüglich aufbrechen sollten. Verschiedene Leute, die ich heute morgen gefragt habe, haben mir erzählt, ein «weisser Mann», ein Gelehrter, sei allein zum Berg Radjeh im Herzen des Seengebietes aufgebrochen. In den Grotten einer Insel sollen noch verschiedene Fresken erhalten sein, seltene Zeugen der zoroastrischen Religion.»

«Zoroastrisch? Ach ja, die Religion der Sonne... Und das soll genügen, meinen Vater zu identifizieren?» erkundigte sich Gilles, weit davon entfernt, übermässige Begeisterung zu zeigen.

«Ohne Zweifel. In diese verlassenem Landstriche kommen selten Europäer! Und dann der Gegenstand der Forschung...»

«Gerade der Gegenstand der Forschung stimmt nicht überein: Mein Vater hat sich nie für Fresken interessiert und auch nicht für die Lehre Zarathustras.»

«Das ist wahr», musste auch ich zugeben.

«Und nun? Was beweist das schon?» hielt ihm Ahmad lebhaft entgegen. «Glauben Sie, dass Sie über alle Schritte von Monsieur Dancourt Bescheid wissen? Er kann seine Reiseroute und die Art seiner Nachforschungen geändert haben, oder?»

Starrköpfig erwiderte Gilles: «Es mag sein, dass er die Reiseroute geändert hat, aber dass er etwas anderes unternahm als seine geliebten toten Städte auszugraben, ist unwahrscheinlich. Das ist nicht seine Art.»

«Also wozu sind Sie beide dann bis hierher gekommen, wenn Sie nicht jede mögliche Spur verfolgen wollen?» Ich begann zu vermitteln: «Alles in allem... Warum wagen wir die Reise nicht einfach, auch wenn sie uns nichts einbringen sollte?»

Mein Bruder hatte sich gebückt und untersuchte aufmerksam einen Hinterreifen. Mit einem Ruck richtete er sich auf und erklärte:

«Einverstanden. Wenn zwei gegen mich sind, fahren wir eben.»

«Halten Sie sich in einer halben Stunde bereit!»

«In einer halben Stunde?» fragte ich. «Bis dahin kann auch das Auto fertig sein.»

«Das brauchen wir in dieser Gegend nicht», sagte der junge Mann geradeheraus. Hastig fügte er hinzu: «Ich lasse jetzt die Pferde satteln, die uns unser Gastgeber freundlicherweise borgt. Sie können den Wagen im alten Pferdestall da drüben unterstellen, dort ist er sicher. Packen Sie Ihre Koffer hinein und schliessen Sie gut zu. Nehmen Sie nur das Schlafzeug mit!»

«Aber...»

Er hatte sich so schnell aus dem Staub gemacht, dass er den Blicken meines Bruders bereits entchwunden war. Gilles explodierte:

«Für wen hält er uns eigentlich, dieser Nomade? Dieser Kerl gibt hier Anweisungen und organisiert unsere Reise, wie es ihm passt! Bei meiner Ehre, man könnte meinen, ihm läge mehr als uns daran, «Monsieur Dancourt» wiederzufinden! Und all das erklärt er in einem Ton, der mir gar nicht gefällt. Dass er sich nur nicht einbildet...»

«Komm, alter Junge, beruhige dich! Du kannst dich nachher auf dem Rücken deines Pferdes rächen, wenn dir das hilft. Was mich angeht, so habe ich gar nichts gegen einen Galopp in der Wüste! Mit diesem «Nomaden», der üblicherweise in einem Palast wohnt.»

«Ach du, dein Vertrauen grenzt schon an Dummheit! Zweifellos eine jugendliche Unzulänglichkeit, die dir bald vergehen wird...»

Ich hätte gern zurückgeschlagen, aber die Erinnerung daran, dass Ahmad im Morgengrauen unser Gepäck durchstöbert hatte, hielt mich zurück. Oh, wie vernünftig von mir, dass ich geschwiegen hatte! Leicht beunruhigt dachte ich an unser Auto. War es klug, es für einige Tage bei diesem unbekanntem Stammesführer zurückzulassen? Ich überlegte hin und her. Dann verstaute ich schleunigst meine Sachen, nachdem ich den Tee getrunken hatte, den uns ein kleiner Junge – zusammen mit trockenenem Gebäck – serviert hatte.

Gilles war wieder ruhiger geworden. «Weisst du, wo dieser Berg Radjeh liegt?» brummte er, während wir unseren «Valentin» in den «Stall» brachten. «Ja, ich habe schnell mal nachgesehen: Das ist in der Nähe von Adimi, ein winziger Fleck inmitten der Seen, westlich von Sabul, die einzige Erhebung in diesem Land des Wassers, das flach wie ein Brett ist! Man müsste den Berg von weitem sehen... Oh! Schau mal die Pferde, die da gebracht werden, wie schön sie sind und wie sie glänzen! Grossartig!»

Ahmad folgte ihnen, ruhig und selbstsicher.

«Ich habe Proviant und Wasser für zwei Tage vorbereitet. Wir brauchen nur noch das Gepäck auf die Reittiere zu verteilen.»

In Rekordzeit war alles verstaute, und unser Begleiter sprang auf den Rück-

Ein Tennisspiel für jedermann. Zuhause,
am Strand, auf der Wiese. Der weiche Ball
tut keinem weh, und nichts geht kaputt.

Family Tennis

Ein neuer (leichter) Schläger – ein neuer Pelikan Super-Ball
aus neuartigem Material, ein Alleskönner:

- langsam oder schnell
- sanft und leise
- elastisch und weich
- und er verliert nie die Luft!



Fr. 14.80

*Eines der vielen neuen
Spiele von*

Pelikan

ken seines kleinen Rappen. Mein Bruder und ich, wir erinnerten uns daran, wie wir im letzten Winter durch den Wald von Rambouillet galoppiert waren, und begannen versuchsweise mit einem leichten Trab! Ahmad, dessen Zunge sich entschieden gelockert hatte, gab uns gute Ratschläge und liess ganz nebenbei einige Komplimente fallen. «Zum Teufel!» dachte Gilles sicher. Und ich? Ich sagte mir: «Nur Mut! Man wird schon sehen...»

Es musste um die Mittagszeit gewesen sein. Den ganzen Vormittag waren wir ohne Pause durch die mit niedrigen grünlichen Dornbüscheln gesprenkelten Wüste geritten. Von Zeit zu Zeit hatte ich aus der Flasche an meinem Sattel einen Schluck Wasser getrunken. Ahmad führte unseren scharfen Ritt an; das schwarze Fell seines Pferdes glänzte vor Schweiss. Unsere Reise war wegen der ziehenden Schmerzen, die sich in der Lendengegend, in den Oberschenkeln und in den Armen bemerkbar machten, und wegen der Hitze, die durchs Hemd hindurch auf dem Rücken brannte, schon anstrengend genug, jetzt wurde sie vollends unerträglich. Um uns herum flirrte die glühende Wüste.

Ahmad hielt an, stieg vom Pferd und führte es zu einem halbwegs dichten Gestrüpp. Ich machte es ihm nach: Ich raffte alles zusammen, was mir an

Kraft und Energie noch verblieben war, um diese Illusion eines Schattens zu erreichen. Unsere Tiere schwitzten wie wir. Gilles wankte, von der Hitze betäubt. Völlig benommen liess er sich mit geschlossenen Augen in den Sand fallen. Ahmad dagegen schien es nicht so viel auszumachen, auf seinem Gesicht entdeckte man nur mit Mühe das feine Netz ineinanderlaufender Tröpfchen. Er war wirklich ein «Sohn der Wüste», und wir eben Kinder aus dem «lieblichen Frankreich». Und wie lieblich es war! Betrachtete man es aus diesem Backofen von Wüste. Unser Begleiter lächelte mir zu, als hätte er meine Gedanken erraten, ein echtes freundschaftliches Lächeln, das mich, so glaube ich, mehr erfrischte, als es eine kalte Dusche getan hätte.

«Bravo! Sie haben mitgehalten!»
«Notgedrungen! Aber wozu dieses Höllentempo?»

«Um diese schreckliche Etappe schneller hinter uns zu bringen», antwortete er, ohne weiter darauf einzugehen. Diese Antwort befriedigte mich wenig, aber ich war so müde...
«Ruhen Sie sich aus», fuhr er fort.
«Ich mache Tee...»

Kaum hatten wir den Tee getrunken, einige Fladen «noun», Konserven und frische Datteln gegessen, kehrten unsere Lebensgeister wieder. Ahmad kümmerte sich schon wieder um die Pferde. Unermüdlich, dieser Jun-

ge! Zurück in den Sattel! Die Strecke, die wir zwischen Zahedan und Sabul zurückgelegt hatten, verwandelte sich in meiner Erinnerung zu einer Spazierfahrt, und ich dachte wehmütig an das schützende Dach unseres «Valentins».

Nach und nach wurde der Durst zu meinem Hauptproblem, es war ein quälender Durst, der die Kehle austrocknete. Ich träumte von ausgedehnten Wasserflächen, blau und spiegelnd, sah um mich herum Bäume auftauchen und wieder verschwinden, hohes saftiges Gras knickte unter den Hufen meines Pferdes. Das waren sie also, die beunruhigenden und so gefürchteten Luftspiegelungen! Die Farbe des Himmels veränderte sich, tauchte die Wüste in ein sattes Rot, und die Hufe der Reittiere schienen blutbefleckt. Obwohl die Hitze nachgelassen hatte, war die Luft immer noch sonderbar drückend, erfüllt von einem undefinierbaren Geruch. Die Stille, die uns umgab, war so beklemmend, dass sich die Pferde instinktiv aneinanderdrängten. Diese schreckliche, endlose Öde floss mir Angst ein. Dort, wo der orangefarbene Ball der Sonne gleich verschwinden würde, glaubte ich geballte Schatten zu erkennen. War das schon wieder eine Fata Morgana?

«Da sind wir. Der erste Turm des Schweigens.»

Ahmads Worte hallten wie ein Echo

wider. Je deutlicher Form und Farbe des ersten Turms erkennbar wurden, um so mehr Türme tauchten auf: einer nach dem anderen, alle gleich rund, von den Strahlen der sinkenden Sonne verkupfert.

Gilles Pferd ging jetzt im Schritt, auf derselben Höhe wie meins. Ich murmelte:

«Hoffentlich bleiben wir nicht hier, an diesem düsteren Platz.»

«Wir haben hier nichts zu befürchten, mein Kleiner. Diese Türme sind nicht mehr und nicht weniger als ein Friedhof nach alter Sitte des Landes...»

«Meinetwegen. Erzähl mal!»

«Also gut. Oben auf der Plattform setzte man die Toten aus, damit die Sonne sie in Staub verwandelte und sie in den Schoss der Natur zurückkehren konnten. Das war ein Ritus der zoroastrischen Religion, aber das ist lange her, denn der Prophet Zoroaster, auch Zarathustra genannt, hat etwa sieben Jahrhunderte vor Christus in Persien gelebt, glaube ich. Er betete das Feuer an und demgemäss auch die Sonne, das Feuer des Himmels.»

Ahmad, der alles gehört hatte, mischte sich ein:

«Stimmt genau. Aber Sie scheinen nicht zu wissen, dass es noch viele Anhänger dieser Religion gibt. Ich kenne steinerne Altäre in der Wüste, wo das von den Gläubigen angebetete heilige Feuer unaufhörlich brennt.

Und ich weiss, dass es geheime Tempel gibt, in denen der Gott des Lichtes und der Reinheit noch immer verehrt wird.»

Ich starrte unseren Reiseführer an, während die Pferde wie von selbst am Fuss des ersten Turms stehenblieben. Der junge Mann liess die Zügel schleifen und fuhr fort: «Ich finde diese Dakhmas – so heissen die Türme – faszinierend. Stellen Sie sich vor, dass da oben auf der steinernen Plattform die Glut der Sonne und die Schnäbel der Geier die Seele eines Toten vom Körper befreien, indem sie alles Fleisch und damit alles Unreine von ihr lösen! Denn Zoroaster hat gesagt: «Dass man meinen Leib auf einen Stein lege unter die Decke des Lichts und das Auge der Sonne!»»

Schauernd unterbrach ich ihn: «Das ist alles schön und gut, zum Anhören wenigstens. Aber Sie wollen mir doch nicht einreden, dass immer noch Tote auf diese Türme gebracht werden?»

«Warum nicht?» antwortete er mit dünnem Lächeln. «Die Leute von hier...»

Ich schüttelte mich, von Grauen gepackt:

«Nur weg von hier! Vielleicht ertragen Sie diese Umgebung, aber ich – o nein! – ich ganz und gar nicht!»

Unser Führer sprang indes vom Pferd und erwiderte lebhaft:

«Na hören Sie mal, Marc! Eine ruhi-

gere Gegend zum Schlafen kriegen Sie nie. Ausserdem sind Sie jetzt erschöpft!»

Ich warf Gilles einen verzweifelten Blick zu. Doch mein Bruder lud bereits unser Schlafzeug ab. Ahmad hatte die Pferde angebunden, nahm ihnen die Sättel ab und tränkte sie – mit grosser Sorgfalt. Das undeutliche Licht der untergehenden Sonne streifte noch die dicht neben uns schwarz aufragenden Türme. Kaum wagte ich hinzuschauen: Niedrige Türen in den Turmsockeln schienen unverzüglich aufspringen zu wollen und den Weg zu unheilvollen Treppen freizugeben.

«He, Marc! Willst du die Nacht im Sattel verbringen? Komm lieber und hilf uns ein bisschen!»

Gerade als meine Füsse den Boden berührten, entdeckte ich neben einem der nächsten Türme Gestalten, schemenhaft, gespenstisch, die augenblicklich wieder verschwanden. Mein Entsetzensschrei schreckte meine Begleiter auf.

«Was ist los?»

«Da, schaut nur! Da ist... da hat sich etwas bewegt...» Ganz ruhig nahm mich Ahmad bei den Schultern:

«Sie sind wirklich übermüdet. Bei diesen Türmen da drüben ist nichts, absolut nichts. Nicht wahr, Gilles?» Mein Bruder zuckte die Schultern.

«Sicher nicht. Aber dieser Tag war mörderisch, für alle...»



Kern Prontograph der perfekte Tuschefüller



Kern & Co. AG, 5001 Aarau
Vermessungsinstrumente
Photogrammetrische Geräte
Zeicheninstrumente
Foto- und Kinoobjektive

Als nach dem Essen jeder in seinem Schlafsack lag, das Gesicht dem schwarzen Himmel zugewandt, senkte sich wieder die Stille über uns. Undeutlich erkannte ich die Turmschatten: den, der über uns lag, und die anderen mit ihrem grausigen Mysterium. Ich dachte an die Gestalten, die ich flüchtig gesehen hatte, und die heimtückische Angst kehrte wieder. Meine zwei Begleiter schliefen bereits, die Glücklichen! Wie sehr vermisste ich den Schutz unseres Zeltes, auch wenn er noch so spärlich war! Ich zog mir die Decke über den Kopf... Ein feines Geräusch liess plötzlich mein Herz schneller schlagen. Ich wagte einen vorsichtigen Blick: Der Mond, der wie eine Sichel am Himmel stand, erleuchtete die trostlose Landschaft ausreichend und machte mir Mut. Ich sah die Umrisse von Ahmad! Er schlich zum «Turm der Gespenster»! Sollte ich ihm nachschleichen? Alles schien mir jetzt besser als diese Angst und die Schlaflosigkeit.

Leise huschte ich durch die sich allmählich abkühlende Nacht, bis mir der berühmte Turm Deckung bot. Dicht an die noch warme Wand gedrückt verharrte ich. Da war unser Reiseführer. Im Flüsterton sprach er mit zwei Männern, zwei verkommenen, zwielichtigen Gestalten, soweit ich das erkennen konnte. Das waren also meine angeblichen Gespenster! Einer von ihnen wies wiederholt mit

der Hand Richtung Westen. Dann hob Ahmad drohend den Arm... Ich begann zu schlottern – aus Furcht, nicht etwa vor Kälte!

Als ich mich wieder in die zweifelhafte Sicherheit meines Schlafsackes verkrochen hatte, atmete ich auf. Nichts als Geheimnisse! Dieser Junge beunruhigte mich immer noch. Doch auf einmal überwältigte mich selbst in dieser Wüstennacht der Schlaf.

Im Morgengrauen tranken wir kochend heissen Tee. Ahmad hatte ihn völlig unbekümmert zubereitet. Aua! Mein Kreuz schmerzte, meine Oberschenkel taten weh! Dennoch setzten wir bald unseren Ritt fort. Die Türme des Schweigens erhoben sich einer nach dem anderen aus dem Dunst, durch den manchmal der unheilverkündende Schrei eines Geiers drang. Dann konnte ich sie sogar erkennen, diese Vögel des Todes, wie sie langsam über einer Plattform kreisten. Ich dachte lieber nicht weiter, sondern zog es vor, meinem Pferd die Sporen zu geben, ohne mich ein einziges Mal umzudrehen. Ohne jedes Gefühl für Zeit und Raum bewegten wir uns vorwärts. Bald brachen wieder Sonne und Hitze über uns herein.

Ahmad schien es nun weniger eilig zu haben als am Tag zuvor. Hing diese Veränderung etwa mit dem nächtlichen Rendezvous zusammen? Denkbar war es. Auch davon hatte ich mei-

nem Bruder nichts erzählt, schliesslich hatte der Junge ja ein Recht darauf, Geheimnisse vor uns zu haben. Hatten diese Leute in der Nacht vielleicht nur einen Toten zum Turm gebracht? Dennoch, eine merkwürdige Figur war dieser junge Iraner! Ich konnte nicht umhin, für ihn dieselbe Bewunderung zu empfinden wie früher für einen der heldenhaften Banditen aus meinen Kinderbüchern!

Den ganzen Vormittag waren wir durch eine gleichbleibende Sandlandschaft geritten. Um die Mitte des Tages etwa wurde die Luft unerträglich, feucht klebte sie uns auf der Haut: Wir näherten uns dem grossen See. Im warmen Dunst, durch den es golden flimmerte, tauchte Adimi auf. Wie an den See geklebt, zogen sich die Lehmhütten mit ihren runden Dächern am Ufer entlang. Kein Rauch, kein Laut. Trotzdem kam zwischen zwei Häusern das erstaunte Gesicht eines kleinen Jungen zum Vorschein, dann kamen die Frauen heraus – schwarz, mager und eckig, nackte Füsse unter langen Gewändern. Schliesslich erschienen die Männer, langsam und würdevoll, ein Stück Stoff um den Körper geschlungen, auf den Köpfen Turbane von undefinierbarer Farbe. Jetzt war das ganze Dorf versammelt. Man starrte uns an, bis wir verlegen wurden. Ahmad erkundigte sich nach dem Wohnsitz des Dorfältesten und liess uns in der Menge zurück. Da und

dort ein flüchtiges Lächeln, ein kleiner Junge versuchte, meinen Hut zu ergattern, und lachte schallend. Dann gingen die Leute in ihre Häuser zurück und kehrten gleich zurück: mit Tonschalen voll Milch, mit Käse, Fladen und sogar mit Wasserkannen. Es entstand Gedränge, wem sollte der erste sein Geschenk anbieten?

Als Ahmad wieder zu uns stiess, mussten wir uns lächelnd einen Weg durch diese gastfreundliche Menge bahnen; die Pferde zogen wir hinter uns her.

«Nun?»

«Geduld! Im Moment weiss ich noch gar nichts. Unmöglich, das Oberhaupt des Dorfes so mir nichts dir nichts auszufragen. Das verstösst gegen unsere Sitten, ausserdem ist gerade Siesta. Er lädt uns ein, nach einer leichten Mahlzeit in seinem Haus auszuruhen. Glauben Sie mir, es bleibt uns nichts anderes übrig, als anzunehmen...»

Bald darauf lagen mein Bruder und ich ausgestreckt in einer Hütte. Ich starrte auf das helle Rechteck vor dem Eingang. Das Licht war hart. Ich war unruhig und fühlte mich so unbehaglich, dass ich einen Entschluss fasste:

«Gilles, schläfst du?»

«Nein. Wie sollte ich? Ich schwitze aus allen Poren. Was gibt's?»

Ich senkte die Stimme, und flüsternd erzählte ich ihm alles durcheinander:

wie in Sabul unser Gepäck durchsucht wurde und von der Begegnung bei den Türmen des Schweigens. Er hatte sich auf einen Ellbogen gestützt und unterbrach mich kein einziges Mal.

«Das wundert mich gar nicht», sagte er schliesslich. «Ich hatte mehr oder weniger vermutet, dass dieser Kerl nicht aufrichtig ist. Er verbirgt uns etwas. Wo mag er uns nur hinschleppen? Bis jetzt könnten es noch Papas Spuren sein, die wir verfolgen. Ohne Zweifel!»

«Fürchtest du, dass uns etwas zustösst?»

«Das kann ich nicht sagen. Mein Verstand rät mir, nicht mit ihm zusammenzubleiben, und gleichzeitig habe ich das Gefühl, dass er uns trotz allem zu Papa führt! Halte davon, was du willst!»

*

Renée Aurembou hat sich mit ihrer packenden Geschichte *«Vermisst in Afghanistan»* rasch einen Platz in der vordersten Reihe der französischen Jugendbuchautoren erobert. Sie lässt Marc und Gilles nämlich nicht nur spannende Abenteuer in dem wilden Gebirgsland erleben, ihre Erzählung ist auch über weite Strecken authentisch, da ihr eine tatsächlich ausgeführte Expedition zugrunde liegt (Schweizer Jugend-Verlag, Solothurn).

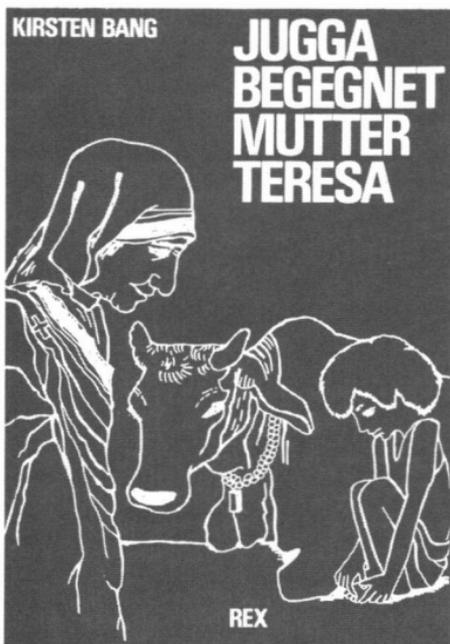
In der Wildnis der Berge Amerikas spielt die Geschichte *«Das schafft man, Litabelle!»* von Vera und Bill Cleaver aus Florida: Litabelle trägt die abgelegten Kleider ihrer wohlhabenden Verwandten aus, die in der Stadt leben. Sie sorgt für die Grosseltern, als ihr Haus in den Bergen abbrennt und Tante Sorrow, der «Kräuterdoktor», fortzieht. Sie liebt das Leben in der Wildnis, aber als die Not ihr über den Kopf wächst, da sucht sie einen Weg, die Onkel und Tanten zu zwingen, ihren alten Eltern etwas vom eigenen Wohlstand abzugeben (Verlag Sauerländer, Aarau).

Von Jean C. George, der erfolgreichen Journalistin und Jugendbuchautorin aus New York, liegt auch wieder ein neuer Band in deutscher Übersetzung vor. Er trägt den Titel *«Aufstieg zur Sonne»* und vereint wieder präzise Naturbeobachtung mit spannender Unterhaltung: Marcus Kulick verfolgt die wilden Bergziegen, Will Morgan, dessen Eltern mit den Kulicks tief verfeindet sind, stürzt nach einem Streit mit ihm zu Tode. Trotzdem tun sich Marcus und Melissa, Wills Schwester, in den Bergen zusammen. Sie beobachten gemeinsam die bedrohten Bergziegen, bedroht ist aber auch ihr Verhältnis zueinander (Verlag Sauerländer, Aarau).

Kirsten Bang

Auf dem Weg nach Benares

Nirad war ein Schuhflicker und Sandalenmacher, aber er arbeitete nicht gern. Als ihm der Nachbar das kleine Grundstück, das er geerbt hatte, abkaufen wollte, stimmte er sofort zu, so konnte er sich seinen Wunsch, eine Pilgerreise an den heiligen Ganges, endlich erfüllen. Der arme Gerber gab ihm seinen Jungen, Jugga mit den Krücken, als Begleiter mit.



Das Boot war neu abgedichtet, gestrichen und mit einem kleinen Segel versehen worden. Dann wurden einige kleine Vorratskrüge mit Mehl und Reis an Bord verstaut und ebenso Nirads Bündel mit einem zusätzlichen Lendentuch, einem Hemd und einem alten Mantel, den der Töpfer ihm überlassen hatte. Juggas Mutter hatte für ihren Knaben einen soliden leinenen Beutel genäht, den er an einem Riemen über die Schulter hängen konnte, einen richtigen Bettlerbeutel. Dazu gab sie ihm einen kleinen Blechkrug, wie ihn die Bettler verwenden, um das Geld einzusammeln. Ausserdem konnte er als Ess- und Trinkgeschirr verwendet werden. Eine alte wollene Jacke für kalte Nächte und eine zerlumpte Wolldecke, in die er sich einwickeln konnte, gehörten mit zu seiner Ausrüstung.

Die ganze Gerberfamilie und etliche andere Neugierige aus der Strasse folgten Nirad und Jugga zum Flussufer hinunter, als die Reise beginnen sollte. Mehrere brachten kleine Geschenke mit: grüne Kokosnüsse, einige Bananen, einen kleinen Sack mit gerösteten Erdnüssen. Es war ein grosses Ereignis für die armen Leute, denn zum ersten Mal seit Menschengedenken machte sich ein Bewohner der Strasse der Kastenlosen auf die Pilgerfahrt nach Benares. Ob sie wohl die beiden Pilger irgendwann wieder zu sehen bekämen? Juggas

Mutter schärfte ihrem Sohn ein, ihr auf alle Fälle einen Krug mit heiligem Wasser aus dem Ganges mitzubringen. Der Priesterbrahmane hatte dies einmal getan und war dafür sehr berühmt geworden. Nicht ganz ohne Stolz sahen der Gerber und seine Frau ihren Sohn zu dieser abenteuerlichen Reise aufbrechen. Es war kurz nach Sonnenaufgang. Der Himmel war noch rot und die Luft herrlich frisch und kühl. Die niedrigstehende Sonne spiegelte sich im stillen Wasser des Flusses und glitzerte in den Tausenden von Tautropfen in Gras und Schilf.

Jugga kletterte an Bord, und sein Vater reichte ihm die Krücken hinüber. Der zarte Knabe stand nur auf einem Bein und stützte das andere Knie gegen die Ruderbank, und so konnte er den einen der beiden Riemen vorwärtsstossen. Nirad sprang an Bord und ergriff den zweiten. Das Netz und weiteres Gerät zum Fischen lag schön geordnet im Vordersteven. Nirad richtete sich auf und warf einen Blick zum Ufer hinüber. Es war ein grosser Augenblick – zum ersten Mal stand der arme Schuhmachersohn im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Die Leute winkten, Juggas Mutter brach in Tränen aus. Sein Vater rief mit lauter Stimme: «Auf Wiedersehen», und erbat den Segen der Götter für die beiden kühnen Reisenden: «Mögen alle guten Geister dich schützen, mein Sohn

Jugga», rief er; «ich will ein Huhn für dich opfern beim Altar Kengammas!»

Jugga winkte. Er hatte einen Kloss im Hals. Würde er sie je wiedersehen, seinen Vater und seine Mutter? Und alle seine Geschwister? Und die alte graue Ziege, die gestern im Triumph vom Feld des Geldausleihers heimgeholt worden war? In diesem Augenblick fühlte er sich sehr klein und ängstlich. Die Leute hinten am Ufer waren schon ganz klein geworden; die Strohdächer des Dorfes verschwanden hinter den Kronen der Palmen. Jetzt verbarg das hohe Schilf und Röhricht den letzten Blick auf das bekannte Flussufer mit Familie und Freunden, dann ging die Fahrt in die grosse Welt hinaus, dem heiligen Fluss Ganges zu, Richtung Benares!

Das Abenteuer hatte begonnen.

Den ganzen Tag stiessen sie sich vorwärts, ruderten und trieben die Krümmungen des kleinen Flusses hinunter, und noch immer waren sie in bekannten Gewässern. Nirad war oft in dieser Gegend beim Fischen gewesen.

«Drüben hinter den Schlammböden liegt ein grosses Dorf», erklärte er plötzlich. «Du kannst einige Frauen da unten stehen und Kleider waschen sehen. Sie schlagen die Wäsche gegen ein paar grosse Steine. Es sind keine guten Menschen, die da woh-

nen. Sie wollten mich nicht hier fischen lassen. Sie pflegten mich wegzujagen mit Schreien und Gebrüll. Aber heute dürfen sie kommen; wenn ich ihnen erzähle, dass wir auf einer Pilgerreise nach Benares sind, dann werden sie wohl glotzen und staunen. Das hätten sie nicht vom armen Nirad erwartet – ich möchte fast, dass einige kommen!»

Aber sie trafen an diesem Tag keine Fischer.

Es war ein heisser Tag. Die wärmste Zeit des Jahres näherte sich. Der Frühling war dabei, in den Sommer überzugehen, und man ahnte schon die kommende Trockenheit. Der Fluss war an vielen Orten ganz schmal, das Wasser lief zwischen breiten Schlammböden hindurch, und grosse Inseln braungelben Schlammes sperrten gelegentlich die Fahrinne. Aber das kleine, flachbodige Boot fand immer einen Weg vorwärts. Ohne Wind trieb es mit dem Strom dahin. Nirad richtete seine Angelschnur, versah sie mit einem Köder und warf sie vom Hintersteven aus. Er und Jugga hatten jetzt nichts weiter zu tun, als das Boot durch Rudern von den Schlammböden und Schilfbeständen fernzuhalten. Im übrigen konnten sie sitzen und auf das Anbeissen der Fische warten. Das war eine angenehme Art, sich die Zeit zu vertreiben.

Als die Sonne hoch am Himmel stand und ihre glühenden Strahlen

auf den kleinen Fluss hinunter schickte, kam Nirad auf den Gedanken, das Segel über den vorderen Teil des Bootes zu spannen. Dann legte er sich in den Schatten, um seinen Mittagsschlaf zu halten, während er Jugga den Auftrag gab, das Boot vorwärtszustossen und oben drein ein Auge auf die Angelschnur zu haben. Dieser war stolz auf das in ihn gesetzte Vertrauen. Und Nirad, zufrieden, einen so eifrigen Helfer mit auf die Reise bekommen zu haben, legte sich auf seiner Decke zu recht und döste bald ein.

«Ob es hier Krokodile gibt?» dachte Jugga mit einem kleinen Schaudern. Man erzählte zu Hause, dass es hier und da in den Flüssen dieser Gegend Krokodile gab, aber niemand hatte während der letzten Jahre etwas davon gesehen. Sie wurden gejagt, weil ihre Haut so kostbar war. In den Schilfwäldern der grossen Flüsse, besonders im Ganges, gab es immer noch viele Krokodile, hatte Nirad erzählt. Jugga gebrauchte seine Augen gut; es gab viel zu sehen: Den seichten, lehmigen Ufern entlang wanderten rosarote Flamingos, und es gab noch viele andere hochbeinige Watvögel, die er nicht kannte. Eine Entenfamilie mit grossen Entlein segelte vorbei, eine Schar Geier kreiste und flatterte irgendwo über einer kleinen Insel, wo wahrscheinlich ein totes Tier angetrieben worden war. Die unbarmherzige Hitze machte ihn

ganz wirr im Kopf. Nirad hatte es gut, dass er drinnen im Schatten lag. Dann kam Jugga auf die Idee, seine Decke über den Kopf zu ziehen. Es schirmte ihn ein bisschen gegen die stechenden Strahlen ab.

Immer wieder zog er die Angelschnur ein, um nachzusehen, ob ein Fisch angebissen hatte. Drüben auf den Feldern hinter dem hohen Flussufer arbeiteten viele Leute. Sie hatten es eilig, das spärliche Wasser durch kleine Kanäle und Gruben auf die Reisfelder zu leiten. Bald war es Zeit, den Reis zu ernten und das Zuckerrohr zu schneiden. Dann wurde es in grossen Bündeln auf den Rücken der Esel oder Kamele geladen. Jugga bekam Lust, in ein saftiges Stück Zuckerrohr zu beissen. Heute abend könnte man sich im Dunkeln gewiss auf ein Zuckerfeld schleichen und ein paar Rohre erwischen.

Endlich hing ein kleiner Fisch am Angelhaken. Er zog ihn eifrig ein, löste ihn ab und warf ihn auf den Boden des Bootes, wo ein wenig Wasser unter den Bodenbrettern schwappte. Dort lag er mit dem Schwanz zukend und schnappte nach Luft. «Nirad!» rief Jugga stolz, «ich habe einen Fisch gefangen!» Allmählich wachte Nirad auf. Er fühlte sich durch seinen langen Mittagsschlaf erfrischt.

«Fein gemacht», erklärte er und sah sich um, «wir sind schon weit gekommen! Und einen kleinen Fisch hast

du eingeholt. Nun brauchen wir noch einen vom selben Kaliber, und für unser Abendessen ist gesorgt. Jetzt will ich die Angelschnur vorbereiten.»

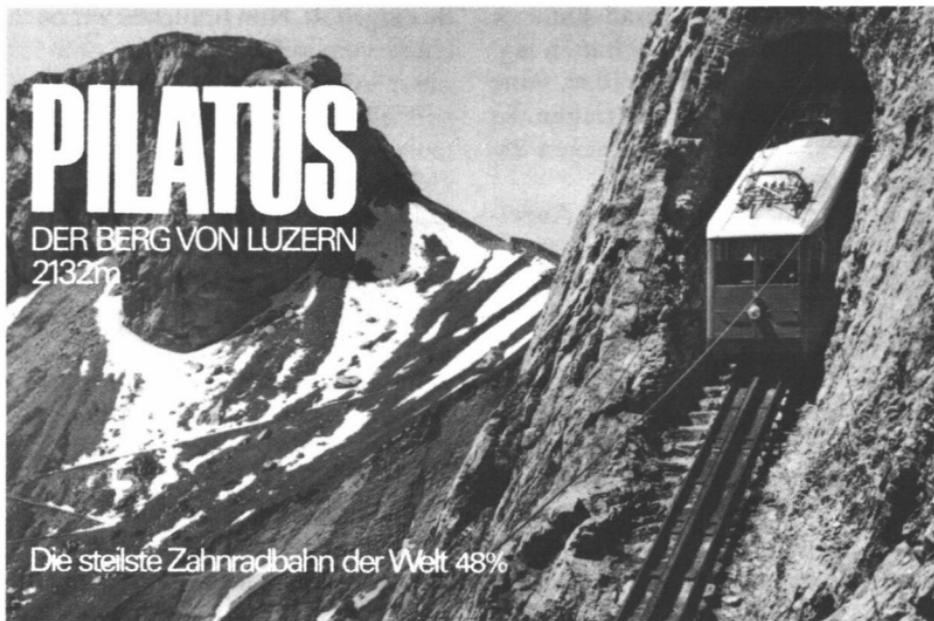
«Ich bin müde von der Sonne», klagte Jugga.

«Kriech in den Schatten hinein. Ich werde das Boot übernehmen», sagte Nirad. «Es ist jetzt nicht mehr so warm. Ich werde ein bisschen rudern, dann geht es schneller. Wir müssen die Biegung mit den grossen Banyanbäumen erreichen, bevor wir für die Nacht anlegen.»

Dann tauschten sie die Rollen: Jugga kroch hinein um zu schlafen, und Nirad übernahm das Boot. Bei Sonnenuntergang gelangten sie an die Flussbiegung, deren Ufer von hohen Bäumen bestanden war.

«Hier machen wir halt», sagte Nirad, «dieser Ort ist heilig, musst du wissen. Hier wohnt Saddhu – ein sehr frommer Mann. Wenn er überhaupt zu Hause ist. Gelegentlich macht er lange Bettlerwanderungen, aber die Dorfbewohner haben es am liebsten, wenn er hier im Wäldchen lebt. Sie bringen ihm zu essen und bitten ihn in vielen Dingen um Hilfe, und er spricht mit ihnen und lehrt und segnet sie.»

Jugga sah gespannt zu dem dunklen Wäldchen hinüber, das aus uralten Banyanbäumen bestand. Unter den breiten Kronen wuchs eine verwirrende Menge langer Luftwurzeln zur



PILATUS

DER BERG VON LUZERN
2132m

Die steilste Zahnradbahn der Welt 48%

E. Kreienbühl + Co AG
Clichés - Offsetfilme
Luzern

Erde hinunter. Es war anzusehen wie ein Zauberwald.

Unterhalb der Biegung fanden sie eine stille Bucht, wo sie an Land gingen. «Zuerst sammelst du ein bisschen Gras und Reisig, damit wir unsere Fische kochen können, und dann gehen wir nachsehen, ob der Saddhu da ist. Er hat einen kleinen Tempel. Es ist eigentlich nur ein kleiner Platz unter einem grossen Baum. Ich möchte gerne, dass er uns segnet, denn das wäre ein gutes Omen für unsere Reise.»

Jugga sammelte Brennholz, und bald loderte ein kleines Feuer unter dem Topf. Einige Knaben aus einem nahegelegenen Dorf tauchten auf dem Deich auf und bestaunten die beiden Fremden neugierig.

«Ist der Saddhu in seinem Tempel, oder ist er auf Wanderung?» fragte Nirad.

«Er ist hier», nickten die Knaben, «er ist drin im Wäldchen. Wo wollt ihr hin?»

«Wir sind auf Pilgerreise nach Benares», teilte Nirad würdevoll mit. Die Knaben gafften mit Bewunderung. Nirad und Jugga assen ihren gebratenen Fisch mit Reis.

Es war jetzt ganz dunkel geworden. Nirad löschte die letzten Gluten des Feuers und erhob sich.

«Komm, wir wollen den heiligen Mann besuchen.»

Jugga folgte ihm in das dunkle Banyanwäldchen hinein. Es war nicht

ganz leicht, mit den Krücken im Dunkeln über die knorrigen Wurzeln zu hüpfen. Bald sahen sie einen kleinen Lichtschimmer durch die krummen Stämme.

Da sass er, der heilige Saddhu, in einer rotgelben Mönchskutte. Sein Haar war lang und verfilzt. Vor ihm brannte eine kleine Wachskerze. Ein Bild von Shiva war vor dem Baumstamm aufgestellt, und das Gesicht des Gottes schien schreckeneinflössend lebendig im schwachen, flackernden Licht. Blumenkränze schmückten das Götzenbild, und eine Schüssel halb voll mit Reis stand davor.

Nirad beugte sich nieder und küsste den nackten Fuss des Saddhu, und Jugga tat das gleiche. Als er aufblickte, trafen ihn die Augen des heiligen Mannes. Sie waren klar und strahlend, und es war, als ob sein Blick tief in die Seele dringe.

Nirad schüttete ein wenig Reis von seinem Beutel in die Schüssel – damit war der übriggebliebene Reis vom Gott gesegnet. Er murmelte: «Heiliger Saddhu, wir sind zwei bussfertige Pilger auf dem Weg nach Benares – willst du uns segnen?»

Der heilige Mann sah die beiden armen Gestalten erstaunt an. «Das ist wirklich eine grosse Aufgabe, die ihr euch vorgenommen habt», sagte er, «wisst ihr, dass die Wanderung zu jener Stadt mehrere Wochen dauert? Ihr müsst durch Sümpfe und

Dschungel, über Berge und Flüsse, denn ihr habt wohl kein Geld, um mit der feuerspeienden Eisenbahn zu fahren?»

«Wir reisen im Boot, heiliger Vater», sagte Nirad mit einem gewissen Selbstgefühl.

«Und der Knabe da ist dein Sohn?»

«Er ist mir wie ein Sohn.»

Jugga sah, dass der alte Mann drei mit Asche gemalte, graue Streifen auf der Stirn trug. Nirad zog eine Rupie aus seinem Sack unter dem Lendentuch und liess sie klirrend in den Becher des Saddhu fallen, denn man erwirbt sich Verdienste, wenn man heiligen Männern Almosen gibt. Der Saddhu tauchte seine Fingerspitze in die kleine Schüssel mit roter Farbe. Nirad und Jugga knieten vor ihm nieder, und er setzte eine rote Marke auf ihre Stirne zwischen den Augenbrauen. «Gesegnet sei eure Fahrt», sagte er, «mögen die Götter euch freundlich gesinnt sein und euch helfen, das Ziel zu erreichen, das ihr ersehnt.»

Dann kehrte er sich ab, und sein Blick wurde fern. Nirad und Jugga erhoben sich und suchten den Weg, der sie zwischen den Bäumen zum Fluss hinunterführte. Ein bleicher Halbmond schien über dem Wasser. «Er ist ein sehr heiliger Mann», flüsterte Jugga benommen.

«Ja, wahrlich», sagte Nirad.

Sie fanden das Boot, wo sie sich, jeder in seine Decke gewickelt, auf den

Boden legten. Die Nachtnebel waren kühl hier unten am Fluss.

Der erste Tag der Reise war zu Ende.

«Dort oben muss ein grosses Dorf liegen», sagte Nirad eines Tages. «Denn da führt eine breite Treppe zum Fluss hinunter und zwei grosse Boote liegen am Ufer.» Sie waren vom heimatlichen kleinen Wasserlauf in einen etwas grösseren Fluss gelangt. Er war breiter und führte mehr Wasser. Zum ersten Mal sahen sie jetzt einen «Ghat», einen Anlegeplatz, wo eine Treppe ins Wasser hinunterführte. Bei den indischen Flüssen hat man keine Brücken und Molen wie in Europa, denn diese würden überschwemmt und bei Hochwasser zerstört werden, sondern breite Treppen.

Jugga schaute interessiert hinüber; man sah ein paar Frauen am Ufer waschen, und einige Kinder spielten am Rand des Wassers.

«Hier kannst du versuchen zu beteln», schlug Nirad vor.

Jugga erschrak.

«Du gehst bloss in die Stadt hinauf, bis du den Tempel findest», erklärte Nirad. «Dort stellst du dich hin, und dann musst du versuchen, traurig auszusehen. Sieh – du bekommst mein altes Lendentuch. Es ist zerfetzt und schmutzig. Wenn du dich noch ein wenig schiefer halten könntest, wäre es noch besser. Versuche es nur!»

Nirad übte mit dem Knaben, bis es dem gelang, sehr erbärmlich auszu- sehen.

«Was soll ich sagen?» fragte der Kna- be beklommen.

«Was sagte jeweils der blinde Kum zu Hause? Und der alte, aussätzigte Mann, der weder Finger noch Zehen hatte? Tönte es nicht so: Oh, ihr frommen Pilger, seid grossherzig, er- barmt euch über mich elenden Wurm. Erwerbt euch ewige Verdien- ste bei den Göttern, indem ihr einem armen, elternlosen, verkrüppelten Kind ein Almosen gebt! Denn du bist ja ein verkrüppeltes Kind und nicht ein blinder Greis wie Kum.»

Jugga wiederholte die Worte, so gut er konnte.

«Du sagst es so dumm – man glaubt dir kein Wort! Du musst aussehen, als ob du weinst, du sollst winseln – erinnerst du dich nicht an Kum?»

Jugga versuchte, mehr Dringlichkeit in sein Bitten zu legen.

«Das war ein bisschen besser. Aber höre jetzt einmal mir zu: Ach, ihr edlen und frommen Tempelbesucher und Pilger!» rief er fast weinend. «Erbarmt euch über mich elendes Geschöpf. Legt euch ewigen Ver- dienst bei den Göttern ein, indem ihr Barmherzigkeit übt gegenüber einem armen, hungrigen, verkrüp- pelten Kind, das seine Hand aus- streckt um einen winzigen Teil eures Überflusses! Die Götter werden euch belohnen!»

Als Nirad einigermaßen zufrieden war, setzte er Jugga am Fuss der Treppe an Land. Dieser krabbelte hinauf. Er trug Nirads schmutziges und zerfetztes Lendentuch, den Bett- lerbeutel über die Schulter und den Bettlerkrug an einem Band um den Hals. Er war bange, wie der Versuch wohl ausfallen würde. Vielleicht könnte er ein paar Heller für Nirad verdienen, vielleicht sogar viele. Er musste es lernen, denn dies sollte ja während vieler Jahre sein Lebensun- terhalt sein – vielleicht sogar für im- mer. Jugga schauderte. Unterdessen würde Nirad versuchen, einige Fi- sche zu fangen.

Oberhalb der Treppe hinter dem Flussdeich sah Jugga einen staubigen Weg, der in ein recht grosses Dorf von zum Teil aus Lehm gebauten Häusern führte. Etwas weiter stan- den an der Dorfstrasse viele Häuser aus Backsteinen, die zum Teil sogar weissgetüncht waren und recht an- sehnlich aussahen.

Bald kam er zu einem Markt, wo vie- le Händler ihre Waren anboten. Dort stand natürlich auch ein Tempel. Mit seinen Krücken humpelte er auf die Tempelpforte zu. Auf beiden Seiten standen Buden mit Blumenkränzen, Götzenbildern, Räucherstäbchen, Öllampen und vielen anderen Din- gen.

Er stellte sich recht schief hin und sah erbärmlich aus, wie er zwischen sei- nen Krücken hing. Mit zitternder

Hand streckte er seinen kleinen Becher vor. Da kam eine alte Frau, die wütend an seine Krücke schlug, so dass er fast hingefallen wäre. Sie schrie, er sollte verschwinden, und ein einbeiniger Mann kam hinkend und scheltend dazu und riss ihn weg. «Du schäbiger Hund», rief er, «du Sohn einer Hündin, was willst du hier? Du Abschaum der Menschheit, Otternezücht!»

Andere Bettler kamen heran. Blinde, Aussätzige, Verkrüppelte, und alle schrien und drohten ihm und riefen, er solle verschwinden, sonst würden sie ihn zerquetschen und seine elenden Krücken zerbrechen und anzünden. Jugga erschrak sehr und beeilte sich wegzukommen. Die Tempelbettler riefen und johlten hinter ihm her. Jugga weinte vor Angst und Schrecken, während er hüpfte und humpelte. Auf dem Markt suchte er sich so schnell wie möglich in der Volksmenge zu verstecken.

So schwer war es also, die Erlaubnis zum Betteln zu bekommen! Aber wie waren die anderen dazu gekommen? Vielleicht kannten sie einander von früher und hatten sich geeinigt, dass sie keine neuen Bettler neben sich dulden würden.

Jugga war verzweifelt. Er wusste, dass Nirad viel Geld für ihn bezahlt hatte, im Vertrauen darauf, etwas davon zurückzubekommen. Wenn er jetzt ohne einen Heller zurückkehrte, würde Nirad sicher zürnen. Dann

wollte er ihn vielleicht gar nicht mehr mitnehmen, und was sollte dann aus ihm werden?

Und alle die feinen Ausdrücke, die Nirad ihn gelehrt hatte! Die würde er jetzt wohl nie brauchen können. Jugga sah sich ratlos um. Er war in eine schmale Basarstrasse geraten. Da gab es allerlei Buden und eine Menge Menschen: Gold- und Kupferschmiede, Sandalenmacher, Töpfer, Seidenhändler – nie hatte Jugga so viele feine Geschäfte an einem Ort beisammen gesehen. Er würde jedenfalls die Gelegenheit benützen, diese schönen und bunten Dinge ein wenig anzuschauen. Er humpelte vorsichtig die Strasse hinab und blickte sich um. Nein, es war niemand hinter ihm her. Niemand beachtete den armen Knaben mit den Krücken. Vor einer Bäckerbude hielt er an. Welche Ausstellung von verführerischem Backwerk! Der Bäcker war dabei, in einem grossen Topf mit siedendem Fett Reiskuchen zu kochen. Ah, wie wunderbar das duftete. Jugga stand und staunte. Dann wagte er den Versuch und hielt seinen Krug hin. «Ich bin so hungrig», flüsterte er, und ein bisschen lauter: «Mein Vater und meine Mutter sind gestorben – seid barmherzig gegen ein armes, verkrüppeltes Kind!» Und zu seiner Überraschung legte der brave Bäcker wirklich einen kleinen Wecken in den Napf. «Die Götter werden dich belohnen», murmelte Jugga und ent-

fernte sich eilig, als ob er Angst hätte, dass der Bäcker seinen Edelmut be-reuen würde.

Ein kleines, mageres Mädchen in einem schmutzigen und zerfetzten Sari, das einen Säugling in einem Tuch auf der Hüfte trug, ging langsam die Strasse hinauf. Es streckte seine Bettlerschüssel aus und war vom Schleppen des schweren Kindes schon ganz schief im Rücken. Einige Kupfermünzen lagen in ihrer Schüssel. Eine dicke Frau in einem gelb-blumten Sari liess eine kleine Münze in die Schüssel fallen. Das Gesicht des Mädchens war müde und welk und ohne Ausdruck. Es sah irgendwie alt aus, obschon es nicht mehr als 11–12 Jahre sein konnte. Jugga wurde betrübt bei ihrem Anblick. Dann legte er die Hälfte seines Reisweckens in ihre Schüssel. Sie sah ihn flüchtig an – ohne zu lächeln, und ging weiter. Werden Bettelkinder so? dachte er erschrocken. Er ass den Rest des Weckens und sah sich um. Es gab genug zum Anschauen. Gerade gegenüber hatte es eine Bude mit farbenprächtigen Saris: geblünte und gemusterte und golddurchwirkte – der eine schöner als der andere. Zu denken, dass man so reich sein, dass man so etwas kaufen konnte! Neben-an gab es einen Laden mit dicken silbernen Ringen und Armbändern und langen Reihen von bunten Perlenketten – was für eine Verschwendung! Es hatte auch eine Bude mit

prächtigen Geschirren für Esel und Kamele und eine andere mit farbigen und vergoldeten Götzenbildern. Da kam Jugga auf den Gedanken, diese Strasse hinabhumpelnd zu betteln wie das Mädchen. Hier war es leichter, unbemerkt zu bleiben. Wenn er andere Bettler erblickte, würde er schon aufpassen. Er machte sich so krumm wie er konnte und schob sich langsam vorwärts, während er ab und zu anhielt und seinen Becher hinstreckte. Dann winselte er, wie er gelernt hatte: «Barmherzigkeit gegen ein armes, verkrüppeltes Kind das keine Eltern hat –». Die meisten Leute gingen gleichgültig vorüber, aber dann und wann liess irgendeiner eine kleine Münze in seinen Becher fallen. Einige drohten ihm auch und sagten böse: «Scher dich weg, du kleine Kröte!» Er hörte auch andere Schimpfwörter, aber derartiges muss ein Bettelknabe hinnehmen können. Auf der einen Seite der Strasse humpelte er hinunter und auf der anderen wieder hinauf. Auf dem Markt passte er auf, dass keiner der Tempelbettler ihn erblickte. Dann schlich er sich den Mauern entlang wieder aus der Stadt hinaus, und erst draussen unter einem staubigen Feigenbaum hielt er an und zählte sein Geld. Es waren 70 Pais – also fast eine ganze Rupie. Das fand er ganz gut für den Anfang. Was würde wohl Nirad dazu sagen? Er kletterte die Treppe hinunter, setzte sich auf die unterste Stufe und

wartete, bis Nirad gegen Abend ans Ufer ruderte und ihn abholte.

Jugga kroch an Bord.

«Na, wieviel hast du bekommen?» fragte Nirad.

«70 Pais», sagte Jugga stolz.

«Das ist wirklich nicht viel! Aber du wirst wohl allmählich tüchtiger.»

Nirad schüttete das Geld in den Beutel, den er unter seinem Lendentuch trug. Jugga erzählte, wie es ihm an der Tempelpforte ergangen war. «Ja, dann hältst du dich besser von den Tempeln fern. Es ist zwar schade, denn die Leute, welche die Tempel besuchen, sind am freigebigsten. Aber die Basarstrassen bringen auch etwas. Du lernst noch viel mit der Zeit. Jetzt rudern wir zum andern Ufer hinüber und baden, und dann werden wir essen. Es ist besser, heute nacht drüben zu liegen; es sind so viele Leute hier.»

Nirad hatte nichts gefangen, aber sie hatten noch Mehl im Topf, um davon Chapatti zu backen.

Trotz allem war Jugga stolz, dass er am ersten Tag fast eine Rupie verdient hatte. Aber er konnte das kleine Bettelmädchen mit dem Kind nicht vergessen. Ihr Gesicht war so starr und grau, als ob sie noch nie im Leben eine Freude gekannt hätte. Nein, es war wohl nicht leicht, ein richtiges Bettelkind zu sein.

Es war Sommer, und die Hitze drückte schwer. Selbst der breite Fluss, auf dem sie nun dahintrieben, hatte ei-

nen ganz niedern Wasserstand. Grosse, gelbe Schlammبانke und Sanddünen zogen sich den Ufern entlang, und in den Mittagsstunden brannte die Sonne so unerträglich heiss, dass sie beide unter dem Segel Schutz suchen mussten.

Die meisten Bewässerungskanäle und Gräben waren ausgetrocknet, und die Erde auf den Feldern war so trocken und hart, dass sie in Risse aufsprang.

In dieser Hitze wurde Nirad krank. Er hatte Fieber, es war ihm übel, und er litt starken Durst. Und es gab nichts anderes als das laue, schlammige Flusswasser.

*

«*Jugga begegnet Mutter Teresa*», so lautet der Titel des Buches, dem wir diese Leseprobe entnommen haben. Kirsten Bang erzählt hier die Abenteuer eines Bettlerjungen in Indien. In Benares gerät Jugga in die Klauen eines professionellen Bettlerbosses, der ihn rücksichtslos ausnützt. Eines Tages begegnet er dann Mutter Teresa, aber es dauert noch viele Jahre des Umherstreifens und Bettelns, bis es Jugga gelingt zu verschwinden und er in der Missionsstation bei Mutter Teresa Aufnahme findet (Rex-Verlag, Luzern).

Ilse Kleberger

Schwerverletzt, besonders im Gesicht

*Etwas Furchtbares ist geschehen: Jo-
chen ist mit dem Sportwagen seiner
eleganten Stiefmutter verunglückt. Er
liegt im Spital, vor allem seine Augen
sind bedroht. Wird er blind? Der Ge-
danke, dass der lebenslustige Kamerad
nicht mehr sehen wird, wühlt seine
Schulkameraden tief auf.*

ILSE KLEBERGER

Der große Entschluß



Schweizer Jugend-Verlag

Michaels Zimmer war ein heller, freundlicher, unordentlicher, gemütlicher Raum mit einem Schreibtisch voller Schulbücher, einer breiten Couch, abgeschabten, tiefen, alten Ledersesseln, einem Bücherregal mit Krimis, Arztromanen, Biographien und einer dreibändigen Kunstgeschichte, die ein kaum berührtes Konfirmationsgeschenk war, mit einem Plattenspieler auf dem Fussboden, daneben Haufen von Platten und Zeitschriften. Zeitschriften lagen auch auf dem langen schmalen Kacheltisch. Poster hingen an den Wänden: eine Negersängerin, eine bekannte Band in magischer Beleuchtung, ein hungerndes Indio-Kind, mit schmalen traurigen Augen im Sand hockend, eine verschwimmende Heidelandschaft – Birken, und ein Mädchen in fließendem weissem Gewand. Ein aus einer Zeitung gerissenes Foto von Dr. Barnard mit bedeutendem, betont geistesabwesendem Gesichtsausdruck war mit Reisszwecken an die Wand gepinnt. Ein paar Schuhe standen mitten im Zimmer, und auf den nicht benutzten Stühlen lagen Kleidungsstücke. Michael und Achim sassen sich in den Ledersesseln gegenüber, stumm rauchend. Claudia hockte in einem Schaukelstuhl neben dem Plattenspieler, hatte ein Bein hochgezogen und blätterte flüchtig in Zeitschriften. Krüger stand am Fenster, schaute hinaus und trommelte einen Takt

an die Scheibe. Wie oft waren sie zusammen in diesem Zimmer gewesen! Da Michaels Mutter bis zum Abend nicht nach Hause kam, waren sie hier von Erwachsenen am ungestörtesten. Sie hatten viele Stunden hier gehockt, diskutiert, geraucht, sich gestritten, gelacht, Musik gehört und getanzt. Aber nie war es so still zwischen ihnen gewesen, nie so gespannt. Man hörte nur, wenn Claudia die Seiten raschelnd umwandte, und Krügers Klopfen, «Tam-ta-ta-ta, tam-ta-ta-ta, tam-ta-ta-ta».

Achim fuhr auf. «Hör endlich mit dem verflixten Getrommel auf! Das kann einen ja verrückt machen!»

Krüger drehte sich kurz um und sah Achim an. Er wollte etwas sagen, wandte sich dann aber wieder schweigend dem Fenster zu.

Claudia hörte auf zu blättern: «Na, sag mal, sollen wir denn alle hier sitzen und in die Luft starren wie Ölgötzen, wie ihr beide das macht? Das ist doch frustrierend! Das macht mich nämlich noch verrückter als Krügers Getrommel.»

Achim blitzte sie böse an: «Hör mal...»

Aber Michael unterbrach ihn: «Ach, lass doch! Es hat doch keinen Zweck, dass wir uns zanken.» Er sah Achim an. «Hat Markwald bestimmt versprochen, dass er kommt?»

Achim stöhnte. «Himmel, ich hab's doch schon hundert Mal erzählt, dass ich ihn getroffen hab' und dass er

gesagt hat, er wäre gerade auf dem Weg zu Jochens Vater, um sich bei ihm nach Jochen zu erkundigen. Er hat fest zugesagt, dass er hier vorbeikommt, um uns zu berichten, wie's Jochen geht.» Nach einem Augenblick fügte er bestimmt hinzu: «Und das war überzeugend!»

Claudia nahm sich eine neue Zeitung und blätterte nicht sehr aufmerksam. Michael stand auf, lief hastig quer durch das Zimmer, als hätte er rasch etwas sehr Wichtiges zu erledigen. Er suchte nervös nach einem Reissnagel, kramte im Schreibtischschubfach und fluchte, entdeckte schliesslich einen in einem Kästchen auf dem Regal und befestigte die abgerissene Ecke des Posters mit der Heidelandschaft und dem Mädchen wieder an der Wand. Ihm fiel dabei ein, dass die Ecke schon vor vierzehn Tagen abgerissen war. Heute hatte es ihn zum ersten Mal gestört. Er stiess an Claudias Stuhl, der leise zu schaukeln begann. Sie hielt ihn am Arm fest.

«Guck mal, ist das nicht ein unheimlich schönes Foto?» Sie zeigte auf das Bild eines Fischerbootes an einem Tropenstrand mit der bronzenen Gestalt des Fischers vor einem Sonnenuntergang.

Michael warf einen flüchtigen Blick darauf. «Ja, ja», sagte er abwesend. Claudia sah ihn an und schüttelte den Kopf. Krüger hatte leise angefangen, ein barockes Thema zu pfei-

fen, immer die gleichen, sich wiederholenden Melodienbögen.

Achim sprang auf, schlug mit der Hand auf den Tisch, dass die Aschbecher klirrten. «Jetzt fängt der Kerl auch noch zu pfeifen an», rief er unbeherrscht, «halt doch dein Maul!» und zynisch: «Du bist wohl sehr lustig, Krüger, was, sehr lustig, so vergnügt, dass du pfeifen musst! Hast ja auch allen Grund dazu!»

Krüger war erschrocken vor dem unerwarteten Ausbruch herumgefahren. Er war ganz blass geworden. «Entschuldigt! Blöd von mir! Ich mach' das immer ganz unwillkürlich, nicht nur, wenn ich lustig bin, gar nicht, im Gegenteil: Wenn ich Sorgen hab' oder Probleme, dann spiel' ich Klavier, und wenn ich kein Klavier hab', dann pfeif' ich oder so – aber ich kann mir schon vorstellen, dass das anderen auf die Nerven fällt!»

Claudia sah Achim zornig an. «Also, deine Ironie, die kotzt mich an! Meinst du, du bist der einzige in diesem Zimmer, der nervös ist?»

Krüger rief plötzlich aufgeregt vom Fenster her: «Ich glaube, er kommt – wartet! Ja, er ist's! Er kommt!»

Es klingelte. Michael öffnete die Tür und liess ihren Klassenlehrer Markwald herein. Er war gross und dünn, ging ein wenig vorgebeugt. Sein braunes Cordsamtjackett war zerdrückt, der Rollkragenpullover aus-

geleiert, die Haare fielen ihm in die Stirn – aber gerade so mochten sie ihn, so unkonventionell, kaum bedacht auf Form. Er sah sich durch seine dunkle Hornbrille, die dem Gesicht etwas Eulenhaftes gab, schweigend im Zimmer um. Michael bot ihm den freigewordenen Ledersessel an, aber der Lehrer schüttelte nur mit dem Kopf.

«Oder wollen Sie hier sitzen?» Michael fegte ein paar Kleidungsstücke von einem Stuhl.

Markwald antwortete nicht, sondern hockte sich auf den Rand des Schreibtisches. «Als wäre er in der Schule», dachte Achim, und ein leichter Widerstand regte sich in ihm. Er rutschte tiefer in den Sessel und streckte die langen Beine in den Raum. «Er will einen Abstand schaffen zu uns – warum?»

Markwald fing an, in seiner Jackentasche zu suchen. Achim fragte: «Wollen Sie eine Zigarette?»

Markwald nickte. Achim warf Michael die Schachtel mit Zigaretten zu, auch das Feuerzeug, das auf dem Tisch gestanden hatte. Der Lehrer fischte sich eine Zigarette aus der Packung, liess sich von Michael Feuer geben – das Feuerzeug wollte erst nicht anspringen, weil Michael es zu nervös, zu hastig bediente –, Markwald nahm einen tiefen Zug.

«Nun also – ich hab' versprochen, euch Nachricht zu bringen. Es fällt mir nicht leicht – denn die Nachricht

ten sind nicht gut.» Er strich sich das schütterere Haar aus der Stirn.

«Stirbt er?» fragte Achim heiser. Er hatte die Hände tief in die Hosentaschen gebohrt.

Michael hatte sich auf die Lehne des anderen Sessels gesetzt. Krüger stand noch immer am Fenster, lehnte sich an das Fensterbrett und umklammerte seinen Rand, so dass die Fingerknöchel ganz weiss wurden. Claudia hatte beide Arme um ihre Knie geschlungen.

«Wie jung sie noch sind, und wie verletzlich!» dachte Markwald.

«Er wird nicht sterben. Aber er wird wahrscheinlich blind werden», sagte er fast wütend. In die atemlose Stille hinein fügte er hinzu: «Sein Vater bat mich darum, dass es sonst niemand erfährt. Aber ich finde, dass ihr ein Recht dazu habt, es zu erfahren, weil ihr seine Freunde seid!»

Michael war aufgestanden und fragte mit erstickter Stimme: «Blind? Er wird nicht mehr sehen können? Mit beiden Augen?»

Markwald nickte: «Beide Augen.»

Achim regte sich, setzte sich auf. Eine Flut von Worten sprudelte aus ihm hervor, hastig, sich überschlagend. «Aber das geht doch nicht – nein – blind – doch nicht blind – das kann nicht sein – das glaub' ich einfach nicht – Sie übertreiben, nicht wahr?» wandte er sich heftig an Markwald.

Der Lehrer sagte leise: «Ganz sicher ist es noch nicht. Die Ärzte haben in

den acht Tagen, seit der Unfall passiert ist, getan, was sie konnten, und versuchen noch immer, Jochens Augenlicht zu retten. Aber sehr hoffnungsvoll sieht es nicht aus.»

Achim fuhr zu den anderen herum und schrie sie an: «Stellt euch das vor! Er kann diesen Tisch hier nicht mehr sehen, und den Aschbecher, und das Fenster, und keine Häuser, und keine Bäume, keine Autos, keine Mädchen!»

Michael nickte: «Er kann nicht mehr ins Kino gehen und nicht mehr fernsehen –»

«Und Sport kann er auch nicht mehr machen», sagte Krüger, «er sollte doch Sonntag im Tennisturnier den ersten Preis für unseren Club holen.» Achim fuhr ihn zornig an: «Ach, euer Club ist völlig uninteressant! Aber Jochen, der wird doch jetzt überhaupt keine Freude mehr am Leben haben – kann er ja gar nicht!»

«Also, das stimmt nun wirklich nicht.» Markwald zündete sich eine neue Zigarette an, rauchte hastig, «das weiss man, das hat man schon oft erlebt, dass Blinde sich gut darauf einstellen, dass sie nicht mehr sehen können. Es gibt jetzt so viele Hilfen für Blinde. Tonbänder und Blindenschrift und Blindenschreibmaschine, und Führhunde. Jochen wird sich umstellen – es wird natürlich eine Weile dauern, aber er wird sich in seinen Interessen bestimmt umstellen, und dann wird er auch wieder

Freude am Leben haben. Er kann auch einen Beruf lernen, es gibt jetzt eine Menge Berufe für Blinde.»

Als er schwieg, merkte er, wie wenig er sie überzeugt hatte. Sonst hatte er doch immer verstanden, sie in die Hand zu bekommen, diesmal nicht. Es schmerzte ihn, dass er gerade jetzt, wo sie seine Hilfe so nötig brauchten, nicht die richtigen Worte fand.

Achim fragte bitter: «Jochen mit einem Blindenhund? Könnt ihr euch das vorstellen? Unmöglich.»

«Das ist nicht unmöglich.» Markwald gab der Ärger über seine eigene Hilflosigkeit eine zornige Schärfe. «Hört mal zu, hier fängt eure Aufgabe nämlich an. Deshalb hab' ich euch ja das alles erzählt, damit ihr Jochen helfen könnt. Dazu hat man ja Freunde, dass sie einem in einer so schwierigen Situation beistehen.»

Claudia fragte leise: «Aber wie?»

Markwald beugte sich vor und sagte eifrig: «Ihr müsst Jochen helfen, dass er trotz des Blindseins wieder zu leben anfängt, dass er es akzeptiert und versucht, damit fertigzuwerden.»

«Aber das sind doch nur Worte!» schrie Achim.

«Das sind nicht nur Worte! Ihr müsst ihn in euer Leben aufnehmen wie früher, müsst ihm nur eine andere Rolle zuweisen, eine Rolle, die er ausfüllen kann. Ihr dürft ihn um Himmels willen nicht bemitleiden, müsst in euch das Mitleid abtöten. Denn euer Mitleid könnte ihn läh-

men, sich ein neues Leben aufzubauen.»

Michael schüttelte den Kopf: «Das kann man doch gar nicht, das Mitleid abtöten.»

«Das müsst ihr aber!» rief Markwald erregt. «Ihr müsst es um Jochens willen. Ihr müsst ihm helfen, und das könnt ihr nur, wenn ihr ganz natürlich mit ihm umgeht, ganz unbefangen.»

Krüger klammerte sich noch immer an das Fensterbrett. «Ich glaube, ich krieg' es einfach nicht fertig, ihm wieder gegenüberzutreten. Wenn ihr ihn gesehen hättet, wie er da so lag.»

Claudia fuhr ihn wütend an. «Siehst du, das ist genau, was Herr Markwald meint. Du ertrinkst in Mitleid und ziehst dich feige zurück. Damit nutzt du Jochen überhaupt nichts. Du lässt ihn allein in seinen Schwierigkeiten. Man muss das Gefühl ausschalten und nur darüber nachdenken, wie man ihm helfen kann.»

Markwald atmet auf. «Wenigstens ein Bundesgenosse!» dachte er erleichtert.

Achim war ganz zornige Verachtung. «Typisch Claudia – Theorie, und sonst nichts! – Das Gefühl ausschalten – als wenn man das könnte!»

Markwald nahm davon keine Notiz. Er rauchte eine Weile schweigend, drückte dann die Zigarette im Aschenbecher aus und erhob sich. «Jochen ist jetzt wieder soweit, dass



Briefmarken

sinnvoll gesammelt, führen Dich
in Gedanken in die weite Welt hinaus.
Dabei berät Dich

Zumsteins Ratgeber (gratis auf Verlangen)
und die Zumstein-Kataloge **Europa** und
Schweiz/Liechtenstein

Markenpakete (im Ratgeber angeboten)
sind ein guter Anfang. Wende Dich an

Zumstein & Cie, Inhaber Hertsch & Co., Zeughausgasse 24
Postfach 2585, 3001 Bern – Telefon 031 22 22 15



**Früh übt sich,
wer ein Meister werden will!**

Lerne maschinenscriben auf der
neuen Antares-Schreibmaschine.

Besondere Vorteile:

- 44 Tasten = 88 Schriftzeichen
- Zweifarben- und Matrizen-
stellung
- Typenentwirrer und Stechwalze

Zu jeder Maschine 1 Lehrmethode
für Zehnfinger-System gratis!

Modelle ab Fr. 198.–

Ausführlicher Gratisprospekt
durch

Häusler-Zepf AG

4600 Olten, Ringstrasse 17

4702 Oensingen, Hauptstrasse 203

er Besuch empfangen kann. Wer wird ihn zuerst besuchen?» Er schaute durch die Hornbrille von einem zum anderen. Seine Frage war fast wie ein Befehl gewesen. Die Jungen schwiegen, Michael und Krüger unsicher und betreten, Achim voller Opposition.

Claudia gab sich einen Ruck und sagte gewaltsam: «Ich – ich werde morgen zu ihm gehen!»

Michael zögernd: «Ich – ja, ich auch. Nächste Woche!»

Markwald stand mitten in der Stube. Er blickte sie nicht an. «Gut», sagte er, «sehr gut. Danke!»

«Wie in der Schule», dachte Achim, «fehlt nur noch, dass er die Note in das Klassenbuch schreibt!»

Der Lehrer ging zur Tür, blieb dort stehen, die Klinke in der Hand, und wandte sich zu ihnen um. «Bitte, denkt noch mal darüber nach, was ich euch vorhin gesagt habe. Es ist wichtig, und» – plötzlich wirkte er verlegen, suchte nach Worten, «ach, ja – und wenn ihr mich braucht, ich bin immer für euch da!» Er schaute die Jungen an, aber sie blickten fort. Schon halb in der Tür, sagte er leise: «Ich will mich ja nicht aufdrängen, aber –»

Claudia unterbrach ihn hastig. «Wir verstehen, Herr Markwald – und vielen Dank auch!»

Die Tür fiel hinter ihm ins Schloss. Markwald ging langsam die Treppe hinab. Er fühlte sich alt. Er hatte ver-

sagt. Er konnte sie mit seinen Worten nicht mehr erreichen. Er sprach eine andere Sprache als sie. Höchstens Claudia hatte ihn noch verstanden. Nein, wohl auch nicht. Sie hatte nur Mitleid mit ihm gehabt. In der leichten, heiteren Atmosphäre des Schulunterrichtes – er verstand es, den Unterricht leicht und heiter zu gestalten – hatten sie ihn geliebt, ihn in ihre Gemeinschaft aufgenommen, ihm manchmal sogar vorgegaukelt, dass er sie beeinflusste, leitete; aber sie hatten es ihm wohl wirklich nur vorgegaukelt. Denn jetzt stiessen sie ihn aus, wollten nichts von ihm wissen, schlossen sich gegen ihn ab. Er dachte an die heftigen Streitgespräche, die er ihretwegen oft im Konferenzzimmer mit den anderen Lehrern gehabt hatte, die ihm einreden wollten, dass diese Jugend schlapp und verdorben sei. Er hatte zornig widersprochen, weil er die Jungen gut verstand und liebte. Aber verstand er sie wirklich und sie ihn? Er musste daran zweifeln, und das schmerzte, denn lieben tat er sie immer noch. Aber wenn er sich ihnen nicht verständlich machen konnte, so stellte das seinen ganzen Beruf in Frage.

Als der Lehrer sie verlassen hatte, bewegten sich die vier im Zimmer kaum. Achim war tiefer in seinen Sessel gerutscht, hatte den Kopf auf die Lehne gelegt und sah zur Decke hinauf.

«Markwald ist auch ein alter Knacker», sagte er ruhig.

«Du spinnst wohl!» rief Claudia, und Krüger: «Nein! Das stimmt nicht!» Michael fragte irritiert: «Warum? Wieso denn?»

Achim schaute weiter an die Decke. Als er anfing zu sprechen, betonte er, um sich deutlich zu machen, jedes Wort. Dann wurde seine Rede immer hastiger und zorniger: «Er ist auch ein alter Knacker. Er hat keine Ahnung mehr, wie wir Jungen empfinden. Das hat er total vergessen, weil er schon so lange ein Greis ist – war vielleicht nie jung. Umstellen auf andere Interessen! Diese sogenannten Interessen sind Jochen scheissgegal. Er will tanzen, segeln, schwimmen, mit Autos durch die Gegend rasen, nur so merkt man doch, dass man jung ist. Andre Interessen – womöglich Kunst, Literatur, Musik –, das sind doch Greiseninteressen!»

Krüger rief hastig: «Also Musik...» Aber Achim wehrte ihn ab und fuhr ihm ins Wort: «Schön, so nebenbei ein bisschen davon. Dagegen hat ja niemand was. Aber in Wirklichkeit will man doch leben, wenn man jung ist, selber leben, nicht das Erlebte von anderen aufwärmen – das ist doch Surrogat!»

Claudia sah ihn kopfschüttelnd an. «Himmel, was du so leben nennst!» Michael nickte. «Ja, ich weiss auch nicht, was du daran so toll findest. Mich ödet es schon eine ganze Weile

an, diese sogenannte «Leben der Jungen», darauf könnte ich leicht verzichten!»

Achim beugte sich zu ihm hinüber und sagte beschwörend: «Das bildest du dir jetzt bloss ein, weil du dir etwas vormachen willst! Du willst dich auch beruhigen und sagen – ist ja gar nicht so schlimm, das mit Jochen. Er wird schon wieder Spass am Leben bekommen.» Er drehte sich zu den beiden anderen um: «Ihr auch!» Er stand auf, ging im Zimmer hin und her, die Hände in den Hosentaschen, mit funkelnden Augen und dem ironisch verzogenen grossen Mund in dem knochigen Gesicht. «Leben wir anderen unser Leben nur hübsch weiter wie bisher und denken nicht allzuviel an Jochen! Das wird sich alles schon wieder finden. Wir werden ihn ab und zu besuchen, ein paar sentimentale Sprüche tun, ihn am Arm spazierenführen. Claudia wird ihm aus der Mao-Bibel vorlesen und Krüger auf der Orgel was vorspielen. Das ist doch alles Scheisse. Damit helfen wir ihm doch nicht. Man müsste ihm wirklich helfen, richtig helfen...»

Michael unterbrach ihn: «Du, warte mal!»

Achim hörte ihn nicht, ging weiter unruhig auf und ab: «Ich finde...»

Michael sprang auf und rief ärgerlich: «Nun sei doch mal still, halt doch den Rand, mir fällt da gerade was ein!» Er ging zu Claudia und

nahm ihr die Zeitschrift aus der Hand. «Gib mal her!» Er wandte flüchtig die Seiten um, schüttelte den Kopf, warf ihr die Zeitung wieder zu, hockte sich vor den Haufen Zeitschriften auf dem Boden, blätterte hastig und aufgereggt, warf Hefte beiseite und griff nach neuen. Die anderen beobachteten ihn erstaunt. «Da war doch so eine Nummer vom Februar, wo ist die? Hier – nein, das ist sie doch nicht, vielleicht März?» Er suchte mit fahigen Händen, riss in der Erregung eine Seite ein. «Nein, auch nicht!» Er liess die Zeitung sinken und richtete sich auf. «Na, macht nichts. Also, da war in der Zeitung irgendwann mal ein Artikel, dass eine Mutter ihrem Sohn ein Auge geopfert hat, damit er wieder sehen kann.»

Claudia sah ihn ungläubig an. «Das ist verrückt!»

Michael blickte auf sie herab. «Gar nicht, das stimmt, ich hab's gelesen. Das Auge von der Mutter wurde dem blinden Sohn eingesetzt, und er konnte dann wieder sehen, wenigstens auf einem Auge. Aber das reicht ja auch.»

Krüger sagte eifrig: «So was Ähnliches hab' ich mal im Film gesehen.»

Claudia fragte ironisch: «Na und? Was soll denn das? Meinst du, dass Jochens schöne Stiefmutter ihm ein Auge opfert, weil er ihr ihren Wagen kaputtgefahren hat?!»

Michael setzte sich in den Sessel,

spielte mit der Schachtel Zigaretten, mit dem Feuerzeug. «Nein, das glaube ich nicht», meinte er nach einer Weile nachdenklich. Er schluckte und sagte dann heiser: «Aber jemand anders könnte es ja tun.» Er zögerte. «Ein Freund zum Beispiel – zum Beispiel ich!»

Claudia fing wild an, in ihrem Schaukelstuhl hin und her zu schaukeln. «Also, so was Irres hab' ich noch nie gehört! Du spinnst ja masslos!» rief sie wütend.

Achim hatte sich in den anderen Sessel fallen lassen. «Er spinnst überhaupt nicht», sagte er ruhig, «er hat ganz recht. Wir können das doch nicht einfach so laufen lassen. Wir müssen doch was tun. Was ist denn schon Schlimmes daran, wenn man ein Auge opfert?» Er hielt sich ein Auge zu, fixierte Michael, schaute zum Fenster. «Man kann doch noch genug sehen, beinahe soviel wie mit beiden. Ich würd's auch machen – einer von uns kann's ja machen!»

Claudia trommelte mit den Fäusten auf ihre Stuhllehne. «Ihr seid total übergeschnappt!»

Achim beachtete sie nicht: «Wir können drum würfeln, wer's machen soll.»

Michael nickte eifrig: «Oder knobeln. Ja, gut, knobeln wir, Achim!»

Krüger stand noch immer am Fenster. «Ich mach' auch mit!» sagte er mit schwankender Stimme.

Claudia sprang auf: «Du auch, Krü-

ger? Ich glaube, ich bin in einem Irrenhaus. Vorhin wart ihr zu feige, Jochen zu besuchen, und jetzt wollt ihr euer Auge rausrupfen lassen und ihm zu Füßen legen!»

Die drei beachtetten sie nicht.

Es war seltsam, dass sie für ihr ernstes Anliegen ein so kindliches Spiel wählten. Denn es war ihnen bitterernst. Und doch verwarfen sie das neutrale Würfelspiel und das sachliche kurze Verlosen. Sie hatten schon oft um alles mögliche geknobelt, immer heiter, manchmal ein wenig hitzig, um Zigaretten, ein Glas Bier, wer mit einem bestimmten Mädchen ausgehen und wer von Krüger die Mathematikaufgaben abschreiben durfte. Jetzt wollten sie um etwas viel Schwerwiegenderes knobeln. Vielleicht, weil sie es so gewohnt waren oder weil es ihnen doch nicht so ernst war, wie sie jetzt annahmen?

Sie mussten Krüger die Regeln erklären.

«Es ist ganz leicht», sagten sie, «immer zwei stehen sich gegenüber, schwenken gegeneinander ihre Hände, einmal, zweimal, und stellen auf das Kommando <drei> gleichzeitig mit der Hand eine Figur dar. Entweder die flache Hand, die ein Stück Papier, oder die geballte Faust, die einen Stein bedeutet. Oder zwei gespreizte Finger, was eine Schere darstellen soll. Nun gewinnt immer der, dessen Symbol dem anderen etwas

antun kann – das Papier wickelt den Stein ein, der Stein schleift die Schere, die Schere schneidet das Papier – hast du verstanden?» fragten sie Krüger. «Du siehst, es ist ganz einfach!» Krüger nickte etwas unsicher. Michael fiel plötzlich ein, dass Jochen für sein Leben gern knobelte. Vielleicht hatten sie es deshalb gewählt? Er rief Krüger zu: «Komm, wir fangen an!»

Es war gut, etwas zu tun, sich zu bewegen, die Kommandos von Achim zu hören, die Hände zu schleudern, sich blitzschnell eine Figur zu überlegen. Es lenkte ab.

«Eins, zwei –» rief Achim. Aber bevor er «drei» sagte, hielt Krüger ein. «Halt, wer soll's denn machen – ich meine, wer soll denn nachher sein Auge geben? Der, welcher gewinnt, oder der, welcher verliert?»

Achim und Michael sahen sich an. Dann sagte Michael bestimmt: «Natürlich, der gewinnt, der *darf* es tun – übrigens, wir machen drei Durchgänge. Wenn's dann unentschieden sein sollte, fangen wir noch mal von vorn an. Einverstanden?»

Er wusste plötzlich, warum sie knobelten: weil sie einen Ritus brauchten, etwas, was Zeit, Vorbereitungen und Umständlichkeit erforderte. Etwas, was schwierig war. Michael und Krüger stellten sich in der Mitte der Stube einander gegenüber.

«Eins, zwei –» rief Achim, aber wieder hielt Krüger ein.

Er blinzelte unsicher: «Was meint ihr, ob man mit einem Auge noch die Klaviertasten richtig treffen kann? Ich meine, wegen der Tiefenschärfe oder wie das heisst!»

Achim brauste auf: «Himmel, du brauchst ja nicht mitzumachen – lass es doch bleiben!»

«Nein, nein», sagte Krüger hastig, «ich mach' mit!»

Claudia hatte während der letzten Minuten betont uninteressiert an dem Vorgang in der Zeitung geblättert, ab und zu ärgerlich zu den Jungen hinübergeblickt, sich eine Locke ihres Haares um den Finger gewickelt und im Stuhl geschaukelt. Sie wirkte unruhig, nahm die Beine auf den Sitz, liess sie wieder hinuntergleiten, strich sich das Haar wieder glatt, knüpfte das Tuch, das sie um den Hals trug, neu. Plötzlich sprang sie auf, ging zu Michael und Krüger, ergriff deren erhobene Hände und zog sie abwärts. Ihr schmales Gesicht war ernst.

«Also, hört mal, ich finde das ja unheimlich gut, dass ihr Jochen helfen wollt. Aber denkt doch erst mal darüber nach. Ihr habt das ja noch gar nicht richtig durchgedacht. So nahe steht ihr euch doch wirklich nicht, Jochen und ihr. Da gibt's doch Leute, die ihm viel näher stehen, die es tun könnten. Sein Vater zum Beispiel, warum fragt ihr nicht seinen Vater, ob er es tun will?»

Michael sagte: «Aber wenn sein Va-

ter nicht will – und der will bestimmt nicht, sonst wäre er doch auch auf den Gedanken gekommen!» Dann fügte er hinzu: «Es ist ja auch gar nicht so schlimm, ein Auge zu opern.»

«Ein Auge vielleicht nicht, mag sein», sagte Claudia leise und dann beschwörend, «aber wenn dem anderen Auge mal was passiert? Das ist doch möglich – kann doch vorkommen – dann seid ihr es, die nicht mehr sehen könnt!»

«Komm, lass uns zufrieden!» rief Achim ungeduldig. Aber Claudia fuhr zu ihm herum.

«Jawohl, wenn dir das passieren würde, dann könntest du auch nicht mehr tanzen und autofahren und mit Mädchen gehen, woran dir ja soviel liegt!» und hastig, ehe die anderen etwas erwidern konnten, schrie sie Krüger ins Gesicht: «Und du könntest keine Noten mehr lesen, und Michael –»

Jetzt hielt es Achim nicht mehr. «Hör mal», sagte er ironisch, «du tust doch sonst so wahnsinnig sozial. Du mimst doch immer Jeanne d'Arc, Menschheitsbeglückerin und Weltverbesserin. Und wenn's hier darum geht, einem Freund zu helfen, praktisch zu helfen, dann passt du selbst schon ganz und gar und willst auch noch andere davon abbringen. Eure ganze Hilfsbereitschaft für andere Menschen ist doch nur Gerede!»

Claudia war blass geworden. Sie sah

p f i f f

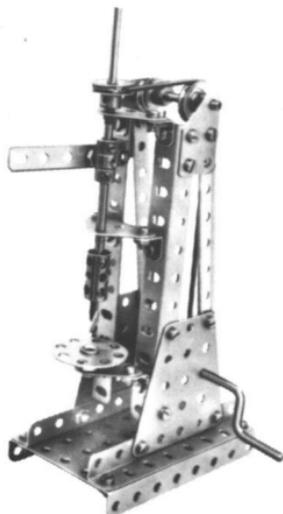
Leser wissen *mehr*

Das ist eine feststehende Tatsache. «pfiff» berichtet über Tiere, Autos, Flugzeuge, bringt Rätsel, lehrt Zaubern, hat sogar Geheimschriften, sagt, was der Vorname bedeutet, gibt Anregungen zum Basteln, für Modelleisenbahn-Spieler, zum Zelten usw.

«pfiff» ist einfach die Zeitung für Schülerinnen und Schüler. Wenn Du es nicht glaubst, dann lass Dir eine Probenummer kommen. Schicke Deine Adresse zusammen mit 90 Rappen in Briefmarken an:

Büry-Verlag AG, Jugend-Zeitung «pfiff», Hugostr. 2, 8050 Zürich

PS.: Mach es schnell, denn natürlich werden Tausende von «Mein Freund»-Lesern auch eine Probenummer wollen.



Die Metall-Konstruktions-Baukasten

STOKYS -Ingenieur

sind technisch **interessant** und **vielseitig** wie **kein** anderes Spielzeug!

Neu: Modellbogen und Bausätze für Grossmodelle und Arbeitsmaschinen (Ornamente-Zeichnungsmaschine und Töpferscheibe), mit denen man – dank der starken STOKYS-Elektromotoren – richtig arbeiten kann.

Eine faszinierende Beschäftigung!

In allen Spielwaren-Eisenwarengeschäften, Papeterien und Warenhäusern erhältlich. Wir senden Ihnen gern gratis eine Dokumentation.

Gebr. Stockmann AG STOKYS-Fabrik 6004 Luzern

Michael an, so als brauche sie seine Hilfe. Aber er liess sie diesmal allein. «Sei mir nicht böse, Claudia, aber ich finde, Achim hat recht.»

Die Röte stieg in ihre blassen Wangen, sie strich sich zornig das Haar aus der Stirn. «Also gut, dann macht den Quatsch, wenn ihr wollt. Opfert euch für einen kleinen Kapitalistengungen, einen Typ, der selber daran schuld ist, dass es ihm so dreckig geht. Ich will damit nichts zu tun haben!»

Sie griff nach ihrer Jacke, die auf dem Stuhl lag, durchquerte das Zimmer, warf die Tür hinter sich zu. Noch einmal hörten sie ihre raschen, fliehenden Füsse auf dem Flur, noch einmal fiel eine Tür hart und laut ins Schloss – nun waren sie allein. Nur der Schaukelstuhl schwankte noch etwas hin und her.

*

Wie werden sich die jungen Menschen entscheiden? Und ist das der richtige Weg, um dem Freund zu helfen? Ilse Kleberger aus Berlin, die Autorin des Romans «*Der grosse Entschluss*», ist Ärztin und Schriftstellerin zugleich. So beherrscht sie nicht nur dieses Thema, sie beweist auch ein grosses Einfühlungsvermögen und viel Verständnis für die Probleme junger Menschen (Schweizer Jugend-Verlag, Solothurn).

Manchmal hängen menschliche

Schicksale wirklich an dünnen Fäden. Das erfährt die fünfzehnjährige Heldin des Romans «*Dein Brief wird kommen, Lucie*», den der tschechische Schriftsteller Stanislav Rudolf geschrieben hat: Sonst eine gute Schülerin, fällt Lucie – wegen scheinbar unwichtigen Vorkommnissen zu Hause – bei der Aufnahmeprüfung ins Gymnasium durch. Weil für die ehrgeizige Mutter keine andere Ausbildung in Frage kommt, soll das Mädchen ein Jahr lang im Haushalt helfen und dann die Prüfung nochmals versuchen. Ein Jahr in der Enge, in Kleinlichkeiten und ohne rechten Sinn. Doch am Ende nimmt Lucie ihr Leben fest in die eigenen Hände (Verlag Sauerländer, Aarau).

Tragisch endet der Roman «*Gesucht wird...*» des französischen Autors Pierre Pelot: Adrian ist Rekrut. Während eines Nachtmarsches läuft er davon. Er weiss selbst nicht recht, warum. Er will versuchen, mit seiner Freundin Celia unterzutauchen, er will mit ihr irgendwo, irgendwie ein ganz neues Leben anfangen. Doch das kann nicht gut enden: mit einem gestohlenen Auto beginnt es, und Schritt für Schritt verstricken sich die beiden in ein Netz, das sich verhängnisvoll über ihnen zusammenzieht (Verlag Sauerländer, Aarau).

Spiel und Spass

Wortverwandlung

Jeder Spieler bekommt Bleistift und Papier.

Ein Spieler nennt nun ein einsilbiges Wort, beispielsweise BALL, sein Nachbar ein zweites, z.B. HUND. Nun schreibt jeder das erste Wort oben, das zweite Wort unten auf seinen Zettel.

Durch Verändern von jeweils einem Buchstaben soll das erste Wort nun in das zweite verwandelt werden. Wer dazu die wenigsten Zwischenwörter benötigt, ist Sieger.

Ein Beispiel:

- BALL
- WALL
- WALD
- WAND
- HAND
- HUND

Der Kochlöffel-Detektiv

Alle Spieler bilden einen Kreis. Innerhalb dieses Kreises steht ein Spieler mit verbundenen Augen. Er hält

in jeder Hand einen Kochlöffel. Die Spieler gehen nun so lange rundum, bis der Spieler in der Mitte die beiden Kochlöffel zusammenschlägt. Mit vorsichtig vorgestreckten Löffeln nähert er sich dem Kreis, bis er auf einen Mitspieler stösst. Diesen tastet er nun mit dem Kochlöffel ab, um herauszufinden, um wen es sich handelt. Während des Tastens hat er das Recht, die betreffende Person durch Brummen und Gurren oder Piepsen zum Lachen zu bringen, so dass sie sich verrät. Erkennt er den Kameraden nicht, muss er nochmals in die Mitte. Wer erkannt wird, muss die Stelle in der Mitte einnehmen.

Spitz, pass auf!

Bei diesem lustigen Spiel können beliebig viele Personen mitmachen.

Man befestigt grosse Knöpfe an längeren Schnüren. Jeder Spieler legt seinen Knopf auf ein rundes Kartonstück in die Mitte des Tisches. Das Schnurende behält er in der Hand. Ein Mitspieler bekommt einen Würfelbecher mit einem Würfel. Wirft er nun eine Sechs oder eine Eins, so muss er blitzschnell versuchen, die in der Mitte liegenden Knöpfe mit dem Becher zu fangen. Natürlich versuchen seine Kameraden ihre Knöpfe ebenso blitzschnell wegzuziehen.

Wird ein Knopf gefangen, so muss er durch eine Spielmarke ausgelöst werden.

Zieht nun ein Spieler bei einer an-

dern Zahl als bei der Eins oder Sechs seinen Knopf weg, so muss er den Würfelbecher übernehmen und seinen Knopf abgeben.

Haben alle Spieler ihre Knöpfe retten können, so muss der Fänger jedem eine Spielmarke zahlen. Der «Reichste» hat dann gewonnen.

Wer kann gut beobachten?

Unser Test dient zur Überprüfung der Beobachtungsgabe.

Jeder Mitspieler erhält Bleistift und Papier. Einer stellt nun die Testfragen, die notiert und binnen zehn Minuten beantwortet sein müssen. Die Fragen dürfen nur Dinge betreffen, mit denen die Spieler immer wieder in Berührung kommen.

Zum Beispiel:

Wo ist der nächste Briefkasten? – Was für ein Blumenstock stand heute morgen auf dem Pult des Lehrers? – Hat die Uhr am Schulhaus arabische oder römische Zahlen? – Wie gross ist der Durchmesser eines Zweifrankensteinstückes? – War das Gartentor aus Eisen oder aus Holz? – Zeichne das Zifferblatt deiner Uhr!

Wer am meisten richtige Antworten aufweist, ist Sieger, d.h., er hat bewiesen, dass er gut beobachten kann.

Geschichten machen

Wieder erhält jeder Spieler Papier und Bleistift. Nun darf jeder ein Wort nennen, das von allen notiert wird. Wenn etwa acht bis zehn Wör-

ter notiert sind, beginnt der Wettbewerb: Jeder muss nun eine kleine Geschichte schreiben, in der alle notierten Wörter vorkommen müssen. Bedingung: Die Geschichte darf höchstens achtmal mehr Wörter enthalten, als am Anfang aufgeschrieben wurden.

Wer zuerst eine richtige Geschichte hat, ist Sieger. Er liest sie vor – und alle haben ihren Spass daran.

Zeichenkünstler

Der Spielleiter legt so viele Blätter weisses Papier übereinander, als Spieler vorhanden sind. Dann durchsticht er mit einer Nadel den Papierstoss an zehn beliebigen Stellen.

Jeder Spieler erhält nun eines der Blätter. Seine Aufgabe besteht darin, binnen fünf Minuten (der Spielleiter stoppt die Zeit) mit Bleistiftlinien die durchstochenen Punkte so zu verbinden, dass eine originelle Zeichnung entsteht.

Obwohl alle Spieler die gleiche Ausgangssituation hatten, entstehen die verschiedenartigsten Zeichnungen. Am Schluss werden die Zeichnungen von allen gemeinsam bewertet.

Die Zeitungsjungen

Jeder Zeitungsjunge will zuerst am Ziel sein, um seine Zeitungen abzusetzen.

Nun handelt es sich aber um einen ganz besondern Lauf: Jeder muss die Zeitung zwischen die Knie klemmen

und darf sie während des Laufens nicht verlieren; ebenso dürfen die Hände nicht benützt werden. Wer zuerst am Ziel ist, hat gewonnen.

Zahlen lesen

Zwei Spielern wird auf dem Rücken ein grösserer Zettel befestigt, auf dem eine zweistellige Zahl deutlich geschrieben steht. Keiner der beiden darf jedoch wissen, wie die Zahl am Rücken des andern heisst.

Auf «Los» beginnt das Spiel: Die beiden umschleichen einander, und jeder bemüht sich, so schnell wie möglich die Zahl am Rücken des Gegners zu entziffern – ohne dass dabei die eigene Zahl abgelesen werden kann.

Wer zuerst die richtige Zahl des Gegners nennt, ist Sieger.

Stolpern verboten

... und zwischenhinein ein paar lustige «Zungenbrecher»!

Versucht einmal, schnell und fehlerfrei den Satz «Die Katze tritt die Treppe krumm» fünfmal hintereinander herzusagen.

Kinderleicht, findet ihr. Dann versucht es mit folgendem Satz: «Die Grossen glitten grinsend übers graue Glatteis; die Kleinen trabten kriechend hindreinander.»

Wer den Satz «Krabben in Knoblauch sind eine gute Krankenkost» auch ohne Mühe fünfmal hintereinander sagen kann, wage sich zum

Schluss an folgendes Satzgebilde: «Schnelle Schneider unterscheiden Schleifen und Scheren, aber Seifen und Kreiden scheiden schnelle Schneider nie...»

Was bringt die Zeitung?

Alle Spieler sitzen im Kreis um den Tisch. Einer wirft einem Mitspieler ein geknotetes Taschentuch zu und stellt die Frage: «Was bringt die Zeitung?» Der Gefragte antwortet beispielsweise: «Den Wetterbericht» und wirft das Taschentuch schnell einem weitem Spieler zu. Dieser muss nun ein Wort finden, das mit dem Endbuchstaben des vorhergehenden beginnt und sich auf den Inhalt der Zeitung bezieht, z. B. «Tagesneuigkeiten». Der nächste Spieler muss nun ein Wort sagen, das mit N beginnt usw.

Wer nicht weiterkann, gibt ein Pfand.

Lachen erlaubt...

Kurt behauptet, dass sein Kamerad Heinz nach leichter Berührung mit dem Zauberstab nicht mehr imstande sein werde, die Jacke allein auszuführen.

Heinz lacht: «Den möchte ich sehen, der mich daran hindert!»

Kurt nimmt also den Zauberstab und berührt Heinz, dann beginnt er gemächlich, seine Jacke auszuführen. Heinz macht es ihm sofort nach – er hat also die Jacke nicht allein (!) ausgezogen...

Reise durch das Abc

Grosser Wettkampf: Wer schreibt eine Geschichte, bei der alle Buchstaben des Alphabets nacheinander als Anfangsbuchstaben vorkommen? Ein Beispiel:

Anna bat Christian, dass er fahre gen Heidelberg in jenem kleinen Lastauto mit neun Oberschülern. Peter Quint reichte sein Taschentuch und veilchenblaue Wollhandschuhe. Xanthippe Yyak zeterte!

Auch rückwärts kann man es probieren:

Zum Yogameister Xaver wandelte ...

Koffer packen

Ein Spieler beginnt: «In meinem Koffer sind Kleider.» Der nächste fährt fort: «In meinem Koffer sind Kleider und Schuhe.» Der nächste wiederholt den Satz und fügt noch etwas Neues hinzu, z.B. Strümpfe, Hemden, Handschuhe usw.

Die Spieler müssen gut aufpassen, denn die Wortkette wird immer länger. Wer nicht weiter weiss, sich in der Reihenfolge irrt oder Wörter auslässt, scheidet aus.

Gewinner ist, wer die längste Wortkette fehlerlos wiederholen kann.

Gewandte Leute

Die Spieler stehen alle mit dem Gesicht zur Wand. Nun wird der rechte Fuss nach hinten gehoben, und die Spielleiterin klebt auf jeden Absatz ein Stück beschriebenes Papier.

Die Texte sind alle ungefähr gleich lang, aber voneinander verschieden. Alle lösen sich nun von der Wand, verschränken bei aufrechter Haltung die Arme auf dem Rücken, so dass sie frei auf einem Bein stehen können.

Auf «Los!» versucht jetzt jeder, durch Wenden des Kopfes den Text auf seinem Absatz zu lesen.

Wer das kann, begibt sich sofort zur Spielleiterin und sagt ihr den Text auf.

So ergibt sich die Reihenfolge der Gewinner.

Wortschatz

Jeder Spieler erhält einen Zettel und schreibt an den obern Rand sechs Buchstaben, und zwar in alphabetischer Reihenfolge, beispielsweise E, I, M, M, S, T. Es müssen sowohl Vokale wie auch Konsonanten verwendet werden.

Nachdem die Zettel eingesammelt, gefaltet und in einen Hut oder Topf geworfen wurden, zieht jeder Teilnehmer einen Zettel. Auf ein Zeichen des Spielleiters beginnt jeder aus den Buchstaben, die auf seinem Zettel stehen, sinnvolle Wörter zu bilden. Dabei dürfen alle oder auch nur ein Teil der Buchstaben verwendet werden.

Aus den genannten Buchstaben kann man z.B. folgende Wörter bilden: STIMME, EIS, MET, MIST, MIME. Wer innerhalb fünf Minuten am meisten Wörter findet, hat gewonnen.

«Mein Freund»-Quiz 1979

Kontrollmarke

Lösungszahl:

Name

Vorname

Strasse / Hof

PLZ / Wohnort

Geburtsjahr

In Blockschrift ausfüllen, ausschneiden und auf die Rückseite einer Postkarte kleben

In Blockschrift ausfüllen, ausschneiden und auf die Rückseite der Zeichnung kleben

Wettbewerb Zeichnen 1979

Kontrollmarke

Name

Vorname

Strasse / Hof

PLZ / Wohnort

Geburtsjahr

Unterzeichnete(r) bestätigt, dass diese Zeichnung selbständig, ohne fremde Hilfe, vom Wettbewerbsteilnehmer ausgeführt wurde.

Unterschrift

Wettbewerb Texte machen

Kontrollmarke

Name

Vorname

Strasse / Hof

PLZ / Wohnort

Geburtsjahr

In Blockschrift ausfüllen, ausschneiden und auf die Rückseite des Slogans kleben!



In Blockschrift ausfüllen, ausschneiden und auf die Rückseite einer Postkarte kleben!



Wettbewerb Leseratten 1979

Kontrollmarke

Lösungswort

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Name

Vorname

Strasse / Hof

PLZ / Wohnort

Geburtsjahr

Wünsch Dir das!

Joan Walsh Anglund
Das
Geburtstagsbuch



Joan Walsh Anglund
Das
Geburtstagsbuch
208 Seiten
Gebunden

Walter-Verlag

Ein kleines Album, das Dich durchs ganze Jahr begleitet und immer wieder an alle, die Du gern hast, Eltern, Freunde, Geschwister, u. a. und ihre Geburtstage erinnern soll.

Zu beziehen im Buchhandel

Hier löst sich alles auf

Die Mitte fehlt (S. 12)

Leder – Brühe – Gasse – Stern – Rinde – Tafel – Falte – Grund – Heger – Lizzi – Stein – Stuhl – Kugel = Düsenflugzeug.

Schlüssel, nichts als Schlüssel (S. 20)

Der zweite Schlüssel in der ersten Reihe und der fünfte Schlüssel in der zweiten Reihe sind gleich.

Die nächste Zahl (S. 20)

1. Reihe: 16 4. Reihe: 33
2. Reihe: 15 5. Reihe: 0
3. Reihe: 120 6. Reihe: 25

Wer schaltet am schnellsten? (S. 132)

Das vierte Quadrat in der ersten Reihe und das erste der sechsten Reihe sind genau gleich.

Andere Köpfe (S. 132)

Sack – Enkel – Ilse – Lotte – Band – Angel – Hantel – Nagel = Seilbahn.

Quellenangaben

1. Fotos

Aero-Club der Schweiz (41, 42/43) – Bern–Lötschberg–Simplon-Bahn, Sektion Publizität, Bern (50, 51, 54/55) – BfU, Bern (21) – Horst Bielefeld/Bavaria (120) – Georges Bodmer/Bavaria (125) – Hans Bräker, Köln (65–72) – Hansruedi Bramaz/Comet, Zürich (88, 89, 90, 91) – Bruell Pressbild, Zürich (14) – Comet-Foto, Zürich (15, 31, 35, 36, 38, 39, 45, 46, 57, 58, 59, 60, 102/103) – Comet-Flugaufnahme, Zürich (49) – Compagnie Internationale des Wagons-Lits (95, 96, 97, 99) – Helmut Ctverak/Bavaria (122/123) – Theo Frey, Olten (143) – Generaldirektion PTT, Sektion Publizität, Bern (30) – Holdener/Bavaria (121) – Hans Keusen/Omnia, Bern (22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 112, 113, 114, 115, 116) – Hans Krebs/Comet, Zürich (92, 93, 94) – Rolf Kunitsch, Altheim (159) – Thomas Ledergerber, Olten (137, 145, 147, 149, 151) – Peter A. Meyer, Luzern (2/3, 5, 6, 133, 139) – Novoflex/Bavaria (117) – Leonhard Lee Rue/Bavaria (125, 127) – Christof Sonderegger/Comet, Zürich (79, 80, 81, 82/83, 129, 131) – H. Spöhel/Omnia, Bern (73, 74, 75, 76, 77, 78) – Dr. Ernst Schenker, Bern (52, 53, 84, 85, 86, 87, 105, 106, 107) – Schweizerische Verkehrszentrale, Zürich (11, 35) – Tomsich/Bavaria (119) – Transvertas, Zürich (101) – Verband Schweizerischer Elektrizitätswerke, Zürich (111).

2. Textunterlagen

Wie wird das Wetter? B. H. Bull – Reiten durch Jahrtausende: Gayda-Press – Schlüssel, nichts als Schlüssel: Deike-Press – Wie heisst die nächste Zahl? B. H. Bull – Sicherheit für Zweiradfahrer: Schweizerische Beratungsstelle für Unfallverhütung (BfU) – NATEL: Generaldirektion PTT, Sektion Publizität – Fliegerische Vorschulung: Aero-Club der Schweiz – Soziale Wohlfahrt, Wissenschaft und Kultur: Die Bundesverwaltung in Wort und Bild 1975/76, herausgegeben von der Schweizerischen Bundeskanzlei – Die Mönche von Hauterive: Comet-Reportage – Die Brenner-Autobahn: Comet-Reportage – Mit der Bahn zum Flugzeug: Information und Public Relations SBB – Sonnenenergie aus den Speichern der Natur: Verband Schweizerischer Elektrizitätswerke – Prärie-hunde: Universum – Wer schaltet am schnellsten?: Deike-Press – Streng geheim: Walter Sperling – Quizfragen 6 und 12: B. H. Bull

Inhaltsverzeichnis

Rund um die Welt

Mein Vorname	4
Wir machen es besser	7
Wie wird das Wetter?	10
Test	12
Reiten durch Jahrtausende . . .	13
Das Velo hat nicht ausgedient .	16
Test	20
Sicherheit für Zweiradfahrer . .	21
Ein königliches Spiel	22
Zauber der Töne	26
NATEL	30
Soziale Wohlfahrt, Wissen- schaft und Kultur	34
Tips fürs Englandjahr	37
Fliegerische Vorschulung . . .	40
Ein Beruf für ideenreiche junge Leute	44
Beat Brechbühl schreibt für Kinder	47
Der Kampf mit dem harten Fels	50
Die Mönche von Hauterive . . .	56
Der Buddhismus – eine asiatische Religion	61
Seiden und Soldaten, Barbaren und Banditen	73
Heimaey	79
Helgoland	84
Die Brenner-Autobahn	88
Ein Turm ohne Beispiel	92
Der rote Teppich wird ausgelegt	95
Mit der Bahn zum Flugzeug . .	100

An heiligen Wassern	104
Sonnenenergie aus den Speichern der Natur	108
Keine Pflanze ist nützlicher als die Kokospflanze	112
Das Millionenhier der Insekten	117
Mein Name ist Hase	121
Präriehunde	124
Nimmersatte Möwen	127
Der König der Nacht	129
Test	130

Spiel mit

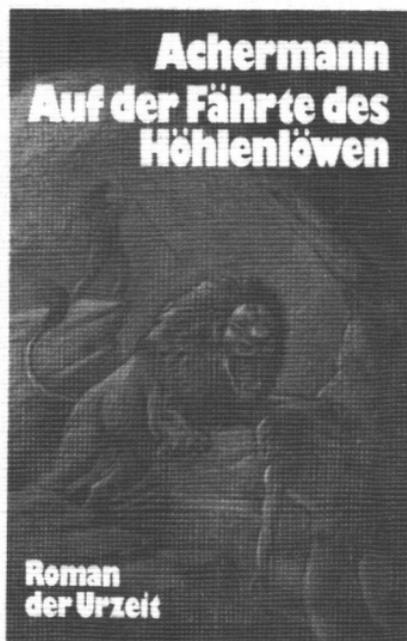
Wettbewerbe 1979	134
Wettbewerbe 1978	143
Genau nach Norden	154
Streng geheim	156

Für die Leseratten

Was ist mit Onkel Martin los? .	160
Auf der Flucht	170
Ali Alois	178
Was plant Ahmad?	184
Auf dem Weg nach Benares . .	200
Schwer verletzt, besonders im Gesicht	211

Spiel und Spass	224
Kontrollmarken	228
Hier löst sich alles auf	231

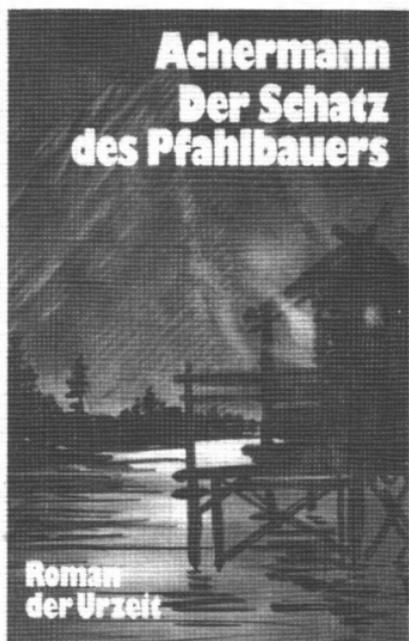
Die beliebten Romane von F. H. Achermann



Der Kampf mit den Naturgewalten, mit Mammut, Bison und Höhlenlöwe, der das Leben der Eiszeitjäger bestimmte, wird hier zum fesselnden Miterleben.

Jetzt wieder in jeder Buchhandlung

Walter-Verlag



In diesem spannenden Roman um Kampf und Verrat, Intrige und Liebe wird die Zeit der Pfahlbauer unmittelbar lebendig.